

Die Mecklenburgische Heimat : Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

[10. Jahrgang] (1917)

Rostock: Gedruckt in Carl Hinstorffs Hofbuchdruckerei, 1917

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1903481236>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext



Die „Mecklenburgische Heimat“ ist Vereinsblatt des Vereins zur Erhaltung und Förderung Mecklenburger Art und Sitte und unterstützt die Bestrebungen des „Heimatsbundes Mecklenburg“ und des Meckl. Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Die „Heimat“ erscheint vierzehntägig. Durch die Post bezogen vierteljährlich 50 Pfg. ausschließlich Bestellgeld; bei direkter Bestellung beim Verlag von 3 Stück an freie Zusendung. Auf je 10 Stück 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 1.

Erste Januar-Nummer.

1917.

Inhalt: 1917. Einige Eingangsworte. — Silvester. — Zum neuen Jahr. — Oberst von Börd. — Des neuen Jahres Sonne. — Ein Marschlied der Deutschen von Goethe. — Aus einem Kriegsbrieft Carlyles an einen Deutschen im Kriege 1870-71. — Plattdeutsch und Allemannisch. — Die Lebenspäpchen. — Büchertisch. — Hinauf! — Kriegswirtschaftliches. — Rätseldecke.

1917. Einige Eingangsworte.

Ein neues Jahr — Gott geb's, das letzte Kriegsjahr das Jahr, das die Geschichte der Menschheit ein besonderes gesegnetes nennen wird, weil es den Heiligen Frieden der Welt gebracht hat.

Warum wollen wir wieder an unseren zehnjährigen ab zählen all die Opfer, all das Elend, all die Tränen, die uns das Kriegselend noch bringen wird — wir wissen es wahrhaft schon zur Genüge. Ihr lieben Leute, die ihr von Kanzel und Katheder zum liebenden Volke sprecht, quält uns nicht länger mit euren Ermahnungen, mit eurem Klage- und Grabeston — gebt uns lieber beglückende Hoffnung, unerschütterlichen Gottesglauben!

Durchhalten müssen, müssen,

müssen wir. Darauf wollen wir wirklich nicht mehr herumreiten; das wollen wir nicht immer wieder an jeder Straßenecke betonen — sonst wirkt es als Phrase und unsere Feinde machen sich lustig darüber. Wir wollen uns ohne Jammergeschrei der eisernen Notwendigkeit fügen; die fortgesetzten Ermahnungen bringen uns nicht auf den Weg zu Gott.

Leute, die wissen, das ihnen persönlich der Krieg keinen Schaden bringt, und mag er auch Jahre dauern, sollten sein stiller Dienst zum Hilfsdienst melden. Nur wer wirkliche Opfer gebracht hat, darf mitreden.

Trotz der Fortdauer des Krieges — eines hat uns das Friedensangebot des Vierbundes, haben uns



Die Flucht der heiligen Familie.

die Friedensnoten der Neutralen gebracht: die feste Hoffnung auf baldige bessere Zeiten.

Diese Hoffnung ist gerade jetzt weder ein Alltags-trost noch ein billiges Beruhigungspulver — sie ist uns ein unverlierbares Gut, ein Lebenselixier geworden. Der Frieden sitzt nicht mehr unbemerkt von den feindlichen Machthabern und geduckt im Dunkeln; er ist aufgestanden und ins helle Licht getreten. Die Völker sehen ihn, die Völker reden von ihm, und der Geifer der giftgeschwollenen Kriegs-heher kann ihn nicht mehr in die Dunkelheit zurück-treiben; er steht zu fest. Die Volksseele bei uns, die Volksseele beim Feinde haben seine beseligende Nähe geschmeckt, und wenn auch nur ein Körnlein des Samens, den er ausgestreut, auf fruchtbaren Boden gefallen ist — wir wollen dessen zufrieden sein.

Immer wieder taucht das Gerücht auf, daß der Krieg noch Jahre dauern wird. Ja, wenn es nach denen ginge, die diesen Krieg in ruchloser Weise ange-zettelt haben und die jetzt wahnsinnige Angst vor den Folgen ihres verübten Tuns gepakt hat und die diese Folgen möglichst lange hinausschieben wollen! Aber Gott sei es gedankt — nach dem Willen unserer Feinde wird es nicht mehr gehen!

Der Vierbund ist und bleibt friedensbereit. Da die Feinde nicht die gleiche Friedensbereitschaft ge-zeigt haben, wie wir, wird der Vierbund den Frieden mit der Schärfe seines siegreichen Schwertes erzwingen und das eher, als es sich unsere Feinde denken.

Wir wollen die Kraft unserer Feinde gewiß nicht unterschätzen, aber das muß doch wahr bleiben: zwei-erlei besitzen unsere Feinde nicht mehr wie zu Beginn des Krieges: die Hoffnung, uns mit Waffengewalt, die Hoffnung, uns durch Aushungerung zu besiegen.

Es ist doch wohl eine uralte Erfahrung, daß, je mehr sich einer besiegt fühlt, er um so weniger seine Unterlegenheit eingestehen will, sondern vielmehr in wahnwitzigen bombastischen Reden seine Unbesiegbarkeit und Unbeugsamkeit immer tönender verkündet, bis er am Boden liegt.

Wer jetzt noch an dem für uns siegreichen Ausgang des Krieges zweifelt, dem ist nicht zu helfen. Ich weiß nicht, ob mancher Leser gleich mir Optimist ist. Man hat meinen Optimismus so oft getadelt, denn von Monat zu Monat hatte ich einen für uns siegreichen Frieden erhofft — allerdings bisher vergebens, das ist richtig. Aber das muß man mir doch zugestehen, daß ich mich gerade mit meinem Optimismus glücklicher als all die tausend Schwarzseher durch die schreckliche Kriegszeit hindurchgelebt habe. Und schließlich: unser Ziel werden wir Optimisten doch erreichen, und wenn die Zeichen nicht trügen, noch in diesem Jahre.

Worauf stützt sich unsere Zuversicht?

Ist es nicht ein Gnadengeschenk Gottes, daß wir den genialsten Feldherrn dieses Krieges unser nennen und daß diesem Mann von den Völkern des Vierbundes unbegrenztes Vertrauen entgegengebracht wird?! Ein eisgrauer Major hat neulich auf die Frage: „Was soll nun geschehen?“ geantwortet: „Wir müssen immerzu siegen, um so eher haben wir den Frieden.“ Er meinte das Siegen nur im militärischen Sinne. Nun — Sieg an Sieg haben unsere Heere gereicht in geradezu be-wunderungswürdiger Weise; erst Rumäniens Fall ist dessen wieder einmal Zeuge. Marschall Hindenburg mit seinen Getreuen wird auch fernerhin dafür sorgen, daß der Sieg unser Bundesgenosse bleibt; darum braucht uns nicht bange zu sein.

(Fortsetzung.)

Ernst Büchel.



Silvester.

Ein Jahr — ein kleines Wort.
Und wieviel Not!
Manch Herze trägt es kaum,
Was es ihm bot.

Ein Jahr — entbehrungsreich,
Voll Leid und Last!
Nun neigt es müd' das Haupt
Und geht zur Rast.

Wie wär's doch bitter-schwer
Zur Jahreswend',
Wenn nun nicht einer wär',
Der bei uns ständ'.

Der seine Hände legte
Auf das Leid,
Daß es ein Segen würd'
Für ewige Zeit;

Der in dem Sturm der Welt,
Der uns umstößt,
Für ird'schen, den er raubt,
Schenkt Himmelstrost.

So geht das Jahr zur Ruh
Im Dornenkranz
Und trägt im Antlitz dennoch
Stillen Glanz.

Die Glocken läuten leise
Es zur Ruh
Und Gott der Herr schließt
Seine Pforten zu.

Zum neuen Jahr.

Nun sinkt das alte Jahr hinab
So hart und heiß durchstritten;
Es geht so tränenmüd' zur Ruh',
Durchhofft, durchkämpft, durchlitten.

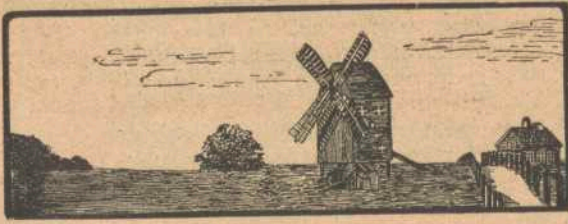
Es hat zuviel des Leid's gesehn
Auf blut-blutroten Wegen —
Nun will es seinen Pilgerstab
Still aus den Händen legen.

Und jung und sieghaft steigt herauf
Des neuen Jahres Schimmer.
Noch kennt zwar niemand seinen Lauf;
Doch eines wissen wir immer:

Der uns're friedelose Zeit
Auch heute hält in Händen,
Derselbe bleibt in Ewigkeit
Und wird's zum Segen enden!

R. W.





Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büschel.

Wenn ich von D. nach R. berufshalber fahren mußte, benutzte ich den etwas weiteren, aber um so schöneren Weg durch den Kurpark, um den Bahnhof zu erreichen.

Seit einiger Zeit begegnete mir regelmäßig eine hohe schlanke Gestalt mit braunem Schlapphut, wallendem weißen Bart, in tadelloser Kleidung. Langsam, etwas hinkend, das Haupt wie in tiefem Nachdenken gesenkt, kam sie mir entgegen und verschwand in einem der Seitengänge.

Es war der Oberst von Bork, ein sonderbarer, ganzlich abgeschlossen lebender Mensch, wie ich es irgendwo gehört hatte. Man sprach, wenn ich ehrlich sein sollte, allgemein mit Geringschätzung von ihm, eigentlich ohne Grund, denn seine Sparsamkeit und sein abgeschlossenes Wesen — und nichts anderes konnte man ihm zum Vorwurfe machen — waren doch keine Fehler. Aber so sind nun einmal die lieben Menschen aus Durchschnittshaufen: wer nicht mit ihnen die alten ausgetretenen bequemen Pfade wandert, wer nicht mit ihnen in das bewußte große Horn stößt, wer nicht für sie die Moneten verplempert und ihnen nicht Weihrauch streut, sondern wer eigene Wege geht und eine eigene Meinung hat, der ist nun einmal kein Vollmensch, der ist verrückt, zum mindesten muß man ihn verachten. Was nützt da anständige Gesinnung, fleckenloser Lebenswandel, Nächstenliebe und wie diese Luxusartikel sonst noch heißen! Alles ganz schön — alles ganz gut — aber das macht immer noch nicht den göttlichen Philister aus!

Das muß wahr sein: Oberst von Bork machte durchaus nicht den Eindruck eines Philisters. Ich hätte wohl gern einmal mit Oberst von Bork gesprochen, denn Menschen, über die der Philister die Achseln zuckt, sind immer bedeutende Menschen, da sein Horizont sie nicht begreift — aber der Mann schien unzugänglich. Und dann kam's doch, eher als ich gedacht.

An einem Nachmittage mußte ich wieder nach R. fahren, meine Frau begleitete mich. In unser Abteil stieg Bork. Während der Fahrt las meine Frau in einem Roman, kurz vor R. schloß sie das Buch und sprach mit mir über das Gelesene.

Wie ich einige Tage später den gewohnten Weg durch den Kurpark ging, trat plötzlich Bork auf mich zu, stellte sich vor und sagte mit rauher Soldatenstimme, sich bemügend, ihr einen liebenswürdigen Klang zu geben:

„Sie fuhren neulich mit einer Dame, vermutlich Ihrer Frau Gemahlin, nach R. In Ihrer Unterhaltung wurde „Niesky“ erwähnt. Darf ich mir die Frage erlauben: War „Niesky“ in Schlesien gemeint?“

Ich durfte ehrlich erstaunt darüber sein, daß er gerade die stille Herrnhuter Kolonie in der schlesischen Oberlausitz zur Anknüpfung benutzte.

Als ich meinen Namen genannt, erklärte ich: „Allerdings war Niesky in Schlesien gemeint. Die Geschichte, die meine Frau las, spielt zum großen Teil dort; es ist ein Erziehungsroman.“

In seinen scharfen grauen Augen blitzte es auf: „Ah, mein Herr, das ist interessant! Es gibt oder gab in Niesky zwei Erziehungsanstalten: eins für Knaben, das andere für Mädchen.“

„Es handelt sich um einen Bubenroman, Herr Oberst!“

Wieder das Aufblitzen in seinen Augen.

„Wie interessant! Wie interessant!“ murmelte er. Leider mußte ich nach der Uhr greifen, da ich den Zug nicht verpassen wollte.

Bork sah es.

„Ah so! Ich halte Sie auf!“ entschuldigte er sich; dann fügte er schnell hinzu, und ein verbindliches Lächeln huschte über seine Züge: „Ich will einmal ganz unverschämmt sein! Darf ich Sie darum bitten, mir bewußtes Buch leihweise zu überlassen? Vorausgesetzt natürlich, daß Frau Gemahlin Lektüre beendet hat!“

Aus dieser anscheinend leichtthin vorgetragenen aber doch auffallenden Bitte — er bitter einen ihm noch vor wenigen Minuten unbekannten Mann um leihweise Überlassung eines Buches — ersah ich sein großes Interesse und beeilte mich zu versichern:

„Selbstverständlich steht Ihnen das Buch zur Verfügung, Herr Oberst! Ich werde es Ihnen zuschicken, wenn Sie so freundlich sein wollten, mir Ihre Wohnung —“

„Verzeihung!“ unterbrach er mich. „Sie sollen keinerlei Mühe haben! Ich werde mir gestatten, das Buch heute Abend von Ihnen zu holen!“

„Bitte sehr! Von sechs Uhr ab bin ich wieder daheim!“

Er lästete höflich den Hut:

„Und nun darf ich Sie nicht länger aufhalten. Auf Wiedersehen! — Und im voraus besten Dank!“

Bald nach sechs Uhr stellte er sich ein.

Er versicherte gleich, daß er mich nicht stören, sondern nur das Buch abholen wollte.

Ich hatte das Buch zurechtgelegt und gab es ihm. Der Deckel zeigte einen der charakteristischen herrnhutischen Kirchensäle.

Bork setzte den Zwider auf.

„Soll das eine Kirche sein?“

Ich bejahte es.

„Aber die Nieskyer ist es nicht!“ sagte er bestimmt. „Die hat einen richtigen Kirchturm und keinen Dachreiter wie auf dem Bilde.“

Ich bestätigte es.

Bewundert sah er mich an:

„Kennen Sie Niesky?“

Ich nickte.

„Dort bin ich erzogen worden.“

Eine plötzliche Veränderung ging mit dem alten Herrn vor sich: Steifheit und Fremdheit verschwanden, zutraulich schlug er mich auf die Schulter und rief in einem Tone, als hätte er lange keine so schöne Freude erlebt:

„Sie sind alter Nieskyer?! Das ist ja hochinteressant! Wie wirklich, das ist hochinteressant! — Wie mich das freut!“ Und bittend fügte er hinzu: „Nun kann ich aber wirklich noch nicht gehen! Wenn Sie ein wenig Zeit haben, dann müssen wir von der gemeinsamen Jugendstätte plaudern; denn auch ich bin alter Nieskyer! ...“ In seinen Augen leuchtete es auf, und froh sah er mich an, wie einer, der ein reiches Glück besitzt; dann aber erlosch der Glanz, und ein bitterer Ausdruck trat hervor, als er fortfuhr: „Es wäre ein restloses Jugendglück gewesen, wenn mir nicht die beiden letzten Jahre so vergällt worden wären!“

Die Nieskyer Knabenanstalt ist ein altberühmtes Erziehungsinstitut, ihre Anfänge reichen bis in das Jahr 1739 zurück. Ausgezeichnete Männer, die ihrem Vaterlande wertvolle Dienste geleistet haben, sind hier unterrichtet worden: ich nenne den berühmten Theologen und Patrioten Schleiermacher, dessen geistiger und religiöser Einfluß sich weit über die Grenzen Berlins hinaus, über ganz Deutschland, ja über alle Gebiete des Protestantismus erstreckt hat, eine neue Epoche der Theologie wird von ihm datiert. Ich nenne weiter den ehemaligen genialen Chef des Großen Generalstabes, den Grafen Schlieffen; die Früchte seiner hervorragenden Tätigkeit konnten wir in dem gewaltigen Weltkrieg zum Segen unseres Vaterlandes einern. — Ich könnte noch eine Reihe bedeutender Theologen, hoher Offiziere und Staatsbeamten, gefeierter Dichter und Schriftsteller erwähnen, die den Jungbrunnen Nieskyer Bildung ge-

nossen haben; es würde zu weit führen und den Rahmen meiner Erzählung überschreiten.

Im Mittelpunkt des Unterrichtes standen einmal die römischen und griechischen Klassiker, wie es in einer humanistischen Anstalt selbstverständlich ist. Der Kult wurde aber soweit getrieben, daß man Dramen der alten griechischen Tragiker neben modernisierten Szenen der beiden Lustspielichter Euripides und Plautus aufführte. — Dagegen wurde die deutsche Schaubühne höchst gering geschätzt. Von dem einen Direktor erzählte die Mama, daß er Jahr für Jahr zu Tränen gerührt war, sobald er in der Prima an die Stelle kam, wo Plato den Tod des großen Sokrates schildert.

Dann spielte natürlich — eingedenk des herrnhutischen Prinzips, das ganze Leben als einen Gottesdienst zu betrachten —, das religiös-kirchliche Moment eine Hauptrolle. Da nun einmal das religiöse Gefühl das empfindlichste Gefühl ist, was der Mensch besitzt, beging man dadurch einen großen Fehler, daß man es in die Zwangsjacke der Schablone preßte; was man damit erreichte, war bei den einen ein Fanatismus grenzendes religiöses Empfinden, bei den anderen direkte Abneigung gegen Religion und Kirche.

Traurig genug war es um den Deutsch- und Geschichtsunterricht bestellt, wie das wohl übrigens vor dem Weltkriege bei den humanistischen Bildungsanstalten die Regel war; man darf hoffen, daß eine der guten Früchte des Weltkrieges sein wird, daß das Deutsch- und das Geschichtsfach in Zukunft eine erstklassige Behandlung erfahren werden.

Sehr zu loben war die körperliche Ausbildung der Riescher Schüler. Turnunterricht, Flußbad, Fußball- und Barrespiel, Schlittschuhlauf und Rodelbahn standen auf der Höhe. (Fortf. folgt.)

Des neuen Jahres Sonne.

Mel.: Nun laßt uns Gott, dem Herren.

Des neuen Jahres Sonne
Begrüß' ich voller Wonne,
Da ich an Jesu Seite
Durch seine Pforten schreite.

Er bleibt mir treu verbunden
In Glücks- und Unglücksstunden;
Auf allen meinen Wegen
Begleitet mich sein Segen.

Er gibt zu meinem Werke
Mir Freudigkeit und Stärke
Und krönt mit Gelingen
Mein Wollen und Vollbringen.

Umflattern mich die Sorgen
Und bangt mir um das Morgen,
Er läßt mich nicht erliegen
Und schenkt mir Kraft zum Siegen.

Wenn Menschen mich verachten
Und mir zu schaden trachten,
So zeigt er seine Wahrheit
Mir stets in neuer Klarheit.

Verfolgen meine Schritte
Des Unglücks rauhe Tritte,
So hält er meinem Hoffen
Doch stets die Hilfe offen.

Will Satan mich berücken
Mit seinen Schlangentücken,
So warnt mich Jesus milde
Und gibt sich mir zum Schilde.

Soll mir der Tod entreißen,
Die meine Lieben heißen:
Mein Jesus macht mich stille
Aus seines Trostes Fülle.

Und soll ich selber sterben,
So läßt er mich ererben
Des Lebens ewige Krone
An seinem Himmelsthronen.

Was kann mir da noch fehlen?
Was soll ich noch mit quälen?
Und warum sollt' ich zittern
Und mir das Jahr verbittern?

Nein, nein, ich will's beginnen
Mit glaubensfrohen Sinnen;
Wie Gott will, will ich's enden,
Er wird's zum Besten wenden.

Franz Bardey.

Ein Marschlied der Deutschen von Goethe.

Zu Goethes gewaltigsten Gedichten gehört sein Freimaurerpsalm „Symbolum“. Leider ist er nicht so bekannt, wie er zu sein verdiente. Kannte ihn doch Goethe's Freund, Thomas Carlyle, jener Verkünder deutscher Geisteskultur in England, das „Marschlied der teutonischen Nationen“. In der neuesten Zeit werden indessen die wahrhaft erhebenden Schlusstrophen des öfteren zitiert, z. B. in dem bekannten Romane Helmut Honninga von Popert. Die Unbekanntheit des herrlichen Liedes liegt m. E. daran, daß Goethe im ersten Verse auf Freimaurerverhältnisse Bezug nimmt, die für die Allgemeinheit nicht solches Interesse haben. Wenn man nun versuchen könnte, den ersten Vers durch geeignete Strophen von allgemeinem Inhalt zu ersetzen, so würde man in der Tat für ganz Deutschland eins der herrlichsten Lieder Goethes gewinnen, und es bedürfte dann nur eines Komponisten, der für die Goetheschen Worte eine entsprechende Melodie erfände, um uns Deutschen ein markiges Schutz- und Truglied von Goethe zu verschaffen. Untenstehend ist nun der Versuch gemacht worden, den ersten Goethe'schen Vers, der lautet:

„Des Maurers Wandeln,
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben,
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.“

durch einen anderen Vers zu ersetzen. Würde der Vers sich einbürgern, und eine entsprechende Melodie im deutschen Volke Anklang finden, so hätten wir:

Das Marschlied der Deutschen.

Wir Deutschen schreiten
Ohn' alles Zagen
Von Hoffnung getragen
Hin durch die Zeiten
Als Führer der Menschheit. *)

Die Zukunft deckt
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke;
Doch ungeschreckt
Dringen wir vorwärts.

Und schwer und ferne
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer,
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier flechten sie Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

H. Eberhard.

*) Vgl. z. B. The Germans to the Front im Boxerkriege.

Aus einem Kriegsbrieife Carlyles an einen Deutschen im Kriege 1870=71.

„Ach, leider vermögen meine Wünsche wenig für Sie oder für Ihre tapferen Kameraden, die so heldenmütig den Stürmen des Krieges und der Unbill des Wetters die Stirn bieten. Aber sollten diese Zeilen Sie jemals erreichen, lassen Sie dieselben Ihnen eine Versicherung sein, daß ich Ihnen allen in meinem

Unbestande nicht verliert werden kann. Gott sei mit Ihnen, geehrter Herr, mit Ihnen und Ihren tapferen Waffenbrüdern. Aufrichtig der Ihrige. Th. Carlyle.“

Dieser „Segen eines Greises, des großen Schotten,“ wie ihn unser Kaiser nennt, möge die deutschen Männer auch im jetzigen Kriege geleiten und möge sie daran erinnern, daß die Prophezeiungen dieses „größten Predigers der Gerechtigkeit, der in modernen Zeiten gelebt hat,“ und der England für den Fall, daß es von seinem „Mammonsevangeli-um“



Früh übt sich, was ein Meister werden will!

Herzen Lob und Preis zolle, daß ich Sie, wäre ich jung und ein Deutscher, fast beneiden möchte, und daß niemand in Deutschland oder außerhalb Deutschlands der heroischen, unbezwinglichen Haltung Ihrer Kameraden und Ihrer selbst wärmer beistimmt oder inniger ein ruhmgekröntes Endergebnis zur vorbestimmten Zeit herbeiwünscht und sicherer voraussagt, als ich es tue. Mein Glaube ist, daß ein guter Geist Euch alle geleitet, daß der Himmel selber Euer Tun billigt, daß der schließliche Sieg Euer sein muß. Empfangt den Segen eines Greises! Fahrt fort, Euch als Männer zu bezeigen und haltet daran fest, daß in dem Falle ein gutes Ende vom Geschick und seinem

seiner Heuchelei und seinem Phrasenschwall nicht läßt, den Untergang, den „Sturz der Niagara hinunter“ geweissagt hat, jetzt in Erfüllung gehen. Deutsche Sittlichkeit, deutsche Tüchtigkeit, deutscher Wille sind es, die zum Vollstrecker dieses Weltgerichtes berufen sind. Die Fülle der Zeiten ist da, ein neues, besseres, größeres Deutschland, ein neues Europa, eine neue Menschheit steigt empor, „und in Absicht des Raumes glauben wir“ — mit Fichte —, „daß zunächst den Deutschen es anzureichen sei, die neue Zeit, vorangehend und vorbildend für die übrigen zu beginnen.“

R. Eberhard.

Plattdeutsch und Allemannisch.

In seinen reizenden „Doentenbol Bagel Grip“ bringt unsere trefflicher John Brindman ein Gedicht, das, wie er in der Anmerkung sagt, eine freie Nachdichtung eines allemannischen Gedichtes von Peter Hebel ist. Wir denken, daß es gerade jetzt, wo im Schützen-graben und in der Etappe Leute von der Wassertante

sich mit Allemannen, Bayern und Schwaben überall treffen, von Interesse sein wird, den plattdeutschen Dialekt einmal dem allemannischen gegenüberzustellen. Wir bringen daher, nebeneinander gestellt, die Brindmansche Nachdichtung und das Hebelsche Original.

Begeweise.

Weest, wo de Weg to de Mältunn geiht,
To sönn dull Tunn? Haal du man driest,
Boer Däu un Dag bet in de Nacht,
Bet Stiern an Stiern sid haben wiest.

Riet di nich üm un blieb nich stahn,
Haal du dien Hoar¹⁾ man vörwärts frisch.
Nächst führst dat Kurn du in dien Schün,
Dröggt More Mälgrütt uppen Disch.

Weest, wo de Weg to'n Daler is?
De geiht hart achte²⁾ Penningstüd,
Un ween nich up'n Penning süht,
Kriggt ni keen Dalers in sien Fid.³⁾

Wo geiht de Weg to Sünndagsrauh?
Man ünne nah de Warteldag,
De Wartstär dörrch un't Aderfeld. —
Denn is för'n Sünndag gor keen Frag'.

Sünabens is he nich wiet aw;
Riet eens, wat deet dor More to?
Dat is'n frisch Stüd Ofsensleesch —
Un Ries un Plummen sünd dat jo.

Weest, wo de Weg to Arnot geiht?
Riet du man hen nah jenen Krog
Gah nich vörbi, dor's 'n goren Slud
Un of Scharwenzelforten nog.

En Sack hängt in den letzten Krog,
Nimm mit em noch den letzten Slud,
Wenn't wire geiht. Oll Bagelbunt,
Watt lett de Bädelsack di smud!

Un kümmt du, wo'n Born vörbi,
Denn mal dor holl du man din Hand,
Un drink so väl du kannst un magst,
Du drinkst die doch nich to Berstand.

Wo geiht de recht Weg hen to Ihr
Un sönn' schön ruhig Oller denn?
Grar ut, grar to, hol man die Mat,
Din Schülligkeit do — denn kümmt hen!

Un kümmt du, wo de Weg sid krüzt,
Un weest nich recht, ob hü ob hott, —
Denn holl man still un frag din Hart,
Dat spreckt of glatt, denn gah mit Gott!

Wo geiht na'n Kirchhof hen de Weg?
Wat so wat en noch fragen kann!
Ga, wo du wist, du geist nich üm,
Dor kümmt toleht en Zerer an.

Man dor is noch väl bi vermaht!
Glöw du min Rat, glöw du mien Burt:
In Gottsfurcht ga du jo din Strat,
Sönn Graw hett noch 'ne Achterpurt! —

Der Wegweiser.

Weisch, wo der Weg zum Mehlsack isch?
Zum volle Faß? Im Morgenrot
Mit Pflueg und Charst¹⁾ dur's Weizefeld
Bis Stern an Stern am Himmel stoh.

Me²⁾ hadt, so lang der Tag ein hilft,
Me fuegt nit um und blibt nit stoh;
Druf goht der Weg dur's Schüretenn,³⁾
Der Chuchi zu, do hemmers⁴⁾ jo.

Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Chrüzern⁵⁾ no;
Un wer nitt uff Chrüzer lungt,
Der wird zum Gulde schwerli cho.⁶⁾

Wo isch der Weg zuer Sunnigfreud?
Gang⁷⁾ ohni Gfohr im Berchtig⁸⁾ no.
Dur d' Wertstatt und dur's Aderfeld!
Der Sunnig wird scho selber cho.

Am Samstag isch or nimmer wit.
Was deet er echt⁹⁾ im Chörbli¹⁰⁾ zu?
Denk wol e Pfündli Fleisch ins Omles¹¹⁾
's cha si,¹²⁾ ne Schöpli¹³⁾ Wi dazu.

Weisch, wo der Weg in d' Armut goht?
Lueg nimm, ¹⁴⁾ wo Tafere¹⁵⁾ sin;
Gang nit verbei, 's isch guete Wi,
's sin nagelneue Chorte d'inn.

Im letzte Wirtshaus hengt e Sack,
Un wenn du furt goht, hent en a!¹⁶⁾
„Du alte Lump, wi stohst der nit
Der Bettelsack so zierlig a!“

Es isch e hölzle Gschirli¹⁷⁾ drinn'
Gib Achtig druf, verkler mer's nit;
Un wenn de zu me Wasser hummisch¹⁸⁾
Un trinke magstsch, so schöpf dermit.

Wo isch der Weg zu Fried' und Ehr,
Der Weg zum gueten Alter echt?
Grad fürsi¹⁹⁾ goht's in Mäßigkeit
Mit stillen Sinn in Pflicht und Recht.

Un wenn de amme Chrüzweg²⁰⁾ stohsch,
Un nimmme weisch, wo's ahne²¹⁾ goht,
Halt still un frog di Gwiße z'erst,
's cha dütsch²²⁾, Gottlob, un folg' si'm Roth.

Wo mag der Weg zum Chilchhof²³⁾ si!
Was frogstsch no lang? Gang, wo de witt²⁴⁾!
Zum stille Grab im hüele Grund
Führt jede Weg, und's fehlt si nit.

Und wandle du in Gottsfurcht!
I roth der, was ich rothe cha.
Soll Plägli het e gheimi Tär
Und 's sind noch Sachen ehne²⁵⁾ dra!“

1) Furche, 2) Tasche.

1) Hacke, 2) man, 3) Scheuntenne, 4) Haben wir es, 5) Kreuzer, 6) kommen, 7) Geh, 8) Werttag, 9) wohl, 10) Körbchen, 11) Gemüse, 12) 's kann sein, 13) Schöppchen, 14) nur, 15) Wirtshauschilder, 16) an, 17) kleines Geschirr, 18) kommt, 19) vor sich, 20) steht, 21) hin, 22) 's kann deutsch, 23) Kirchhof, 24) willst, 25) drüben,

Nun, wenn auch die Sprache im Norden und im Süden gar verschieden ist, so können sich Nord und Süd doch bei einigem guten Willen verstehen. Denn beide reden deutsch, und aus beiden spricht die gleiche schlichte und gemütsinnige Frömmigkeit. Und im Osten

und Westen wirds nicht anders sein. So lernen denn jetzt im Kriege alle Stämme Deutschlands einander kennen, schätzen und lieben. Und das ist auch ein Segen des Krieges.

R. Eberhard.



Die Lebenspäckchen.

Wer hat nicht schon am Sarg des eignen Ich gestanden?
Wer hätt' nicht schon mit Jauchzen hingeworfen dieses
Leben?

Nur um befreit zu sein von seines Schicksals Banden,
Befreit von diesem Hoffen, Wünschen, Fürchten,
Zittern, Beben?

Wer kennt nicht jene düstern, unheilvollen Stunden,
Da man an Gott und Menschen und an sich selbst so
tief verzagt?

Da Satans Macht und Lück' das Herze überwunden,
Darinnen sonst auf stolzer Höh' Jesu Christi Kreuze
ragt?

Und seht, in solcher Not nahm ein Freund mich bei
der Hand

Und sprach: „Komm mit, du sollst nun wählen ganz
nach deinem Herzen!“

Er führte mich durch blum'ge Au'n und durch ödes
Land

Zu einem Ort, da hing für alle Welt ein Päckchen
Schmerzen.

Erschauernd hört' ich dreimal mich bei Namen rufen:
„Dein Wunsch sei dir gewährt! Wähle selbst der
Lebenspäckchen eins!“

Und freud'gen Herzens stieg ich rasch empor die Stufen,
Prüfte, suchte und — rief aus tiefster Not: „Herr, gib
mir meins!“

Margarete Mulsow-Schwerin.



Jahrestag der Zeitung der 10. Armee. Am 9. Dezember ist es ein Jahr gewesen, daß in Wilna die Zeitung der 10. Armee zum ersten Male erschienen ist. Auf Befehl des Generalobersten und Oberbefehlshabers von Eichhorn gegründet, um den Feldgrauen seiner Armee in stillen Stunden der Muße geistige Anregung und Unterhaltung zu bieten, wanderte damals die Zeitung in dem bescheidenen Umfang von vier Seiten alle drei Tage hinaus in den Schützengraben und gewann schnell einen immer größeren Leserkreis. Mit der Zahl der Leser wuchs der Stab der Mitarbeiter, der sich zum beträchtlichen Teil aus ihnen rekrutierte, wuchs vor allem auch der Umfang der Zeitung, die längst jeden zweiten Tag erscheint und außer einer ständigen Beilage, der „Liebesgabe“, allwöchentlich mit einer Bildbeilage, dem „Schreinwerfer“, und einem „Beobachter“ (kartographischen und belehrenden Inhalts) aufwartet. Seit langem ist ja auch diese größte Armeezeitung des Ostens neben ihren älteren westlichen Schwestern in der Heimat bekannt geworden, mit Dank und Verständnis besonders von denen begrüßt, die die fernige Stellungnahme zu Tagesfragen und den deutsch-völkischen Ton dieses Blattes zu schätzen wissen. Die Beziehungen zwischen Front und Heimat erfolgreich gepflegt zu haben und auch eine geistige Brücke des Verständnisses vom deutschen Reich ins besetzte Gebiet des Ostens geschlagen zu haben, ist ein Verdienst dieser Zeitung, auf das sie mit Recht stolz sein kann.

Hinauf!

Tief unten im kleinen Tale,
Da stand ein helles Haus,
Und liebende Arme streckten
Sich sehrend nach mir aus.

Ein Weibchen schaut ich verlangend
In der Tales sonnige Ruh,
Dann ging ich mit jubelnden Schritten
Den eifrigen Firnen zu.

Anna Korff.

Kriegswirtschaftliches.

Salzversorgung und Salzpreise. In der Presse wird neuerdings wieder von einer bevorstehenden Salznot gesprochen. Zu solchen Äußerungen liegt nicht der allergeringste Anlaß vor. Eine Salzknappheit ist in keiner Weise zu erwarten, da die beiden Sorten Salz, die als Speisesalz in Betracht kommen: das feste und feinkörnige Steinsalz und das lockere und grobkörnige Siedesalz in Deutschland in schier unerschöpflichen Mengen vorhanden sind und mit den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften auch in genügender Menge gewonnen werden können. Daher liegt gar kein Grund zur Beunruhigung und zu stärkerer Eindeckung aus Angst vor Knappheit vor. Die deutschen Vorräte reichen auf Jahrtausende. Die Erzeugung läuft regelmäßig und paßt sich nicht nur allen inländischen Abfragen an, sondern beliefert auch ausländische Abnehmer in erheblichem Umfang. Die im Anfang des Krieges und im vorigen Herbst beobachteten Störungen rührten lediglich von vorübergehenden Transportschwierigkeiten her. Der Handel war im Frieden verwöhnt, da die Bestellungen damals in ein bis zwei Tagen erledigt zu werden pflegten, wartete er mit Bestellungen bis auf den letzten Augenblick und hielt keinerlei Lager. Rechtzeitige Bestellungen und mäßige Lagerbestellungen werden ihn aber auch unter heutigen Verhältnissen vor Beschaffungsschwierigkeiten und Warenmangel schützen.

Auf das schärfste zu verurteilen sind unter diesen Umständen die an einzelnen Stellen beobachteten sprungweisen Angstkäufe der Bevölkerung. Denn es ist klar, daß durch unvorhergesehene Masseneinkäufe, die bei der zum Lagern nicht sehr geeigneten Natur dieses Produktes nicht sofort in großen Mengen aus Lagerbeständen ersetzt werden können, eine lokale Störung in der Belieferung mit Salz künstlich herbeigeführt werden kann. Selbstverständlich wird etwaigen Spekulationskäufen des Handels und jeder Zurückhaltung zum Zwecke von Preistreibern seitens der zuständigen Behörden, insbesondere seitens der Preisprüfungsstellen, auf das schärfste entgegengetreten werden müssen.

(Aus „Mitteilungen für Preisprüfungsstellen“.)



Silbenrätsel.

Im tiefen Waldesgrunde,
In dunkler Waldesnacht
Da hab' so manche Stunde
Süß träumend ich verbracht.

Die erste flüstert leise
Mir manches Märchen zu,
Der zweiten lustige Weise
Tönt ohne Raß und Ruh.

Hierher lehr stets ich wieder
Und laß, von Melodien
Umrauscht, des ganzen Vieder
Durch meine Seele ziehn.

Fr. Winkel.

Mit W — Sand,
Mit R — Strand,
Mit B — Tand.

Fr. Winkel.

Mit n — zu Lande, ehrbar, tüchtig;
Mit f — zu Wasser, grob, doch tüchtig.

Fr. Winkel.

Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau

Von D. Fr. Hashagen

Preis 1,— Mark
in Partien billiger

Diese äußerst wichtige und wertvolle Schrift des hochverdienten Mannes sollte jede Frau, die es mit ihren Pflichten ernst nimmt, lesen. Vor allem gehört das Buch in die Hand der jungen Mädchen.

Verlegt bei Ernst Püschel
Rostock, Bei der Marienkirche 16a

Billige Bücher!

Keller, Samuel, Volkspredigten.
4 Bände geb. Statt 12.— Mk.
nur 8.— Mk.
Keller, Samuel, Auferstehung des
Fleisches. Geb. Statt 3.— Mk.
nur 1.75 Mk.
Dose, Joh., Der Feueranbeter.
Erzählg. brosch. Statt 1.— Mk.
nur 0.60 Mk.
Dryander, Ernst, D. Erzellenz,
Das Vaterunser. Predigten geb.
Statt 2.25 Mk. nur 1.25 Mk.
Porto zu Lasten des Bestellers.
Antiquariat der
Kaufungen-Buchhandlung.

In 8.—10. Auflage
erichien

Kasper=Ohm un ick

von John Brindkman

herausg. von W. Schmidt, reich illustr. von A. Jönssen.

Preis nur 3,— Mark gebunden.

Buchhandlung bei der Marienkirche 16a
in Rostock.

Aus dem Verlage von Mittler und Sohn in Berlin liegt vor
das 9. Heft der

Evangelischen Reden in schwerer Zeit

von Exzellenz Oberhofprediger D. E. Dryander. Preis 30 Pfg.

Ausnahmsweise billige Bücher.

Zum Verteilen in Sonntagschulen, Vereinen,
Lazaretten! 1 Stück 10 Pfg., 50 Stück 4.50 Mk.,
100 Stück 8.— Mk.

Bardey, Franz, Die Unglücksnacht, Erzählung aus dem
Seemannsleben. Sonst 30 Pfg.
Eberhard, Raimund, Freudenreich. Erzählg. Sonst 15 Pfg.
Peters, Lisbeth, Fürst Blücher. Sonst 40 Pfg.
Püschel, Ernst, Wortbrüchig und andere Erzählungen.
Sonst 40 Pfg.
Püschel, Ernst, Der Hufar von Möckern, Vaterländische
Erzählung. Sonst 20 Pfg.
Reim, Carl, Königin Luise. Sonst 40 Pfg.
Schuder, Walther, Der größte Sieg, Vaterl. Erzählung.
Sonst 20 Pfg.
Stammer, Martin, Hindenburg. Sonst 20 Pfg.
Wack, Karl, Zwei Jahre deutscher Grenzer. Skizzen.
Sonst 40 Pfg.
Wack, Karl, Die Flucht durch Afrika. Vaterl. Erzählg.
Sonst 20 Pfg.

Buchhandlung bei der Marienkirche 16a
in Rostock.

Im unterzeichneten Verlag erscheint

Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit!

nur
5 Mk.

Von Feldunterarzt Fr. Meier
z. Z. im Felde.

nur
5 Mk.

In unseren Tagen, wo nicht nur die Friedensfrage auf
aller Lippen liegt, sondern auch der Wunsch nach Frieden
in aller Herzen glüht, dürfte kaum ein Buch von größerem
Interesse sein als das vorliegende. Dem Herrn Verfasser
war darum zu tun, durch seine Ausführungen in den
großen sittlichen Fragen des menschlichen Daseins klärend
zu wirken und für den echten Friedensgedanken als der
Verkörperung der sittlichen Weltordnung begeisterte Mit-
arbeiter und Mitkämpfer zu finden.

Verlag E. W. Püschel (Kaufungen-Verlag) Rostock.

Werbt Abonnenten!

Unterstützt die Mecklenburgische Heimat!

Es könnte nicht genug bedauert werden, wenn
das große schöne Mecklenburg, das einen Blücher, eine
Königin Luise, zwei Moltke, einen Reuter, einen Brindkman
und so viele andere hervorragende Persönlichkeiten hervor-
gebracht hat; in dem dem Geist eine so wertvolle Pflege-
stätte beschieden ist; in dem Handel und Gewerbe blühen —
kein Heimatblatt, das zugleich auch ein echtes deutsches
Familienblatt ist, haben soll. Was in den anderen deutschen
Bundesstaaten, was in den preussischen Provinzen Gemein-
gut geworden ist, was neben Bibel, Gesangbuch und
Kalender zum eisernen Bestand einer jeden Hausbücherei
gehört — ein Heimatblatt —, muß auch in Mecklenburg
möglich sein, diesem so verkannten und doch so herrlichen
Land.

Ein Heimatblatt soll ein getreuer Spiegel heimatlicher
Gefühle und Kultur sein, es soll die Liebe zur Heimat
wecken und festigen — die Aufgaben sind so hohe und
erstrebenswerte.

Der Verlag bittet die verehrten Leser, auch fernerhin den
durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnissen Rechnung
tragen zu wollen. Die Schriftleitung hat aus dem Leser-
kreis so manche herzerfreuende Zustimmung und An-
erkennung gefunden, daß sie getroßt und gestärkt in das
neue Jahr gehen kann.

Schriftleitung und Verlag der „Heimat“.



Die „Mecklenburgische Heimat“ ist Vereinsblatt des Vereins zur Erhaltung und Förderung Mecklenburger Art und Sitte und unterstützt die Bestrebungen des „Heimatsbundes Mecklenburg“ und des Meckl. Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Die „Heimat“ erscheint vierzehntägig. Durch die Post bezogen vierteljährlich 50 Pfg. ausschließlich Bestellgeld; bei direkter Bestellung beim Verlag [von 3 Stück an freie Zusendung. Auf je 10 Stück 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Aufschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 2.

Zweite Januar-Nummer.

1917.

Inhalt. Dem Kaiser Heil und Segen! — Uns' Kaiser. — Oberst von Bort. — Deutsches Gebet. — Dem deutschen Vaterlande. — Schlittschuhlauf am Winterabend! — Die kleine Lampe. — Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. — Unsere Feldgrauen. — Merksprüche. — Hoffnung! — Haus und Familie. — De Schatz. — Kriegswirtschaftliches. — De Appel. — Rätselstele.

Dem Kaiser Heil und Segen!

Wieder feiert der Kaiser Geburtstag. — Das Leben eines Herrschers, dem sein Beruf heiligste Pflicht bedeutet, ist Entfagen, Opfern, Leiden. Die Erdengüter — mögen sie noch so reich und verlockend sein: Ruhm, Macht, Erfolg, um nur einige zu nennen — gewähren kein genügendes Gegengewicht, geben nicht die erforderliche Spannkraft, die stete Ausdauer, die unermüdlige Freudigkeit zum Tätigsein — das alles vermag allein die reine, heilige Liebe des Volkes.

Diese Liebe ist nicht selbstverständlich, sie wird nicht befohlen, nicht vererbt, nicht erkaufte — sie muß erkämpft werden. Sie ist die erwärmende Sonne im Leben des Herrschers, sie ist sein höchstes Erdengut.

Es dürfte doch wohl bestrittene Tatsache sein, daß sich keiner der uns feindlichen Herrscher dessen rühmen darf, was unser Kaiser Jahr für Jahr als reichste Geburtstagsgabe empfängt: die Gewißheit der unbegrenzten Liebe seines Volkes; dieser Liebe, die sich Millionen Hände zum Gebete falten läßt; dieser Liebe, in der Millionen Herzen flehen:

Vater, kröne du mit Segen
Unsern Kaiser und sein Haus!
Führ durch ihn auf deinen Wegen
Herrlich deinen Rat schluß aus!

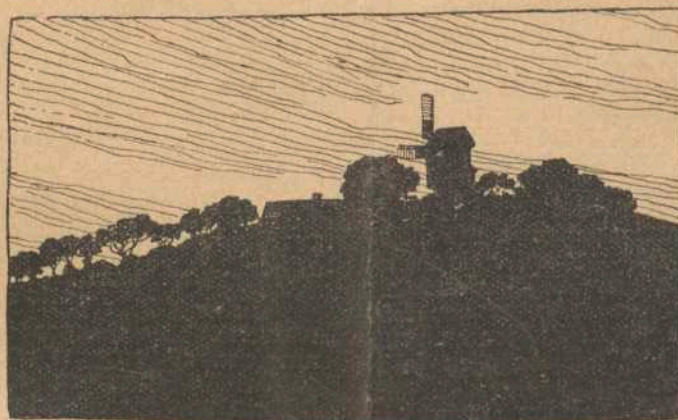
Diese Liebe ist noch wertvoller, noch unzerstörbarer

geworden durch des Kaisers Friedensangebot zur Weihnacht 1916.

Wie sich der Kaiser diese Liebe errungen?

War es allein durch die gewissenhafte Auffassung seiner Herrscherpflichten, durch seine rastlose Tätigkeit, sein universelles Interesse, seinen ritterlichen Sinn, sein mannhaftes Eintreten für Wahrheit und Gerechtigkeit? Eins muß noch hinzukommen, das all dem andern erst die rechte Weihe gibt: des Kaisers frommer Sinn.

Wie sind doch alle von Herzen froh, die Gottesleugner einbegreifen, daß auf dem deutschen Kaiserthron kein Spötter oder Gleichgültiger sitzt. Ein Spötter oder Gleichgültiger würde dem ungeheuren Geschehen der Gegenwart gegenüber hilf- und haltlos sein. Die größte Last, die größte Verantwortung in diesem Kriege ruht doch auf den Schultern des Kaisers, er müßte zusammenbrechen, wenn er sich nicht auf Gott



Windmühlenberg bei Conow.
Fotografierung von W. Gostmann-Sabel.

stügen würde; in seinem Gottesglauben ruht das Geheimnis seiner vielbewunderten harmonischen Persönlichkeit, das Geheimnis seiner Erfolge, das Geheimnis der Liebe seines Volkes.

Gott der Herr erhalte uns noch lange den Kaiser — dies sei unser Wunsch und Gebet für das neue Lebensjahr.

Ernst Büchel.

Uns' Kaiser.

Uns' Kaiser — o wadt hett dit Wurt
Doch so bisonnern Klang!
Uns' Kaiser — o nur klingt dat furt
Als wir 't en Voffgesang!

Keen Hart, dat nich bi höger steyht
Un föhlt nich, wat dat gelt!
Keen Og', dat nich uplächten deit,
So wit de dütsche Welt!

Uns' Kaiser — uns'! uns hürt he to,
Dorup sünd wi so stolt.
Dat makt in swerste Tit uns froh,
Vett in Gefohr uns folt.

Wi weeten, de an 't Ruder steyht,
De steyht dor fast un tru;
Un wat de Stormwind üm em weyht,
He steyht dor sonner Schu.

Stark würden dörrch em Heer un Land
In lange Fredensjohr,
Nu steyht dat bi den Weltenbrand
Et gor so herrlich dor.

Wat ol de Meiders sit utdacht,
To swächen sinen Thron,
Blot gröter würd sin Kaisermacht,
Se krigen ehren Lohn.

Uns' Kaiser, den hett Gott uns schenkt,
Uns' Dütschland fall bistahn!
De em wat will un de dat kränkt,
De möt sülvst unnergahn. C. Wildt.

Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

(1. Fortsetzung.)

Weiter zu loben war das kameradschaftliche Verhältnis, das dort zwischen Lehrer und Schüler herrschte. Der Direktor war nicht der unnahbare Gott Zeus, sondern der väterliche Freund, für die Missionskinder, deren Eltern im fernen, fernen Heidenland weilten, sogar der Vater; und die Frau Direktor dementisprechend die fürsorgliche Mutter.

Man muß es der Herrnhuter Oberschulbehörde nachrühmen, daß sie mit vorbildlichem Geschick und feinem Verständnis für die Empfindungswelt der Jugend die geeigneten Leute für die verantwortungsreichen Direktoren- und Hauselternposten fand; eine weniger glückliche Hand hatte man in der Wahl der Lehrer — im Grunde genommen konnte man sie auch nicht haben, weil in diesem Fall die Schablone oder besser gesagt, die Tradition maßgebend war: es war Sitte, daß die zukünftigen Prediger, sobald sie ihre Studienzeit im theologischen Seminarium zu Gnadenfeld in Schlesien beendet hatten, zunächst in den Schuldienst ihrer Kirche traten. Infolge dieser Tradition konnte es nicht ausbleiben, daß die Schüler auch von Lehrern unterrichtet wurden, die entweder gar keine oder nur sehr mangelhafte Erzieher waren. Die Früchte der Arbeit derartiger Mußpädagogen fallen bekanntlich kläglich genug aus.

Die Hauptleidtragenden sind dann immer die Schüler. Von keiner Seite wird an unserer Volkseele so schwer gesündigt wie von unfähigen Pädagogen. Das ist bittere Wahrheit. Die größte Verantwortung in der Welt ruht doch immer auf dem Herzen der Erzieher. Ich meine nicht allein die Schullehrer, sondern alle, die an der Veredlung der Volkseele mitarbeiten, so die Eltern, die Schriftsteller, die Dichter.

Nie ist der Mensch so empfänglich für alles Gute und Schlechte, nie so bildungs- und gestaltungsfähig wie in der Jugend. Abgedroschene Redensart, werden

die meisten sagen — und doch wie wenig scheint sie Gewissensfrage zu sein.

Was einen Erzieher so oft an den gesegneten Erfolg seiner Arbeit hindert, ist der äußere Schein, der falsche Eindruck.

Ich fand das auch durch Borks Jugenderlebnis, das er mir später erzählte, bestätigt.

Natürlich überschüttete mich Bork an jenem Abend, als er das Buch abholte, mit unzähligen Fragen nach dem Aussehen Nieskys, nach seiner Knabenanstalt, nach dem Leben und Treiben daselbst. Ich konnte nur erzählen, wie alles vor zwanzig Jahren ausah, seitdem hatte ich Nieskys Boden nie wieder betreten.

Er war aber zufrieden. Seine Erinnerungen reichten bedeutend weiter zurück.

Mit besonderer Lebhaftigkeit erkundigte er sich nach dem Nieskys Regiment.

Die Klassen von Sexta bis Untertertia bildeten das Nieskys Regiment; es war in Kompagnien eingeteilt, die von Leutnants, denen Feldwebels und Unteroffiziere zur Seite standen, geführt wurden. Das ganze befehligte der General, einer der Lehrer. Einmal in der Woche wurde geübt. Man glaube nicht, daß es sich bei dieser Einrichtung um eine Spielerei handelte. Auch dieses Regiment war ein wichtiges Stück Nieskys Erziehungsarbeit. Die Knaben lernten früh den militärischen Geist der Zucht und Ordnung kennen.

Ich entkam mich eines drolligen Erlebnisses:

Eines Tages wurde uns mitgeteilt, daß am Nachmittage Parade sei, und zwar würde Herr Oberst v. B., der Kommandeur eines feudalen Husarenregimentes, die Parade abnehmen. Ein leibhaftiger Oberst — ! Wie klopfen da die Herzen schneller, wie blitzen da die Augen lebhafter! Um uns diesen Herrn Obersten v. B. noch interessanter zu machen, wurde uns mit Wichtigkeit erzählt, daß v. B. einen Schimmel reiten würde, den ihm der Kaiser geschenkt hätte.

Am Nachmittage zogen wir unter Trommel- und Pfeifenklang zu den Spielplätzen bei Döbernitz.

Die Parade gelang tadellos. Die Soldaten, vom ersten Leutnant bis herab bis zum kleinsten Gemeinen aus Sexta, wußten die hohe Ehre wohl zu würdigen.

Vor der Front hielt Oberst v. B. auf seinem Schimmel, einem herrlichen Tier; neben ihm standen der Direktor und unser General, beide sichtlich erfreut.

Oberst v. B. hielt eine Ansprache an uns. — Vor dem Ausmarsche hatte mir, der ich Fahnenenträger war, der General gewissenhaft eingeschärft, wenn Herr Oberst v. B. das Hoch auf den allerhöchsten Kriegsherrn ausbrächte, müßte ich bei den Hurras kräftig mit der Fahne schwenken.

Der Oberst sprach kurz, schneidig und ließ seine Rede ausklingen in ein begeistertes Hurra auf den Kaiser.

Dieses Hurra aus mehr als hundert frischen Knabenfehlen und dazu mein Fahnen-schwenken machten aber den Gaul unruhig; er schlug aus, unser Direktor wie der General sprangen erschreckt zur Seite. Des Obersten starke Faust zog die Zügel straff an — der Schimmel ließ sich nicht beruhigen, saß kerzengerade stieg das Tier in die Höhe, wir fürchteten schon um den Reiter, aber der saß wie angegossen, und dann sauste das Pferd wie toll in die nächste Gasse von Döbernitz und ward nicht mehr gesehen.

Einen solchen Ausgang der Parade hatte niemand erwartet. Die Jungens waren verblüfft. Na — wie nun einmal Jungens sind: die Verblüffung war nur zu bald geschwunden, und auf den Gesichtern zeigte sich ein vergnügtes Grinsen. Das sollte durchaus kein Spott sein. Wir Jungens bewunderten vielmehr den schneidigen Oberst, der trotz der gefährlichen Sprünge, trotz der Anstrengungen des Gauls, fest im Sattel geblieben war; ein weniger tüchtiger Reiter wäre glatt in den Sand geflogen.

Der gute alte Direktor mißdeutete unser beifälliges Grinsen, er fühlte sich verpflichtet, die Situation zu retten.

Erst erzählte er uns eine lange Geschichte von der Gnade seiner kaiserlichen Majestät, die einem so ausgezeichneten Offizier ein so prachtvolles Tier geschenkt

hat; dann versuchte er sich in scherzhaften Wendungen über die Bodsprünge des Tieres und erklärte — immer in dem üblichen Bestreben, den vermeintlichen schlechten Eindruck auszulöschen —, daß der verehrte Herr Oberst, ein Reitermann von Gottes Gnaden, heute einen Versuch mit dem wilden Tiere machen wollte; daran knüpfte er die Hoffnung, daß der widerpenstige Rader von Gaul recht bald unter der nervigen Faust seines Besitzers sanft wie ein Lamm werden möchte; und dann ging unser lieber Direktor über in das Lob seines ehemaligen Schulkameraden, denn Oberst v. B. hatte auch die Nieskyer Knabenanstalt besucht. Nun, das war uns Jüngens ja klar, daß ein Mann, der es bis zum Obersten und Regimentskommandeur gebracht hatte — und v. B. ist noch weiter gestiegen — nicht daneben geraten, sondern ein brauchbarer Mensch geworden ist, der berechtigten Anspruch auf die Achtung seiner Mitmenschen haben durfte. Wenn uns daher der Direktor aufforderte, Herrn v. B., auf den die Anstalt mit Stolz blicke, nachzueifern, so hatten wir dazu die besten Absichten, zumal der Direktor schmunzelnd eingestand, daß für die tüchtigen, aber ermüdeten Kriegersleute auf Kosten des Herrn Obersten Schokolade und Kuchen bereit stünden. Schokolade und Kuchen — angesichts der spartanischen Kost Nieskys ein Göttergericht! Das Hurra auf v. B., das die Rede des Direktors schloß, klang donnernder als das auf den allerhöchsten Kriegsherrn — was dem Kenner eines stets hungrigen Knabenmagens nicht allzu verwunderlich erscheinen wird.

Bord unterhielt sich köstlich; er kannte v. B. sehr gut, kannte auch den Direktor, weil er mit ihm zusammen die Anstalt besucht hatte. Er verlangte noch mehr von ihm zu hören.

Ja, unser guter alter Direktor! Er war seinen Schülern ein zweiter Vater in des Wortes schönster Bedeutung. Die Art seines Verkehrs mit den Schülern muß vorbildlich genannt werden; niemals zeigte er den strengen Schulmonarchen und allmächtigen Direktor, der mit unerbittlicher Strenge und krankhaftem Ehrgeiz die Schüler in die Zwangsjacke der Schablone zu pressen versuchte. Er verstand die äußerst seltene Kunst, seine Schüler individuell zu behandeln, und dieser Klugheit hatte er es zu verdanken, daß ihm die Schüler volles Vertrauen entgegenbrachten — wohl die für eine gedeihliche Erziehung wichtigste Bedingung. Doch auch er litt an der Philologenkrankheit, der Zerstreuung. Zwei Geschichten von ihm wurden mit besonderem Behagen erzählt.

Er wohnte nicht im Anstaltshause, sondern hatte sein eigenes Direktorschäuschen, das ca. hundert Schritt vom Anstaltsgebäude entfernt lag. Beide Häuser waren durch ein Telefon verbunden. Diese Einrichtung war für den Direktor äußerst praktisch, denn wie oft geschah es z. B., daß Eltern oder Angehörige der Zöglinge im Direktorschäuschen erschienen und den Direktor nicht antrafen, da konnte ihn dann seine Frau telefonisch herbeirufen.

Eines Tages — es regnete gerade — sitzt unser Direktor in seinem Zimmer im Anstaltshause, als die Frau Direktor anklingelt:

„Hör mal, Lieber, ich möchte ausgehen und kann meinen Regenschirm nicht finden. Ist er vielleicht in Deinem Zimmer stehen geblieben?“

„Einen Augenblick!“

Unser Direktor sieht sich in seinem Zimmer um, richtig, dort in der Ecke stehen verschiedene Schirme; er nimmt sie in der Eile rasch unter den Arm, hält den ersten an das Telefon und fragt dienstfertig:

„Ist es vielleicht der?“

Und die andere Geschichte:

An der Anstalt war nach dem Hofe zu ein Weinspazierweg befestigt. Jährlich hingen die schönsten Trauben daran.

Einst waren die Trauben zum größten Teil abgegessen, natürlich konnten nur die Schüler die Missetäter gewesen sein.

Jornig begibt sich der Direktor zu der Klasse, auf der der größte Verdacht ruht.

Er hält eine gewaltige Strafpredigt.

Ein jeder Schüler entgegnet, um die Klasse von dem Verdachte zu reinigen:

„Das haben die Späßen getan!“

„Jawohl,“ fuhr es dem erregten Direktor heraus:

„Ich kenne diese zweibeinigen Späßen sehr genau.“

„Gibt es denn andere?“ fragte naiv der unverschämte Knirps.

Auch unsere Frau Direktor füllte ihren Platz als Hausmutter in vorbildlicher Weise aus; ihr war die Fürsorge für das leibliche Wohl der Schüler zur Pflicht gemacht, und das war eine Riesearbeit. Doch auch sie wurde von der Anekdote nicht verschont.

Frau Direktor trug auffallend hellgelbe Handschuhe. Das Gerücht besagte, daß diese seinen Lederschuhe früher tiefbraun gewesen seien, aber durch die Handklüße der Edelleute nach und nach die hellgelbe Farbe angenommen hätten.

So ließen wir die goldene Jugendzeit heraufkommen und freuten uns ihrer, was sie uns vor allem so wert und lieb macht, ist das Kleinod, das nur sie spenden kann: die Sorglosigkeit.

Wir hatten uns fest geplaudert, bis es völlig dunkel geworden war und der großväterliche Regulator neun tiefe Schläge tat.

Da richtete sich Bord wie aus tiefem Traum auf, strich sich mehreremal mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Bilder vergangener Zeiten auslöschen, weil die nüchterne Wirklichkeit mahnte.

Er ging mit einer Entschuldigung und einem herzlichen Dank — kurz, schnell.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Gebet.

Herr, du hieltest deine Hand
Schützend über's deutsche Land!
Warst mit unserm tapfern Heer,
Segnetest die deutsche Wehr.
Gabst uns Männer, frisch von Tat,
Voller Weisheit, voller Rat.
Helden, unsrer Väter wert,
Warst mit ihrem scharfen Schwert.
Gabst den alten Freiheitsdrang,
Den kein Feind je niederrang,
Ob er stürmte noch so sehr,
Und ob kamen immer mehr.
Unbezwungbar überall,
Eisern stand der deutsche Wall.
Und zu Wasser und zu Land,
Oben an der Wollenwand,
Hielt in Schrecken und in Graus
Deutscher Mut so standhaft aus.
Herr, der gnädig uns geführt,
Dir allein die Ehr' gebührt.
Ach, wir falteten uns're Händ',
Denn noch immer ist kein End'.
Ach, die Feinde voller Wut
Lechzen nach dem deutschen Blut;
Spotten unser Angebot,
Das ein End' gemacht der Not.
Wieder weiter geht der Streit.
Herr, der die Gerechtigkeit,
Führe uns auch fernerhin!
Frevelhaft ist ihr Beginn,
Voller Grimm und voller Tüd'.
Schenk uns weiter Waffenglück!
Steh uns bei mit deiner Kraft,
Daß das deutsche Schwert es schafft
Und die Feinde niederringt,
Endlich doch zum Frieden zwingt.
Halt die Faust uns eisenhart,
Daß bestehn bleib' deutsche Art.

Dem deutschen Vaterlande.

Dem schönsten Lande gilt mein Lied,
Dem schönsten Land von allen.
Was freudig mir die Brust durchzieht,
Soll jubelnd heut erschallen.
Wie schmückte reich dich Gottes Hand!
Im Kranz der grünen Wälder,
Im Ahrengold der Felder,
Wie bist du schön, mein deutsches Vaterland!

Und hart wie deutscher Berge Mark
Und fest wie deutsche Eichen
Erwächst dein Volk so stolz und stark,
Und alles muß ihm weichen.
Mit klarem Blick und fester Hand
Stehn deiner Männer Reihen;
Wie Rosen in dem Maien
Die Frauen blühen im deutschen Vaterland.

Wie unsre Ahnen wollen auch
Für dich wir glühn und streben
Und wollen bis zum letzten Hauch
Dir weihen Blut und Leben.
Wir halten wie die Väter stand;
Wie sie ihr Lied gesungen,
Wie sie das Schwert geschwungen,
So tun auch wir, du deutsches Vaterland!

Und heult der Sturm, und braust das Meer,
Und steht die Welt in Flammen,
Und speiet Gift der Hölle Heer:
Wir stehen treu zusammen.
Uns hält den großen Gottes Hand;
Der Herr, der seinem Volke
Vorzog in der Wolke,
Führt dich zum Sieg, mein deutsches Vaterland!

Fr. Winkel.

Schlittschuhlauf am Winterabend.

Ein klarer Wintertag.
Nun sinkt die Sonn' in gold'ner Pracht
Am Himmelsrande fern im West
Und grüßt noch einmal
Die Erd' mit milden Strahlen.

Und schüchtern rot erglüht
Die schneebedeckte weiße Flur,
Und tiefes Schweigen breitet sich
Herab vom Himmel
Mit andachtsvollem Schweigen.

Allmählich dämmerts nun.
Ein Abendglöcklein klingt von fern
Helltönend durch die klare Luft
Und ruft zum Beten
Die weite, weiße Munde.

Schon blinkt der Abendstern
Mit wunderbarem lichter Schein,
Und tausend Sterne reihen sich
Am Himmelsbogen
Mit friedlich mildem Glanze.

Der alte Tannenwald,
Der dort sich streckt am Seegestad',
Hat sich gehüllt in reinen Schnee,
Die weißen Zweige
Zur Erde niederhängen.

Und hinterm Wald hervor
Hebt leuchtend sich der volle Mond
Mit seinem lieben Angesicht
Das Land versilbernd
Und Frieden niederträufend.

Nun kommt vom Walde her
Ein braunes Reh und schaut ins Land,
Das vor ihm ausgebreitet ruht
Im sel'gen Traume
Mit wunderbarem Glanze.

Und spiegelblank der See,
Darüber trägt mich leicht beschwingt
Der blanke Stahl am flücht'gen Fuß
Im schnellen Fluge
Fort durch die stillen Lände.

Und meine Seel' wird still,
Und schwingt sich auf aus Erdennot,
Erhebt sich über Leid und Schuld,
In all der Schönheit
Verspürend Gottes Nähe.

H. G.

Die kleine Lampe.

Auf einer Reise nach Indien saß ich eines Abends,
so erzählt ein Reisender, müde und leidend in meiner
kleinen Kabine.

Die See ging hoch.

Pßblich ertönte der Ruf: „Mann über Bord!“
Unwillkürlich sprang ich auf.

Auf dem Verdeck über mir hörte ich eilige Fußtritte
und merkte gleich, daß Anstalten getroffen wurden zur
Rettung des unglücklichen Verunglückten.

Mein erster Gedanke war, hinauf zu eilen, um zu
sehen, ob ich helfen könnte. Allein, bald besann ich
mich, daß ich dort nur im Wege wäre und überwand
mich.

„Was könnte ich tun?“ so fragte ich mich.

Da fiel mein Blick auf meine kleine Lampe. Ich
löste sie von ihrem Haken und hielt sie an mein kleines
Kabinenfenster, damit sie hinausleuchte in die finstere
See.

Schon nach wenigen Minuten riefen fröhliche Ma-
trosenstimmen: „Er ist gerettet!“ Und bald war
alles still.

Am anderen Tage aber wurde mir mitgeteilt, daß
durch Gottes wunderbare Führung gerade mein kleines
Lämpchen das Mittel zur Rettung des Ertrinkenden
gewesen war: der schwache Schimmer fiel genau so, daß
der mit den Wogen kämpfende das ihm zugeworfene
Rettungsseil sehen und dann mit festem Halt ergreifen
konnte.



Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Matth. Kap. 5, V. 7

Von Landesuperintendent Gerhard Tölzien.

Die ersten 4 Seligpreisungen reden mehr von solchen,
die noch am den Eingang in das Reich Gottes ringen;
die 4 letzten mehr von solchen, die innerhalb des Reiches
Gottes schon ihre Frucht bringen. So hören wir zunächst
von allerhand Schwachheit: geistlicher Armut, herzlicher
Beugung, seelischem Leid, sittlichem Hunger und Durst;
dagegen nun weiter von allerhand Stärke: Barmherzig-
keit, Reinheit, Friedfertigkeit, bis hin zur Selbstenhaftigkeit.

Als erste Leistung hebt Jesus hervor die Barmher-
zigkeit.

**Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden
Barmherzigkeit erlangen.**

Zu keiner Zeit mehr als zu der unsrigen würden auch
wir gerade hierauf zu allererst verfallen.

Die Barmherzigen!

Was uns zunächst dabei vor Augen steht, ist die Barm-
herzigkeit als Betätigung, die Barmherzig-
keit der Hilfe gegenüber einer Leibesnot.

Brauche ich viel davon zu sagen? Liegt es nicht vor
Augen? Der Krieg hat uns aufgerufen zum Zorn, zur
Härteherzigkeit; daß wir vom Leder ziehen, Wunden schlagen,
Blut vergießen sollen; er wirft uns in Uniform, er stampft
tausend und aber tausend Krieger aus dem Boden. Aber
das andere auch! Er ist ein Rufer zur Güte und Liebe,
zur Barmherzigkeit und Mildtätigkeit. Er zwingt uns, daß
wir Bruder- und Schwestertracht anlegen, Wunden heilen,
Ol und Wein dreingießen, daß wir trösten und pflegen.

Der Staat ist der erste, der sich verpflichtet weiß. Schon
in Friedenszeit versorgt er die Alten, unterstützt die Armen.
Jetzt im Kriege übernimmt er mit zugreifender Entschlossen-
heit die Pflege der Verwundeten, die Versorgung der Hin-
terbliebenen. Vor unseren Augen entrollt sich abermals

ein Bild so umfassender Einrichtungen, wie es nur in Deutschland möglich ist. Eine Armee stand im Sommer im Felde, aber eine Armee war auch — in der Sommerfrische, am Meer, im Harz, in den Bädern. Der das Land Bereisende konnte einen Einblick gewinnen in die weitgehende Fürsorgearbeit.

Immerhin ist der Staat eine Maschine; und eine Maschine kann nur maschinenmäßig laufen, nur ganz bestimmte Dinge nach ganz bestimmten Gesetzen und ganz bestimmten Mustern verarbeiten. Aber das Menschenleben in seiner unaufhörlichen Vielgestaltigkeit bringt Dinge hervor, die so verwickelt sind, daß sie nicht in die Maschine passen, oder die so beiseite liegen, daß sie nicht von ihr erreicht werden. Vollends jetzt in dieser Kriegszeit, — da wachsen ja die Anforderungen, die an die Liebeshilfe des Staates gestellt werden, mit einem Schlage ins Ungemessene; das ist, als ob da mit einem Male ganze Großstädte von lauter Rohstoffen zusammengestapelt sind, die alle von derselben Maschinerie aufgearbeitet werden sollen.

Ungezählte durch den Krieg einen Anstoß zur christlichen Liebestätigkeit erhalten haben, der entscheidend fortwirken wird für ihr ganzes Leben. Der Krieg ist wohl wie eine siedende Blutwelle, alles versengend und verbräunend; aber er zerschmilzt auch Eisdecken, daß lebendige Wasser und warme Quellen zu sprudeln anfangen.

Indessen — manche sind kaum in der Lage, in diesem Sinne viel zu leisten. Ja, vielleicht muß ihnen eher geleistet werden, als daß sie selber leisten könnten. Und doch kann man auch sie einteilen in Barmherzige und Unbarmherzige. Es gibt auch eine Barmherzigkeit — einfach als Gesinnung, die Barmherzigkeit des Urteils gegenüber einer Herzensblöke.

Gegen unsere Feinde hat uns gewiß der Krieg in manches unbarmherzige Urteil getrieben. Und wahrlich, die eine überlieferte Gesamtpolitik des englischen Volkes war darnach angetan, unsere Zornesader schwellen zu lassen, so gut wie manche augenblickliche Einzelroheit der russischen Kosaken: die Revancheidee der französischen Volks-



Am See.

Da heißt es: Hilfsmannschaften einstellen, — oder es gibt eine Stodung! Es geht nicht, wenn irgend etwas Notwendiges unterbleibt, die Sache damit zu erledigen, daß man ruhig sagt: „Dafür hätte der Staat sorgen müssen.“ Wie Freiwillige vortreten, um draußen Wunden zu schlagen, so sollen auch Freiwillige vortreten, um daheim Wunden zu verbinden. Jetzt darf der einzelne in seinem Verhältnis zum Staat sich nicht nur so äußerlich ansehen als Steuerzahler; sondern er soll bedenken: daß der Staat auch ihm persönlich sein Leben, seine Familie, seinen Besitz gegen die überfallenden Horden schützt, und soll darum auch gerne seine Person, seine Kraft, sein Gut dafür einsetzen, dem Staat wiederum zu helfen am Werk der lindernden Barmherzigkeit.

Sind es nicht auch ein ganzes Heer, die so tun? Das Wort vom „barmherzigen Samariter“ hat immer seine Zeit, jetzt aber hat es seine weltgeschichtliche Stunde. Der Krieg zaubert 1000 barmherzige Samariter und 10 000 barmherzige Samariterinnen hervor in seinem Gefolge. Da sieht er aus wie ein Herold der inneren Mission. Wie viele junge Mädchen, die gelangweilt sozusagen: „neben dem Leben standen“, stehen nun mitten darinnen, in einem schönen edlen Beruf; wie viele Männer, die bisher engherzig und selbstsüchtig waren, haben es nun gelernt, für große gute Werke zu denken und zu geben; Jungdeutschland selbst hat unweit Nachen dem Vaterland Handreichung getan, Knaben sind in die Feuerlinie vorgerückt, um bei den Verwundeten zu helfen. Das ist gewiß, daß

seele so gut wie das Revolverattentat des serbischen Mordbuben. Aber gerade darum sollen wir uns in Schranken halten. Es ist wunderbar. Es gibt da eigentlich gar keine freie Bahn für leidenschaftliche Meinung. Ist die Gesamtheit nahezu verbrecherisch, wie England in seiner Politik und Frankreich mit seiner Revanche, so kann der einzelne doch ein hochachtbarer Mensch sein. Ist das deutsche Volk als Ganzes unübertrefflich, herrlich, opferwillig und heldenhaft, starkflehig und weichmütig, so braucht der einzelne darum noch nicht mehr zu tadeln, als sein Gegenüber. Also man darf von dem Ganzen nicht einfach auf den einzelnen schließen. Man darf nicht die Volksünde dem Bürger in die Schuhe schieben. Aber auch nicht das Umgekehrte. Man darf nicht von dem einzelnen gleich auf das Ganze schließen. Der einzelne Kosak mag sich gebärden wie ein Raubtier, das russische Volk ist im Grunde gutmütig und unterwürfig wie eine Lammherde, wie denn wiederum ganz gewiß auch in dem Lichtbilde des deutschen Volkes manche dunkle Gestalt umhererschleicht. Draußen steht Front gegen Front, und hüben wie drüben pulsiert die unerschöpfliche Vielgestaltigkeit des Menschenherzens, der Volksseele. Wie von den Unsrigen einzelne Fälle bedauerlicher Ausschreitungen, so lassen sich doch auch schließlich von den anderen freundliche Züge edler Menschlichkeit berichten. Vielleicht ist der Gesamtdurchschnitt, den der allwissende Gott allein macht, hier wie dort ein ähnlicher, buntschattiger.

Noch viel näher aber kommt uns unseres Wortes Mahnung, wenn wir einmal unser Urteil gegen unsere Mit-

menschen hier daheim in Untersuchung nehmen. Hier ist die beste Gelegenheit, Barmherzigkeit zu betätigen. Hier hat sie jeder am nächsten. Ach, wie leicht kommt ein Menschenherz dazu, in Schwachheit und Torheit einen Fehltritt zu tun. Und wie ist da die Mitwelt dann geschäftig, mit ihrer Lieblosigkeit herzufahren, mit ihrer Schadenfreude breitzutreten, mit ihrer Geschwätzigkeit zu vergrößern, mit ihrer Gefässigkeit zu verschlimmern, mit ihrer Erbarmungslosigkeit zu vernichten, an den Branger zu stellen, statt zum Mantel der Liebe zu greifen. Ja, das ist schrecklich, wenn einer mit irgendeiner Entgeißung in eines Menschen Hand fällt, daß er sie ausbeute! Können wir denn auf das eigene Herz gar so stolz sein? Sind wir unser selbst uns so sicher, daß wir nie straucheln? nie erbärmlich erscheinen? Bist du selber denn ganz rein von allen Flecken? ganz erhaben über alle Schwächen? Gibt es bei dir gar nichts, was dich bloßstellen könnte? nichts, gar nichts, wovon du denkst: „Gut, daß ich nur das weiß und niemand sonst?“ Oder — können wir auch wohl das fremde Herz so richtig durchschauen? den Mitmenschen so völlig beurteilen? Um das wirklich zu können, müßten wir alles in Mitrechnung stellen: die Anlagen, die ihn quälen, die Erziehung, die er gehabt hat, die Umgebung, in der er groß geworden ist, die Versuchungen, die auf ihn einwirkten, die Stimmungen, die ihn drückten, und vieles andere mehr, auf das unser kurzfristiger Blick zunächst kaum verfallen mag. Eine Einzeltat eines Menschen kann in ihren Ursachen 100 Jahre weit zurückreichen. Wo ist einer, der in solcher Weise auch nur das eigene Herz beurteilen kann? Wer will da das fremde beurteilen? Wenn der Krieg, weil er zu unbarmherzigem Urteil uns hinreißt, uns auch wiederum gerade zu barmherzigem Urteil erziehen soll, so wollen wir solches nicht nur gegenüber unseren Feinden draußen, sondern zu allererst auch gegenüber unseren Nachbarn daheim betätigen: „Ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden, alles zum besten lehren.“

Ich glaube: unser Heiland hat gerade diese Art von Barmherzigen im Sinne, wenn er sagt: „Selig sind sie, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

An die barmherzigen Samariter denkt er weniger. Freilich kann da auch sein Wort zutreffen. Wer Liebe sät, wird Liebe ernten. Wer immer hilfsbereit war unter seinen Kameraden, wird auch in der Not unter ihnen bereite Hilfe wiederfinden. Wenn ein deutscher Soldat freundlich einen sterbenden Franzosen erquidete, Gott mag es ihm als Vergeltung schenken, daß, wenn er fallen sollte, auch ihm eine linde Hand die Augen zudrückt; wenn jener englische Soldat im Vorbeistürmen seinen Mantel auf einen verwundeten erfrierenden deutschen Offizier warf, Gott mag ihm in seiner Stunde auch einen Engel senden, der ihn stärken soll. Aber — ob es immer also gehen wird? Es kann auch ein Samariter unter die Mörder, ein Wohltäter unter die Missetäter, ein Christ unter die Unchristen, ein Heiliger unter die Teufel fallen. Umgekehrt kann auch ein Unbarmherziger die Barmherzigkeit sich kaufen. Und zwar gerade der, der von der schlimmsten Sorte ist: der Wohlhabende, der die Barmherzigkeit zu leisten in der Lage gewesen wäre. Es will da in dieser ungerechten Welt nirgends stimmen mit der doch so gerecht klingenden Seligpreisung Jesu.

Nein, an die barmherzigen Richter denkt er; und darum: mit der Barmherzigkeit, die diese erlangen sollen, meint er hinwiederum die Barmherzigkeit Gottes als des Richters.

Brauchen wir sie nicht? Als der Krieg anfang, wurde es uns verdacht, wenn wir sagten: es ginge um Sein und Nichtsein des deutschen Volkes. Es klang schwach und bange, so zu reden. Jetzt hat es des Deutschen Reiches Wächter, Hindenburg selbst gesagt, mit ernstesten Worten, mit ausdrücklicher Verwarnung derer, denen es noch nicht klar zu sein scheint. Wissen wir nicht auch, was ein verlorenener Krieg bedeuten würde? Für Rußland vielleicht den Verlust etlicher Provinzen, wie das Abbröckeln einiger Sandhaufen von einem Ufer, für Frankreich nichts als nur die Wunden, die es sich selber schlug, für England allenfalls eine Zurückführung seiner unangemessenen Weltthroname auf eine angemessene Weltherrschaft — aber für Deutschland, für Deutschland allein unter den Großmächten, die völlige Zerstörung, die Hergabe aller Küsten und Grenzen, die Auflösung aller Reichseinheit, die Verbannung und Verfeinerung des edlen Kaisers, die Unterbindung des deutschen Handels, die Verarmung des ganzen Volkes, und die grinsende Anordnung Englands, daß der nächste Koalitionskrieg gegen das dann mächtigste Rußland bald, sehr bald unter deutschem und französischem Vasallentum auf deutschem Boden für England ausgekämpft werden kann. Von denen Barmherzigkeit erwarten? Wer möchte sie auch wohl darum bitten? Aber Gott erbarme sich unser! Er erbarme

sich eines großen, schönen, stolzen Volkes! Nie, solange ich lebe, kommt mir aus dem Sinn das Bild eines lieben Menschen, der einen schweren Leidensweg am dunklen Lebensabend hatte. Fast jeden Abend, wenn er sich niederlegte voller Grauen vor der Nacht, brach er in die Worte aus: „Ach, lieber Gott, hab' doch Barmherzigkeit — Barmherzigkeit mit mir!“ So sollte das deutsche Volk, wenn es wie ein Hercules furchtbar dreuend die Hydra mit den Häuten packt, doch auch wie ein Moses die Hände aufheben zu dem Weltenlenker: „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit.“

Es ist bitter, sehr bitter, wenn ein Mensch Barmherzigkeit übt und Unbarmherzigkeit erfährt, sanft urteilt und doch abgeurteilt wird, Liebe austeilt und doch Lieblosigkeit einstecken muß. Unser Kaiser hat es durchgemacht: der als Menschenfreund Europa in die Arme nehmen wollte und nun doch bis nach Amerika hin als die Weltgeißel an die Wand gemalt wird. Da mag der Gedanke zur Laßal werden, der sonst ein Schrecken ist: daß wir als letzten Richter den lebendigen Gott haben. Der wird nie Gutes mit Bösem vergelten. Der wird dem Barmherzigen barmherzig sein. Jesus hat es in der Bergpredigt gesagt mit seinem Mund; er hat es in dem Kreuzesleiden auch geschrieben mit seinem Blut. Wenn unser Volk ein Gesamtbild bieten möchte, das ähnlich ist dem Kaiserbild: auf sittlicher Höhe stehend, edel im Empfinden urteilen und Wollen, ferne von aller Eroberungssucht Zerstörungswut und Haßentartung, bereit, den Feind nicht zu ächten sondern zu achten, die Völkervelt nicht zu bedrücken sondern zu beglücken, nicht den Knecht wollend sondern das Recht, — ein solches Volk wird Gott auch durch die Hölle hindurch in seiner barmherzigen Hand tragen, daß es fernerhin seinen schönen Weltberuf erfülle.

Tue du das deine gegen deinen Nächsten. Hat er gefehlt, so hilf ihm zurecht unter vier Augen, aber stelle ihn nicht bloß vor tausend Augen; hilf ihm zur Höhe, aber stoße ihn nicht in den Pfuhl. Daher das Wort: „Erbarmlichkeit“, weil sie etwas ist, was „Erbarmen“ heißt. Ob andere gegen dich barmherzig sein werden, ist nie zu wissen; aber Gott wird es dann sein. Nicht aus Pflichtschuldigkeit, sondern „weil Christi Blut beständig schreit: Barmherzigkeit, Barmherzigkeit.“ Der Schrei des Blutes Christi ist gewiß der edelste, der erklingen kann. Laß ihn in dir nachklingen, mache es zur Nichtschnur deines Handelns, — was denn? „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“



Unsere Feldgrauen.

Da zieh'n sie vorbei in langen Reih'n —
Wie halten den Takt sie gut!
Die Helme blitzen im Frühlingschein.
So jung noch das Leben und Blut!

So stark noch der Arm und so fest die Kraft!
O, Deutschland, welch eine Wehr!
Die auch im heißesten Kampf nicht erschläfft
Für deine verwundete Ehr'!

Und trugig hallt durch die junge Flur
— Als ging's schon dran und drauf —
Ein Lied, das steigt wie ein einziger Schwur
Zum schimmernden Dom hinauf.

Wie ein Vogel schwingt es sich stolz und frei
Empor zu dem Atherblau
Das ewig uralte Lied von der Treu
Und der Liebe zur Heimatau.

So zieh'n sie vorbei, die langen Reih'n —
Und wie bald in den Kampf hinaus.
Dann schirm euch Gott, ihr wack'ren Getren'n
In dem harten, blutigen Strauß!

Wie bald, dann stehen sie todumringt,
Die froh jetzt zogen vorbei! —
Und in der Seele noch immer klingt
Mir das Lied — von der deutschen Treu!

Merksprüche.

Will es auch manchmal scheinen, als sei alle Kraft mir
erloschen,
Füllt mich doch immer aufs neu, herrliche Kraft aus
der Höh'. —

Siehst du den Mann, wie so aufrecht er geht, wie die
Augen ihm leuchten,

Wisse, von innen heraus baut sich der Wille sein Haus.

Allzeit zwingt die Notwendigkeit dich, doch bist du nicht
unfrei,

Sag' mir als Sklav' nicht: „ich muß“, sage als Freier
„ich will!“ —

Bist du auch äußerlich frei von engenden Schranken
und Fesseln,

Bist du doch nimmermehr frei, hast du nicht Schranken
in dir.

Fesseln dich Ketten und Bande und schmachtet dein
Leib auch im Kerker,

Bist du doch nimmer ein Sklav, ist nur der Geist in
dir frei.

„Herrscht über die Erde,“ so sprach der Herr einst
am Anfang.

Wisse, zur Erde gehört, auch was ist erdig in dir.

Gleich dem Mooste wirst du, mein Jüngling, nun gären
und brausen.

Nimm dich nur selber in Zucht, werde ein lauterer
Wein!

So du nicht bändigst das Tier dir im Busen, so fesseln
dich Bande

Stärker als Eisen und Erz, bist du ein Sklav', ja ein
Tier.

Hoffnung!

Die Feuer im Ofen erloschen sind,
Stille ist es um mich her,
Vor den Fenstern weint leise der Wind,
Und der Regen klagt schwer.

Doch der Nacht tiefdunkles Leid
Kann mir das Herz nicht bezwingen:
Durch die klagende Einsamkeit
Hör ich ein Jubeln und Singen.

Anna Korff.

De Schatz.

„Wir kommen nun, ihr kleinen Mader,
Zum Gleichnis von dem Schatz im Acker,“
Säb tau sin Schäulers Vhrer Celle.
„Doch daß ich gleich 'ne Frage stelle —
Erkläre mal, Bissete Maß,
Was ist denn eigentlich ein Schatz?“
Un fründlich rickt Bisset' em an:
„Dat is uns' Rike ehr Johann.“

J. Bardey.

Kriegswirtschaftliches.

Kohlrübenverwendung zur Kartoffelveredlung. Die bis vor kurzem für den menschlichen Genuß so gering geschätzte Kohlrübe hat mit einem Schlag infolge der geringen Kartoffelernte durch die Bekanntmachung des Stellvertreters des Reichskanzlers vom 1. Dezember 1916 (RGBl. S. 1316) größte Bedeutung für die Volksernährung gewonnen. § 13 der Bekanntmachung bestimmt nämlich, daß die Reichskartoffelstelle für die Deckung des Bedarfs an Kohlrüben, die als Ersatz für fehlende Kartoffeln erforderlich sind, zu sorgen hat. § 14 verpflichtet die Kommunalverbände, denen durch die Reichskartoffelstelle Vorräte zugewiesen sind, zur Verbrauchsregelung in ihrem Bezirk. Es werden infolgedessen bedeutende Mengen von Kohlrüben der städtischen Versorgung als Ersatz von Kartoffeln zugeteilt werden. Indessen werden gerade in städtischen Verhältnissen zahlreiche Familien mit diesen geseklich zugewiesenen Nahrungsmitteln noch nicht recht umzugehen wissen. Deshalb wird auf ein vom Kriegsausschuß für Volksernährung herausgegebenes Kochbüchlein über Kohlrübenverwendung, bearbeitet von Elise Hannemann, Vorsteherin der hauswirtschaftlichen Seminare und der wirtschaftlichen Frauenschule des Vette-Vereins in Berlin W. 30, hingewiesen, das auf 8 Seiten eine Reihe von Rezepten zur Vereitung der Kohlrübe gibt. Die Rezepte haben gegenüber zahlreichen anderen in sogenannten Kriegskochbüchern enthaltenen den Vorzug, daß auf die den Haushaltungen zurzeit zur Verfügung stehenden Hilfsmittel Rücksicht genommen wird. Das Hefstchen ist durch den Schriftführer des Kriegsausschusses für Volksernährung, Sanitätsrat Dr. Albert Moll, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 45, zu beziehen.

(Aus „Mitteilungen für Preisprüfungsstellen“.)

De Appel.

De Vhrer Bahnsen wir bi 't Stehlen,
Bedregen, Mufen, Raschen, Gehlen.
Dat heit, hei wir bi 't säw't Gebot,
Denn wieder hadd dat keine Rod.
Nu matte hei de Kinner nüdlich
De niederträcht'gen Sinnen düdlich.
Nah sin Gewohnheit föhr hei denn
Tauflegt of noch en Bispill an.

„Fritz Krupp, geseht, dein Nachbar Ratner
Hätt' einen schönen Grabenstein
Zu seinem Frühstück mitbekommen.
Doch du, von böser Lust entglommen,
Du nähmest in der Pause led
Ihm heimlich seinen Apfel weg.
Was tatest du dann?“ — „Denn,“ röppt Fritz Krupp
Un strahlt vör Lust, „denn et 'd em up.“

J. Bardey.

Haus und Familie

Gegen akuten und chronischen rheumatischen Schnupfen soll sich folgendes einfache Mittel sehr gut bewährt haben: Zwei Tage lang und zweimal täglich (morgens beim Aufstehen und abends beim Zubettgehen) wäscht sich der Patient von der Fußsohle bis zum Knie mit eiskaltem Wasser und trocknet die gewaschenen Teile mit einem Handtuche oder Stück rauhen Zeuges so ab, daß eine lebhaftere Rötung und ein Gefühl der Wärme entsteht. Die ganze Prozedur dauert nicht länger als fünf Minuten, und weitere Maßregeln sind nicht nötig.

1) **Gegensatz-Tauschrätsel.**

(Für jede Zahl ist eine Silbe zu setzen.)
 Wer von uns in dem 1, 2, 3,
 Das Trommelfeuer 4, 5, 3,
 Dem war der Feind, wenn er auch 4, 5, 6, 7
 An Zahl, beim Angriff schließlich 1, 2, 6, 7.

2) Im Wort mit D sieht man manch Schiff,
 Mit Sch ist es ein Zahlbegriff,
 Mit B erteilt's zuweilen Stöße
 Und dient zum Springen und zum Spreizen;
 Mit R bedeckt es unsre Blöße,
 Die Kammer pflegt damit zu geizen.

3) Sehr wenig ist man ohne mich,
 Und doch ist man nicht alleine mich.

4) Warum wird Oesterreich-Ungarn im Kriege durch-
 halten?

(1 u. 2 aus der Völler Kriegszeitung.)

Kreuzrätsel.

1	2
3	4

In der 1 3 saß 1 2
 Ganz allein in süßem Traume:
 Nur ein 2 3 kam herbei,
 Lauschte von dem nahen Baume,
 Wie so schön die 1 2 sang
 Zu der 1 4 sanftem Klang:
 „Ach, wie wehn so 1 die Lüfte:
 Süße, süße Frühlingsdüfte!“
 O, ich 3 4 1 2 an! —
 Nun 2 4, wer irgend kann.

Fr. Winkel.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

1. Silbenrätsel: Baumbach. — 2. Wüste, Küste,
 Büste. — 3. Matrone, Matrose.

Druckfehlerberichtigung!

In dem einleitenden Artikel der 1. Nummer
 muß es auf Seite 1, 1. Spalte, Zeile 20 statt
 zum liebenden Volke zum leidenden Volke
 heißen.

Prof. Grützmacher:

Unser Kaiser

30 Pfg.

Buchhandlung bei der
 Marienkirche 16 a
 in Rostock.

Billige Bücher!

Keller, Samuel, Volkspredigten.
 4 Bände geb. Statt 12.— Mk.
 nur 8.— Mk.

Keller, Samuel, Auferstehung des
 Fleisches. Geb. Statt 3.— Mk.
 nur 1.75 Mk.

Dose, Joh., Der Feueranbeter.
 Erzählg. brosch. Statt 1.— Mk.
 nur 0.60 Mk.

Dryander, Ernst, D. Erzellenz,
 Das Vaterunser. Predigten geb.
 Statt 2.25 Mk. nur 1.25 Mk.

Porto zu Lasten des Bestellers.

Antiquariat der
 Kaufungen-Buchhandlung.

Im unterzeichneten Verlag erscheint

Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit!

nur
5 Mk.

Von Feldunterarzt Fr. Meier
 z. Z. im Felde.

nur
5 Mk.

In unseren Tagen, wo nicht nur die Friedensfrage auf
 aller Lippen liegt, sondern auch der Wunsch nach Frieden
 in aller Herzen glüht, dürfte kaum ein Buch von größerem
 Interesse sein als das vorliegende. Dem Herrn Verfasser
 war darum zu tun, durch seine Ausführungen in den
 großen sittlichen Fragen des menschlichen Daseins klärend
 zu wirken und für den echten Friedensgedanken als der
 Verkörperung der sittlichen Weltordnung begeisterte Mit-
 arbeiter und Mitkämpfer zu finden.

Verlag E. W. Püschel (Kaufungen-Verlag) Rostock.

Unterstützt die Mecklenburgische Heimat!

Es könnte nicht genug bedauert werden, wenn
 das große schöne Mecklenburg, das einen Blücher, eine
 Königin Luise, zwei Moltke, einen Reuter, einen Brinckman
 und so viele andere hervorragende Persönlichkeiten hervor-
 gebracht hat; in dem dem Geist eine so wertvolle Pflege-
 stätte beschieden ist; in dem Handel und Gewerbe blühen —
 kein Heimatblatt, das zugleich auch ein echtes deutsches
 Familienblatt ist, haben soll. Was in den anderen deutschen
 Bundesstaaten, was in den preußischen Provinzen Gemein-
 gut geworden ist, was neben Bibel, Gesangbuch und
 Kalender zum eisernen Bestand einer jeden Hausbücherei
 gehört — ein Heimatblatt —, muß auch in Mecklenburg
 möglich sein, diesem so verkannten und doch so herrlichen
 Land.

Ein Heimatblatt soll ein getreuer Spiegel heimatlicher
 Geschichte und Kultur sein, es soll die Liebe zur Heimat
 wecken und festigen — die Aufgaben sind so hohe und
 erftrebenswerte.

Der Verlag bittet die verehrten Leser, auch fernerhin den
 durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnissen Rechnung
 tragen zu wollen. Die Schriftleitung hat aus dem Leser-
 kreis so manche herzerfreuende Zustimmung und An-
 erkennung gefunden, daß sie getrost und gestärkt in das
 neue Jahr gehen kann.

Schriftleitung und Verlag der „Heimat“.

Aus dem Verlage von Mittler und Sohn in Berlin liegt vor
 das 9. Heft der

Evangelischen Reden in schwerer Zeit

von Exzellenz Oberhofprediger D. E. Dryander. Preis 30 Pfg.



Die „Heimat“ erscheint vierzehntägig. Durch die Post bezogen vierteljährlich 50 Pfg. ausschließlich Bestellgeld; bei direkter Bestellung beim Verlag von 3 Stk. an freie Zusendung. Auf je 10 Stk. 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 5.

Erste Februar-Nummer.

1917.

Wozu die Heimat mahnt!

Schon im Jahre 1914 brachte die „Mecklenburgische Heimat“ eine Mahnung, alles unnötige Klagen, Prozessieren und Zumstaatsanwaltlaufen zu unterlassen, und diese Mahnung kann jetzt, wo wir im dritten Kriegsjahr stehen, wo wir um Leben und Tod kämpfen, wo Zivildienstpflicht der an uns ergehende Ruf ist, nur aufs allerdringendste erneuert werden. Herz und Hand, und aller Gedanke und aller Wille müssen frei werden für das eine, was not tut, was die Stunde gebieterisch fordert, für den Dienst am Vaterlande. Darum meide ein jeder allen Streit, nehme ein jeder sich selber strenge in Zucht, daß er nicht Anlaß zu Streit gebe. So aber Streit entstanden, so mühe er sich, den Streit so schnell wie möglich zu schlichten. Denn Friede ernährt, und Unfriede verzehrt, und wir haben jetzt auch rein gar nichts unnötig zu verzehren, weder Geld, noch Zeit, noch Nervenkraft, noch Volksgesundheit. Und Prozesse fressen an alledem. Zum Streit gehören immer zwei, selten ist einer allein schuld an dem Streit, nein, wir sind allzumal Sänder vor Gott und Menschen, und am Streit sind meistens alle beide schuld. Und wo zwei so ohne ihr Wissen und Wollen in einen Streit hineinwachsen, so in eine Art Verwirrung, etwa einen Grenzstreit, einen Streit um Schaffung von Vorflut, einen Erbschaftsprozesse, da

ist's heiligste Pflicht, jetzt diese Verwirrung so schnell wie möglich zu entwirren, und kann man's selber nicht, so wende man sich an einen vertrauenswürdigen Dritten, etwa den Herrn Pastor oder den Herrn Lehrer, den Herrn Gutsbesitzer oder Gutspächter, oder auch an einen vertrauenswürdigen Rechtsanwalt, oder an irgend jemand sonst, der ohne einen Prozeß den Streit gütlich schlichtet. Beide Streitparteien müssen einander entgegenkommen, beide, um des Vaterlandes willen, sich selbst überwinden, sich selbst zwingen, sich selbst im Zaum halten. Nicht immer vom Streitgegner das Schlechteste denken, ihn zum Lügner und Betrüger, zum Meineidigen stampeln, ihm nicht immer unlautere Absichten und Zwecke unterstellen. Auch in den allermeisten Fällen ist dein Gegner ein ebenso guter Deutscher und Christ wie du. Ihr beide gleich recht und schlecht, Menschen mit Vorzügen und Mängeln, beide ihr in gleicher Weise überzeugt von eurem Recht und der Gerechtigkeit eurer Sache, beide doch auch dem Irrtum unterworfen. Und so habt ihr wahrscheinlich beide etwas Recht und etwas Unrecht, und dadurch, daß also Recht und Unrecht so heillos miteinander vermischt ist, daß nicht das Recht so klar und offen zu Tage liegt, kommt all die schreckliche Verwirrung und Aufregung, all die Erbitter-



Frühstüdspause.

rung, die Feindschaft, der Groll. Ach, glaubt es nur einem erfahrenen Richter, wie unendliche Mühe es macht, das Verworrene zu entwirren und das Unklare aufzuhellen. Gott, der alle Dinge weiß, der Herz und Nieren prüft, weiß auch, wo das Recht ist, und was Recht ist. Aber wir Menschen sind nicht allwissend und mühen uns oft vergeblich, mit voller Klarheit und Sicherheit das wahre Recht hinzustellen, und unser Urtheil ist oft nur eine recht unzulängliche Wahrheit: es muß eben schließlich allem Streit einmal ein Ende gemacht werden. Menschlichem Können und Erkennen sind Schranken gesetzt. Noch einmal drum: um des Vaterlandes willen meidet den Streit, und wo Streit entstanden, schlichtet ihn so schnell wie möglich. Das ist auch Zivildienst, und zu diesem Dienst ist jeder pflichtig! Was aber bei einem Prozeß herauskommt, das möge uns Fritz Reuter, unser prächtiger mecklenburgischer Landsmann und weltberühmter Dichter sagen. Da steht gleich im ersten Kapitel von „Ut de Franzosentied“ so eine treffliche Mahnung, die ich hierherstellen will. Es handelt sich um eine Unterhaltung zwischen „Möller Boß“, de „nich Panckerott spelen kann“ und „Herrn Amtshauptmann Weber“. Da sagt denn „Möller Boß“: „Un denn de Prinzeß, Herr Amtshauptmann, de verfluchtige Prinzeß!“ — „Süht hei, Möller? Dat is of en Hansbunkensstreich von Em, dat hei sit in Sinen Eller noch in en Prozeß rin gihwt.“ — „Je, Herr, as ik mi in den rin gewen, was ik noch in gauden Johren, un ik dacht of so, ik würd em noch bi Lemstiden utsechten, äwer ik marc woll, sön'n Prinzeß hett 'n längeren Aten, as ne ihrlich Möllerlung' utthollen kann!“ — „Hei löppt nu, mein ik, stark tau Enn?“ — „Ja, Herr Amtshauptmann, un denn löppt hei mi dod, denn min Sak ward woll slimm stahn, un de Advaten hewwen's verbruddelt . . . Un, Herr Amtshauptmann, ik heww ne gerechte Sak, un wo ik tau'n Prinzeß kamen bin, weit ik hüt noch nich, denn de oll Brechertsch, as sei noch leven ded, wat de Tanten von min Mudder ehr Swesterdochter, un Jochen Boß, wat min Bedder was . . .“ — „Ik weit de Geschicht“, seggt de Herr Amtshauptmann, un wenn ik em raden kann, denn vergließ hei sik!“ — „Dat kann ik nich, Herr! Anner de Hälfst deiht dat Jochen Boffen sin Slängel nich, un wenn ik de rut gewen fall, bin ik 'n Snurrer. Re, Herr Amtshauptmann, 't mag gahn, wohen 't gahn will, gewen dauh 't mi nich, ik gah bet an den Herzog . . .“ — „Möller Boß“, seggt de oll Herr, „ruhig Möller Boß! De Prozeß kümmt io of enmal tau Enn“, denn he is jo in vullen Gang.“ — „In'n Gang, Herr Amtshauptmann? Re, hei is in'n Swung, as de Düwel säd, dunn hadd he Gottswurt in de Pietsch bunnen un swenkt 't sik üm den Kopp rüm.“ — „Woher, Möller Boß, — wohr is't.“ —

Ja, allerdings, wahr ist's, so ein Prozeß hat's in sich und verzehrt Geld und Zeit und Kervenkraft und Lebensglüd. Darum noch einmal, meidet den Streit, und wo Streit entstanden, schlichtet den Streit. tut's so bald wie möglich. Löscht das Feuer, so lange es noch Zeit ist. Und wenn's zum Prozeß gekommen, vergleicht euch, so schnell wie möglich. Hört auf den Richter, der euch zum Vergleich rät. Wahrhaftig, er meint es gut mit euch, gut mit dem deutschen Vaterlande. Denn sein Tun und Denken soll ebenso wie euer Tun und Denken jetzt einzig und allein dem Vaterlande geweiht sein. Es geht um alle Zukunft unseres deutschen Volkes, und demgegenüber versinkt aller Streit, Hader und Unfriede des Einzelnen zu einem belanglosen Nichts. — So sei denn Friede im Lande, damit auch draußen bald ein gesegneter deutscher Friede ersritten sei.

R. Eberhard.

Der Herr ist mein Hirt.

Wer wird getreulich sorgen,
Daß mir nichts mangeln wird?
Ich weiß mich wohl geborgen:
Der Herr ist mein Hirt.

Wer schirmt mich vor Gefahren,
Wenn droht der Feinde Trug?
Er, der mich kann bewahren:
Der Herr ist mein Schutz.

Wenn Schatten mich umdunkeln,
Wer läßt mich gleiten nicht?
Ich seh' die Sterne funkeln:
Der Herr ist mein Licht.

Wer führt mich durch die Schreden
Der Todesnacht hindurch?
Mich wird vom Tod erwecken:
Der Herr, meine Burg.

Fr. Winkel.

Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

(2. Fortsetzung.)

Ehe wir uns nun dem Kern der Erzählung nähern, bitte ich den Leser mir zu gestatten, ihn mit den Sitten und Gebräuchen der Herrnhuter kurz bekannt zu machen. Zum Verständnis der Erzählung sind die erklärenden Worte nötig.

Die Herrnhuter Kirche oder die Brüdergemeine ist keine Sekte, sondern eine im Jahre 1742 staatlich anerkannte selbständige Kirche mit dem Rechte der Verfassungen wie Gewissensfreiheit, und dem Rechte der Gründung selbständiger Kirchengemeinden.

Sie ist hervorgegangen aus der alten böhmisch-mährischen Brüderkirche, deren Anhänger um 1722 auswanderten, sich im Königreich Sachsen ansiedelten und von dem Grafen Zinzendorf zu einem christlichen Gemeinwesen im Geiste des Evangeliums zusammengeschlossen wurde.

Der auf die heilige Schrift gegründete persönliche Glaube an den um unserer Sünde willen gekreuzigten und um unserer Gerechtigkeit willen auferstandenen Christus und die aus diesem Glauben hervorgehende Gemeinschaft der Gläubigen untereinander in der Liebe sind die zwei wesentlichsten Stücke für ihren Fortbestand und ihre Wirksamkeit, und darum nennt sie sich Brüdergemeine (nicht =gemeinde). Daher auch die trauliche Anrede „Bruder“ und „Schwester“ und das gemeinsame „Du“.

Drei Aufgaben hat die Brüdergemeine:

1. das äußere, bürgerliche und kirchliche Leben in ihrer Mitte möglichst nach den Grundsätzen des Evangeliums zu gestalten und das Gemeinleben zu einer besonderen Erziehungsstätte persönlichen evangelischen Glaubens- und Liebeslebens zu machen;

2. in den evangelischen Landeskirchen das Bedürfnis nach persönlicher Gemeinschaft der Christen in aufrichtiger und werktätiger Liebe zu einander zu wecken und zu pflegen, und zwar unter freudigem Hinweis auf das Kreuz Christi als den Mittelpunkt aller evangelischen Verkündigung;

3. sich mit großem Eifer im Dienste dieser Verkündigung von der freien Gnade in Christo der Mission unter den Heiden zu widmen.

Jede einzelne Gemeinde ist in „Chöre“ nach der Verschiedenheit des Alters, Geschlechtes und Lebensstandes eingeteilt, um die Seelenpflege der Gemeinmitglieder zu erleichtern, die Bildung kleinerer christlicher Gemeinschaften innerhalb der Gemeinschaften zu fördern und sie an natürliche gleichartige Lebensverhältnisse anzuschließen. Man unterscheidet das Kinderchor, das Chor der größeren Knaben bzw. Mädchen, das Chor der ledigen Brüder, das Chor der ledigen Schwestern, das Ehechor, zu denen auch die Witwer gerechnet werden, und endlich das Witwenchor. Jedes Chor feiert jährlich sein besonderes Fest. Die ledigen Brüder, die ledigen Schwestern und die Witwen



pflegen gewöhnlich in besonderen Häusern zu wohnen (Brüderhaus, Schwesternhaus, Witwenhaus).

Zu den Eigentümlichkeiten der Brüdergemeine gehört der vielseitige Reichtum an liturgischen gottesdienstlichen Einrichtungen. Außer bei dem sonntäglichen Gottesdienst versammelt sich die Gemeinde fast Abend für Abend zu einer gottesdienstlichen Feier in ihrem Kirchenaal. Da gibt es Singstunden, Bibelstunden, Missionsstunden, Versammlungen, in denen Lebensläufe der Heimgegangenen verlesen werden, Gebetsversammlungen, Liebes- und Abendmähler usw., aber auch am Vormittag und am Nachmittag finden bisweilen Versammlungen statt. Jeder Gedenktag der Brüdergemeine wird gefeiert. An den Taufen, Trauungen und Begräbnissen nimmt die ganze Gemeinde teil.

Berühmt sind die Erziehungsanstalten der Brüdergemeine, die nach dem Muster der Fräuleichen Stiftungen in Halle eingerichtet sind und den Hauptzweck haben, durch eine vom Geist der Brüdergemeine erfüllte Ordnung des gemeinschaftlichen Lebens, durch möglichste Rücksichtnahme auf die persönlichen Bedürfnisse des einzelnen Zögling die Jugend auf ihren zeitlichen und ewigen Beruf vorzubereiten und sie Christo und seinem Reiche zuzuführen.

Zu erwähnen bleibt noch die Ausstattung des Kirchenaaes. Die Betfäle der Brüdergemeine sind recht eckig gehalten. An den Kurzseiten befindet sich je eine Empore. An der einen Langseite läuft — wohl in den meisten Sälen — ein breiter Tritt in der Höhe einer gewöhnlichen Treppenstufe entlang. In der Mitte des Trittes und natürlich auch der Langseite erhebt sich ein Podium, zu dem mehrere Stufen hinaufführen. Auf dem Podium steht der für gewöhnlich grünbehangene Liturgistisch mit dem Vibelpult. (Bei den Liebes- und Abendmahlen sowie bei den Taufen benutzt man eine weiße bzw. rote Decke.) Hinter dem Tisch steht der Stuhl für den Prediger, denn bei vielen Versammlungen pflegt der Geistliche zu sitzen, dann ist natürlich das Vibelpult fortgenommen. Der Betsaal in Niesky und Reutkölln z. B. haben nur eine Empore. Die Betfäle sind ganz in Weiß gehalten. Rechts und links und unter den wie auf den Emporen stehen schlichte weißgestrichene Bänke, rechts vom Prediger sitzen die Schwestern, links die Brüder, gewöhnlich nach Chören eingeteilt. Die Orgel befindet sich auf der linken Empore. Nicht vergessen will ich, daß die Schwestern bei den kirchlichen Versammlungen weiße Häubchen mit seidenen Bändern tragen.

Soweit die Erklärungen.

(Fortsetzung folgt.)

Freiwillig.

Am Scheidewege bleibst Du steh'n, —
Du hörtest in sonnigen Weiten
Und in des Frühlings leisem Wehn
Die Gloden des Lebens läuten.

Du lauchtest sinnend den Tönen zurück,
Die hell Dir im Herzen erklangen —
Dann bist Du freudig für Deutschlands Glück
In das ringende Sterben gegangen.

Anna Korff.

In der Walachei.

„Wozu mag uns Madensen jetzt gebrauchen?“ sagten wir, als wir von der Dobrudscha nach Bulgarien zurücktransportiert wurden. „Wohin wird die Reise aehen?“ Schneller als wir dachten, war das Ziel erreicht. Unweit der Donau wurden wir ausgeladen und marschierten in zwei Tagen an den Fluß. Unsere Fronttruppen hatten schon den Flußübergang erzwungen, und von den Österreichern war eine 700 Meter lange Brücke hinübergeschlagen. Leider versperrte uns dichter Nebel jede Aussicht. Dafür konnte aber der Feind nicht durch Flieger die großen Truppenbewegungen beobachten.

Langsam, man möchte sagen, in feierlicher Stille, fuhr unsere schwere Munitionskolonne über die Brücke, die überhaupt keine Schwankungen aufwies. Die rumänische Bevölkerung hatte ihre Orte verlassen, nur Truppen unserer Donauarmee waren zu sehen. Hinter dem ersten Orte wurde Mittagsrast gemacht. Die Feldküche bot uns dicke bulgarische Bohnen, zu aller Überraschung liefen 8 Säcke Heimatspost ein, die Sonne verhängte den Nebel, und eitel Freude bemächtigte sich aller Mecklenburger. Diese Freude sollte uns in nächster Zeit in der großen Walachei nicht genommen werden. Noch am selben Tage ging's auf guter Straße 20 Kilometer nach Norden. Die Luft war milde, so daß das Bivak, welches an großen Strohmieten, wie sie in unserer Heimat nicht bekannt, hier aber bei allen Ortschaften zu finden sind, verhältnismäßig gemütlich war. Im nahen Dorfe, welches von einer türkischen Division belegt war, bekamen wir zum ersten Mal einen Eindruck von dem Fett eines rumänischen Schweines und der Menge des Federviehs. Bei Tagesanbruch konnten wir ein nahes Schlachtfeld, auf dem vor noch nicht 24 Stunden der Tod seine Ernte gehalten hatte, überschauen. Die kurze Zeit vor dem Weitermarsch wurde dazu benutzt, einigen jungen deutschen Jägern in kleinen Wäldchen eine Ruhestatt zu bereiten. In geschlossenem Zuge setzten sich die vielen Kolonnen wieder in Bewegung. Türken in funkelnagelneuer Ausrüstung mit Kruppschen Geschützen mischten sich zwischen die deutschen Truppen. Heute gab es schon um die Mittagszeit in einem großen Dorfe Quartier. Einheimische waren auch hier kaum zu finden, dafür aber wimmelte es im wahrsten Sinne des Wortes überall von Schweinen, Hühnern und Enten. Der Nachmittag mußte ausgenutzt werden, um Borräte für die nächste Zeit zu bergen. Es war gut, daß ein jeder sich sein Schmalztopfchen „verpaßte“, denn die nächsten Tage brachten wenig Ruhe. Es ging schnell weiter vor. Munition wurde an leichte Kolonnen abgegeben, neue Munition wurde von Depots und Autokolonnen empfangen und wieder weiter nach vorne geschafft. Lange Züge von Gefangenen, rumänische Munitionswagen mit Geschützen zeigten uns, daß wir den Feind nicht nur vor uns herjagten, sondern auch empfindlich schädigten. Groß war der Jubel, wie es hieß, die Donauarmee hätte sich mit Falkenhayn vereinigt. Bald sollten wir auch unsere Kameraden, die auf ganz anderem Wege auf Bukarest marschierten, zu Gesicht bekommen. Als wir den Argesul erreichten, kam schon die Botschaft „Bukarest ist gefallen“. Keiner wollte die Nachricht für wahr halten. Tauchen doch des öfteren bei uns Gerüchte von größeren Kriegseignissen auf. Der Kriegstagesbericht, der in der Heimat zum täglichen Brot gehört, kann den einzelnen Truppen nicht schnell zugehen. Die Feldtelephonisten haben reichlich Arbeit, wenn sie die taktischen Befehle übermitteln. Mit um so größerer Freude werden später die Zeitungen gelesen, besonders wenn der Kriegsbericht die eigene Truppe lobend erwähnt. Alle Ortsnamen sind uns längst vertraut, mit Interesse werden die Marschruten der einzelnen Truppenverbände verfolgt.

Bis zur Einnahme von Bukarest hatten wir über unsere Marsche noch nicht zu klagen. War doch die Bitterung hier Anfang Dezember noch so mild, wie bei uns an der Wasserlante Anfang Herbst. Regen fiel selten, die Wege waren fest, Wind nur schwach. Der östliche Teil der großen Walachei war aber ein Schlamm. Obwohl wir eigentlich nur an einem Tage kräftigen Landregen hatten, blieben die Wege grundlos. Die Luft war zu feucht, und ständig senkte sich der Nebel hernieder. Mäntel und Stiefel wurden nicht mehr trocken. In der Dunkelheit wurde das Quartier für die Nacht erreicht, in der Dunkelheit ging's am nächsten Morgen wieder vorwärts.

Vorwärts! Alles jubelt daheim, wenn die Berichte von einem Vorwärts melden. Denkt ihr aber daran, daß wir oft hundemüde sind und nur schwer unsere müden, müden Knochen wieder zusammensammeln, um der kämpfenden Truppe folgen zu können? Diese legt den Vormarsch nur einmal zurück. Wir indessen

müssen einen Pendelverkehr von der Etappe zur Front aufrecht erhalten, damit der Batterie nicht einmal das Pulver ausgeht. Wer tut aber diese Arbeit nicht gerne? Wußten wir doch, daß unsere Taten einen Erfolg für unser Vaterland darstellten, wie wir nur wenige in diesem Weltkriege aufzuweisen haben. Drum verzichteten wir gerne auf den gemütvollen Weihnachtsabend, drum sangen wir trotz aller Kälte am Schloßeserabend unsere Heimatlieder am Bivakfeuer. Kommt die Weihnachtspost auch verspätet, sie erfreut uns doch auch noch im Januar, und die Gaben haben nichts von ihrem Wert verloren.

Zum Weihnachtsfest mußte der Russe seine starken Aufnahmestellungen räumen, um die Jahreswende wurde der Sereth erreicht und Braila genommen.

KL.

Abschied.

Du gingst von mir in heller Jugendlust,
Das scharfgeschliffne Schwert an Deiner Seite,
Es klopfte froh das Herz in Deiner Brust,
Und kampfesmutig zogst Du in die Weite.

Du sagtest mir manch fröhlich Wort beim Geh'n,
Doch wie im Schauer muß ich darauf lauschen,
Du sprachst von Kampf und Sieg und Wiedersiehn —
Ich aber hörte die Chyressen rauschen.

Anna Korff.

Großvatter sin Handschen.

Erzählung von Fr. Winkel.

He wier 'n ollen ihrpusseligen Mann, de oll Stathöller Möller. 'n fixen un forschen Bengel wier he west, as he as Kutscher up den Hof deent, un all de Hofdierns pudert dat Hart gewaltig, wenn he in sin blag Livree, sin gelen Stulpstäweln un mit sin 'n Zylinder to Platz kem. He äwer sel blot na M'riken Schulten, de Kösch. Un wil se of giern na em sel, wier dat jo ganz natürlich, dat beid' mit de Tid sid neger kemen un tolegt so neg, dat sei beid in en Wöhning treckten: se würden Mann un Fru. Beid lewten sihr tofreden un glücklich; un as mit de Tid noch twe lütten Möllers dorto kemen, dunn wier ehr Glück irst recht grot. De beiden lütten Gören wüssen ran, un bald — wo bald gahn de Jöhren hen — wieren se infegent, un Korl güng to Haw, un Fiken hülp ehr Mudder to Hus.

Ower wo dat so oft in'n Leben is: de beiden Rinner wieren von anner Art as ehr Öllern. Korl, de von lütt up all 'n Schlingel wier, wuß sid ut to 'n Halunken, un Fiken würd wol en flitig Diern, äwer se had 'n loses Mulwarf un dacht blot ümmer an de Mannslüd. Un dat leed se of nich, as se bi den Paster in 't Dörp in 'n Deenst kem.

Mit Korl nehm dat tolegt 'n schlimm End. He had' stahlen un füll sitten. Doch dat güng he ut 'n Weg; he verschwünn, un nah längere Tid kem 'n Bref ut Amerika, dat he dor ankamen wier; äwer dat Leben dor dröben had' he sid of anners dacht. Dor müßt 'n sid schind'n, üm blot nich to verhungern, un dat wull em gornich gefallen. Dat wier äwer of de einzigst Bref, de von Amerika kem. Mudder rohrt un wrüing de Händ, un Batter drög still un gedüllig, wat em upleggt wier: den Schimp un de Sorg üm sin 'n Jung. Wat wier ut sinen Korl worden? Wier he storben oder wier he ganz verdorben?

Ower Jed un Truer maken den Minschen nich starcker, un gor heimlich Jed dat frett an 't Hart un nimmt den Lebensmoot. So güng 't of hier. Mudder Möllersch würd krank. Wat ehr eigentlich fehlt, dat künn kener seggen. Ower se würd ümmer elendiger, un dunn kem en Dag, dat wier de schlimmst in oll Möller sin'n Leben: sin god Fru had' sid dat entseggt un löt em mit sin Fiken alleen.

Fiken güng de Verlust nich sihr to Harten; ehr Mudder wier ehr oft unbequem west mit ehr ewig

Uppassen un Reden, un dat wier nich nödig west, se wußt allein, wat se to don had', un eenmal wier 'n man jung. So dacht Fiken, un nah 'n Johr treckt as drüdd' noch en bi oll Möllern in, Jochen Meier, de as Knecht up den Hof deent had' un nu as Tagelöhner dor arbeiten wull. Eigentlich wier he äwer nich de drüdd', sünnern de viert, denn Fiken had' sid in de Tid irrt un in ehr hiddlich Art dat 'n beten verweest un had' all vör de Hochtid döpen laten, wat för gewöhnlich doch umgekehrt sin sall.

Oll Möller wier of all längst nich mihr Kutscher; dorto wier he mittlerwil to fiv worden, un sin Herr had' em to sinen Stathöller maht. So had' em dat jo eigentlich ganz god gahn müht; äwer he künn sin 'n Jung un künn sin Fru nich vergeten, sin 'n Jung, an den he ümmer dacht un den he jo giern noch mals as ordentlichen Minschen sehen müht, un sin Fru, de jo so tru vör em sorgt had', dat he man blot sin Röl freg. Dat wier nu ganz anners worden; sin Fiken had' ehren Mann un ehr Rinner — mit de Tid wieren dat all mihr worden — un kümmer sid nich bel üm em, un sin 'n Schwiegersöhn — dat markt he woll — wier he blot in 'n Weg. De günt den Ollen ken fründlich Wurt, un Fiken maht dat jüst so.

Dat schued' oll Batter Möllern in 't Hart. He müht gor nich mihr in sin 'n Hus sin, em wier allens towedder. He had'arbeit' un sport sin lewlang un had' sid nids wider günt as 'n lütten Schlud un 'ne Pip Toback. Nu würd ut den lütten Schlud äwer oft 'n groten, un dat kem vör, dat Batter Möller towilen mihr drünt, as em got ded'; un kem he denn nah Hus, denn gew dat groten Varm up beid' Siden.

Solang he äwer sin'n Posten as Stathöller verwachten künn, güng dat ümmer noch temlich got; äwer as he öller würd' un em de Arbeit öwer würd', dunn kem 'ne schlimme Tid för em: he kem up 't Ollen-deel bi sin Rinner. Un dat bedüdt' för em nids God's. Bether had' he doch ümmer wat verdeint, un Sünnsbaends had' he 'n schönen Schilling Geld in 't Hus bröcht: äwer dat wier nu vörbi. He verdeent nids un freg nids. Jochen un Fiken geben em Eten un Drinken, äwer sünt of rein gor nids, se günten em nich mal dat, wat anner Lüd em geben.

So wier dat Schludrinken nu vörbi, un dat güng jo of ganz got so: höchstens gew em de Kröger as ollen Kunden hen un wenn 'n Schnaps, wenn de Oll för em 'n Gang besorgt had'.

„Den Schlud hew id em all afwendt,“ prahlt Jochen, „un dat Roken gewöhn 't em of noch af.“ Awer dat güng denn doch nich so leicht. Denn bi sin' ollen Gründ' in 't Dörp stoppt Möller sid oft 'ne Pip. To Wihnachten schenkt em sin Herr of 'n Deel Toback, un dorvon dürft Jochen doch nids wegnehmen. Af un an gew em of sin Nahwer, de Paster, en Pund, un of de Köster, de süloft girn roken müht un wußt, wo so 'n Minschen to Mod is, de nah de Pip jankt, stel em oft heimlich so 'n lütten Paden to. Todem maht Möller, wat den Toback bedröp, ken groten Anspriich: he rokt allens, wat Toback heet, un wat nich so heet, dat rokt he of. He wier of mit Rosenbläder, Kirschbläder un so 'n Kram tofreden. Se beeten woll 'n beten up de Lung, äwer se qualnten doch.

So güng'n denn de Dag, de Wochen un de Jöhren hen. Oll Möller haut 'n beten Holt, meht 'n beten Gras för de Koh oder schneed' in 'n Winter of 'n beten Hackels bi den Kröger; in 'n Sommer plükt he of woll Widsbeeren un Brummelbeeren. To Hus wohrt he of woll de Rinner, as se noch lütt wieren un — rokt Toback oder wat dorför gellen müht. Dat was sin Arbeit, un de had' he jo sacht uthollen künt, wenn he f' man in Fred had' don künt un wenn he mittlerwil nich 'n ollen Mann worden wier. Un as he ümmer schwacher würd, dunn würd in 'n Hus mit em rümschull'n un rümmerstött, un oft süßt he: „Wier 't man irst vörbi!“

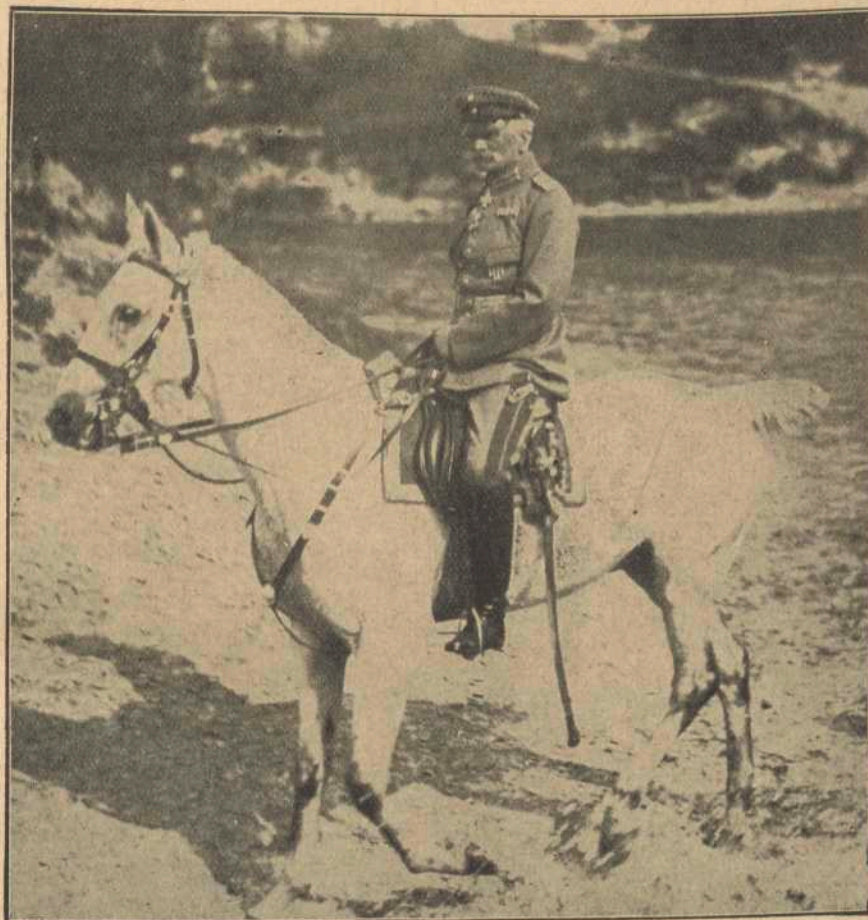
Dunn würd he krank, un he föhlt, dat güng mit em to End. De Paster, de Fiken un Jochen all öfter in 't Gewissen redt had', hört von sin Krankheit un kem, üm sid nah em ümtosehn; un bi de Gelegenheit vertellt em de Oll sin ganze Leidengeschicht, wat he

erlewt had' in sin gode Tid mit sin sel' Fru un wat he had' uthollen müßt, sit de em verlaten had', un wat em sin Söhn andahn had', un ob he woll noch an 'n Leben wier, un dat he giern starben müchte, denn wat süll he noch up de Welt, he künn jo niks mihr don, un 'n Schluck kreg he jo of nich, un de Pip schmeckt em of nich mihr, em dücht, de Tobak würd immer schlichter, un de Kirschbläder, de wieren of nich mir so got as sünst: ne, he wull giern starben, un he wier jo sin Dochter blot in 'n Weg, dat seeg he jo jeden Dag.

De Paster, den sin Klagen sihr to Harten güng, tröste em un verspröck em, jeden Dag, wenn he jichtens

richt' he sid noch einmal langsam up, lef mit möde Ogen in dat Sünnergold an 'n Heben un säd' mit schwache Stimm: „De Welt is doch schön!“ Denn sackte he torügg in sin Bedd, flüsterte: „Ja kam, Mudder! — Min Korl!“ — holt noch mal deep Aten, un dunn wier 't vörbi.

Sin Fiken rohrst still vör sid hen un drückt ehren ollen Vadder de Ogen to. Ob ehr dat to Harten gahn wier, wat de Paster ehr vör enige Wochen unner vier Ogen seggt had', as he von sin 'n irsten Besöhl bi den Ollen nah Hus gahn wier? Ob ehr Gewissen ehr seggt had': „Du heft nich recht dahn an dinen Vadder; mak got, wat sid noch got maken lött?“ Genog, se



Generalfeldmarschall von Madsen

Tid had', bi em intofiken un em of en Pund goden Tobak mittobringen. Dat ded he denn of, un Fru Pastern schickt em 'ne Buddel Portwin mit, un de Godsherr bröcht sinen ollen Statthöller of 'ne Buddel Win un schickt em jeden Middag en schön Stück Braden oder wat sünst de Köf böd', un de Köster bröcht em von sin besten Appeln, un so kem den Ollen von allen Siden wat, un he had' leben künn as en Graf.

Awer, äwer — all de schönen Saken, wat süllen se em noch! Dat schmeckt em all nich; sin Schluck had' em in ollen Dagen doch beter schmeckt as de Portwin, un de Paster roft, as em dücht, of man en mäßig Krut un dorbi wier dat doch Tobak von de beste Art. Awer freuen ded em dat doch, dat de Lüd so god to em wieren. Blot ob sin Korl noch lewt, mücht he giern weten un wo em dat woll gahn mücht. Sünst wull he giern starben.

Ja, ja, dat wier to sehn, mit Vadder Möller güng dat to End. Dat säd of de Dokter, den de Herr had hollen laten, glük as de Oll krank worden wier. „Altersschwäche!“ had' he seggt, „da ist nichts zu machen; der Alte lebt sich langsam aus.“ Un so kem dat of. Un enen schönen Harvstabend, as de Sünne ünnergüng, kem Lijing de Dod un holt unsen ollen Fründ.

Als de Sünnenstrahlen so üm sin Finster spelten,

wier üm den Kranken rüm west un had' em plegt, wat se künn, un se had' of woll mit Jochen red't, denn de had' sid of ännert un wier ehr to Hand gahn, had' 'n fründlich Wurt för den Ollen had' un em ver-tellt von dit un dat, wat in so 'n lütt Dörp passiert. Un de Oll had' beid' so glücklich ankelen, had' em beid de Hand drückt, un de Tränen wieren em öwer de Backen lopen.

Ku wier he dod, un nah dre Dag würd' he graben. Dat wier g'rad an 'n Sünndagnachmiddag. De Sünne de schint so hell von den Floren Heben dal, as wull se den ollen Mann sinen letzten Weg up 'Jrden schmücken mit ehr güllen Licht. De Paster höl 'ne schöne Vikenred'; de Köster süng mit sin Jungs so got dat jichtens gahn wull, de Kloken lüd'ten un klängen so hell, un dat ganze Dörp — of de Godsherr gew sin 'n trugen Deener de letzte Jhr — folgte bi Vatter Möllern sin Gräwnis. „Begrabt den Leib in seine Gruft,“ süngen de Kinner up den Kirchhof, un de Drägers löten dat Sark in de Kul. De Paster bed' dat Vateruns' un spröhl den Segen; de Fier wier to End, un de Lüd güngen torügg in 't Dörp un drünken in dat Truerhus noch irst en Tass' Kaffee ober of woll twe un dre. So wier dat Brut.

Als se dunn all weggahn wieren, kem dat Fiken

un Jochen ganz sonderbor vör in de Stuw; sünst wier Großvatter ehr oft in 'n Weg west, nu fehlt he ehr. Dat wier so unheimlich still in den Hus'. Dat güng em so, as dat all de geiht, de 'n leewen Minschen begraben hebb'n un denn, wenn se von den Kirchhof torüggkamen, up säd alleen anwisen sünd; dor markt en irst, wat dat heet: „Dodenstill“. Dat Hart kann säd nich so fix doran gewöhnen, dat de Minsch, de en immer um säd hat het, fehlt: un oft kümmt dat vör, dat 'n upsteiht un nah em hen will, as sünst woll, um em sin Lager torecht to leggen, em 'n Schlud Water to geben oder to sehn, ob he schlöppt. Ja, dat Minschenhart is en sonderbor Ding. Dor dücht dat en 'n of woll, de Krank het säd meldt; dat is, as hört 'n em süßzen, un wenn en of weet, dat is jo nich möglich, dor spigt 'n doch de Uhren.

Jochen un Fiken wieren to Bett gahn, de Kinner schlöpen all. Se beid' können äwer nich to Ruh kamen. Se haden in 'n Schummern noch von Großvattern redt un haden of woll meent, se wieren doch lange Tid nich so to em west, as se dat woll haden sin müßt. Nu legen se dor un lurten up den Schlap; äwer de Schlap wull nich kamen.

Doch wat is dat? Dor buten kloppt dat: „tid, tid, tad!“ Denn is dat 'n Ogenblick still, un denn geiht dat wedder los: „tid, tid, tad!“ „Hör mal, Jochen!“ flüstert Fiken. „Jä heww 't of all hört,“ segt de. „Wat mag dat woll sin?“ frögt Fiken ängstlich. „Jä weet 't nich,“ antwurt Jochen, un of em is de Angst antomarken.

Immer düller kloppt dat, un de beiden dücht, dat kümmt immer neger. „Ach Gott,“ seggt Fiken mit beverige Stimm, „nu kloppt dat all an 't Finsten.“ „Ja, mi is dat of so,“ flüstert Jochen torügg. Un wedder kloppt dat un immer luder: „tid, tid, tad! tid, tid, tad!“

Fiken rohrt lising in de Kissen un seggt ganz ängstlich: „Dat is Großvatter!“ „Jä glöw sülben,“ antwurt Jochen. „Haden wi dat doch blot nich dan!“ stöhnt Fiken; un Jochen, den dat Rohren of neger is as dat Lachen, seggt: „Ja, haden wi dat blot nich maht! Äwer wer künn so wat denken!“

Un noch mal kloppt dat, un noch düller as sünst: de beiden is dat, as schläg en mit de Faust an de Husdör un denn wedder gegen dat Finsten. Em brecht beid de Angstschweiz ut: Fiken stel den Kopp ünner dat Overbett, Jochen richt' säd up un horcht; noch einmal en 'n fürchterlichen Knall, — un dunn is 't still.

Äwer ehr Angst is nich weg, un Schlap kümmt de ganze Nacht nich in ehr Ogen. Un as dat Morgen ward, un se säd beid' ankiken, dunn fohren se vör 'nanner wedder torügg, un as ut enen Mund kümmt dat: „Wo sühst du ut!“ „Fiken, du büst jo dodenblaf!“ seggt Jochen. „Ach, Jochen, mi is of gor to schlicht; un du sühst ut, as hadst du all in de Jrd legen,“ antwurt Fiken. „Ja, wat sall dor blot ut warden!“ seggt Jochen benaut, wenn he des' Nacht wedder kümmt, dat holl id nich ut.“ „Jä of nich,“ seggt Fiken: weetst du wat, id gah nah den Prester, villicht kann de uns helpen.“ „Ja, möglich is dat,“ meent Jochen: „min Großmutter hett mi vertellt, dat to ehr Tid ehr Paster 'n Spöb in de Buddel bannt had.“ „O Zemine!“ schrigt Fiken. „Uns Großvatter in de Buddel? Re, dat het he nich verdeent.“ „Je,“ seggt Jochen, „de Welt is nu jo of all wider vorschreden: wer weet, uns' Paster friggt dat up anner Art farig. Dumm is he nich!“

So nehm Fiken säd an 'n Morgen ehr lütt schwarz Dol um, güng rüm nah den Prester un vertellt em, wat ehr un Jochen in de Nacht Grugliches passiert wier, un bed' den Paster, he säll ehr doch helpen un maken, dat Großvatter sin Ruh freg.

De Paster hört nipping to un seg sihr irnst ut, wenn toirst, as Fiken von dat Kloppen anfäng, sin Ogen of so 'n beten spöttlich uplichten deden. As Fiken mit ehr Vertellen farig wier, säd' he indringlich: „Ja, Großvatter is dat west, dat is ganz gewiß; un Großvatter ward of noch öfter kamen un bi Juch ankloppen. Zi warden noch oft an em denken möten. Zi sünd em doch woll vel schuldig bleben!“ — „Ach

ne, Herr Paster,“ säd Fiken, „schuldig bleben sünd wi em wider nicks as de Handschen.“ — „Weder Handschen?“ fröggt de Paster. — „Je, Herr Paster,“ antwurt Fiken, „dorum is he doch blot kamen, dat he säd de holen wull!“ — „Äwer Fiken,“ fröggt de Paster wedder, „von wat för Handschen redst du denn eigentlich?“ — „Je, sehen S', Herr Paster,“ seggt Fiken, „Großvatter het doch en ordentlich Gräwtnis fregen, un wi hebben em of schön anpuzt. Äwer Handschen hebben wi em nich antredt; Jochen meente, de künn he sülben noch schön brufen, de wull he man antreden, wenn he nah de Kirch güng.“ — „Na, darum kön 'n Zi ganz ruhig sin,“ meent de Paster, „Großvatter het meindag sin flitig Hand rein hollen von unrecht Got, he find' sin Ruh of ahn Handschen; äwer wenn dat so sin möt, worüm hebben Zi em denn fen Handschen mitgeben?“ — „Je, Herr Paster,“ säd Fiken, „dat kem so: de Kopmann, bi den wi de Handschen un de Dodenstrümp löst hebben, het uns ut Versehn twe Poor Strümp geben, de tosamenhadden; so 'n ollen Dinger sünd jo man dünn. Un nu hebben wi em de beid Poor Strümp antredt; Großvatter led' doch immer so an koll Föt. Un dorför dachten wi, künn Jochen denn doch de Handschen behollen. Wat meenen Se darto, Herr Paster?“

De Paster grüwlacht so 'n beten un seggt denn: „Recht is dat jo eigentlich nich, äwer dat ward Großvatter Jug woll vergeben. Jä glöw, he möt Jug noch vel mihr vergeben; Zi warden jo woll sülben weten, dat Zi em johrelang nich so behannelt hebben, as he dat verdeent had' un as Zi em dat schuldig wieren.“

„Ach ja, Herr Paster,“ fängt nu Fiken an to rohren, „dat hebben wi of all seggt, un dat heit uns of led, ach so led, dat wi so to em west sünd. Un id bün schuld, denn he wier min Vatter; un id had' of Jochen den Kopp torecht setten müßt, as he den ollen Mann nich mal 'n lütten Schlud un 'ne Rip Tobad ginnen ded'. Ach, wat het uns dat all led dan, un wi sünd blot froh, dat dat de letzten Wochen doch anners wier, dat Großvatter allens fregen het, wat wi jichtens upbringen können, un dat he tofreden bi uns inschlafen is.“ Un dorbi rohrt de arm Fru ehr blödiges Tränen.

„Na, Fiken,“ seggt de Paster dunn, „Fiken, denn lat 't nu man sin; denn ward uns' Herrgott Jug of woll vergeben, un Großvatter ward of Ruh hebb'n in sin Gräw. Un nu will id di of seggen, wat dat mit dat Spöb up säd het. Dat Kloppen, wat Zi hört hebben, is nich von Großvatter kamen. Uns' Marik had' gistern Abend lat noch wat in den Kofstall to don, un as se de Stalldör hinner säd totradt, dunn föllt de Overfelg hinner den Stiden, den se in de Kramp stelen het un klemmt säd twischen Stiden un Wand, un se kann nich wedder rutelam'n. Wat se of versöcht, nicks will gelingen, un dunn kloppt se denn an dat Stallfinster un an de Dör. Min Fru un id wieren 'n beten nah 'n Herrenhof gahn, Rutscher Johann un dat Stubenmäken wieren of nich to Hus, un so müßt Marik 'ne ganze Tid in 'n Stall kutschen, bet endlich Johann kem un ehr upmaht. Du sühst also, mit Großvatter sin Spöken is dat nicks, un du kannst glöben, 'n Spöb giwnt dat överall nich. Äwer so 'n Spöb, as säd bi Juch meldt het, giwnt dat ganz gewiß, un de Minsch is noch nich ganz verlur'n, de an so 'n Spöb glöwt; dat sünd „die Gedanken, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen“, as de Schrift seggt, un dit Spöb kloppt den Minschen an 't Hart un heet: dat Gewissen. Un de Minsch, de up dit Spöb hört un säd von em regieren lött, de is got uphaben. Un dit Spöb ward of woll bi di un Jochen woll noch öfter ankloppen, as id all seggt heww; hört man up sin Kloppen, un Zi brufen Jug nich schämen, wenn Zi an dit Spöb glöben.“

„Un dat is man got,“ seggt Fiken, de ehr Ogen bi den Paster sin Würd immer gröter worden wieren, „un id bün of man ganz tofreden, dat Großvatter doch sin Ruh het. Un se meenen wirklich, Herr Paster, dat he nich böß is von wegen de Handschen?“

„Ne, Fiken,“ seggt de Paster, „he is nich böß; un wenn Zi ordentlich lewt, denn freut he säd över Jug,

un uns Herrgott freut sich ok. Un nu gah man to Hus, Fiken, un segg man Jochen Bescheid."

"Na, denn abschüss ok, Herr Paster," jäd Fiken truhartig un gew den Paster de Hand; „un nehmen s' ok nich öwel, Herr Paster. Ach, Herr Paster, Se hebben mi 'n groten Steen von 'n Harten nahmen."

Un dunn gung se nah Hus un vertellt Jochen allens, wat de Paster seggt had', un Jochen 'n würd ok 'n ganz Deil leichter; un beid' wullen se immer giern an Großvattern denken, he wier jo doch von Harten got west un würd jo ok nich böös sin, dat he fen Handschen mittregen had'.

Un Spöken hebben se öwer nich mihr glöwt; un wenn se dat kloppen hört hebben un hebben nich wüßt, wat dat woll sin künn, denn hebben se nich in vuller Angst seggt: „Dat is Großvatter, he will sin Handschen holen"; ne, se hebben lacht un hebben seggt: „Dor het sich woll Paster-Marik in 'n Kohstall spunn." Un still un flitig hebben se ehr Dingen dan, hebben ehr Rinner uptreht in Tucht un Zhrbarkeit un hebben ehr Mitmischen hulpen, wenn se in Bedrängnis wieren un hebben nich, as se dat jünst gewennt wieren, blot an sich fällen dacht.

So het Großvatter sin Spöken doch sin Gods hat. Ja, de Paster had' recht: de Minsch is got uphaben, de an so 'n Spöf glöwt, dat em an dat Hart kloppt, un de don deit, wat dat Spöf von em will.

Wann einst der Friede kommt.

Jesajas, 52 v. 7—10.

Wie lieblich wird dereinst erklingen
Der Boten Schritt durch Berg und Tal,
Der Boten, die den Frieden bringen,
Die melden ihn mit frohem Schall.
Die allem Volke Heil verkünden
Und Gutes pred'gen aller Welt,
Wie Licht wird's sein dann in den Gründen,
Und alles dunkel, wie erhellt!

Die Wächter rufen von den Zinnen,
Dann Frieden laut ins Land hinein,
Und tausend Freudentränen rinne,
Und überall glänzt froher Schein.
Und alle Stimmen jubelnd preisen,
Den Gott, der Frieden uns gesandt:
„Kommt, laßt dem Herrn uns Ehr' erweisen,
„Kommt, danket ihm mit Herz und Hand.

„Laßt fröhlich sein uns, laßt uns singen,
„Dem Herren nun ein neues Lied,
„Kommt, laßt frohe Psalmen klingen,
„Laßt rühmen uns den edlen Fried'.
„Wie hat der Herr uns offenbaret
„Gewaltig seines Armes Macht,
„Wie gnädig hat Er uns bewahret,
„Wie herrlich alles Er vollbracht!"

Ja, Friede, Friede, gold'ner Friede,
Wann naht Du uns mit lüchtem Schein!
Wann grüßen wir mit frohem Liede,
Den Tag, da Friede bricht herein!
Wann schweigt der Waffen wildes Lärmen,
Wann ist 's vorbei mit Leid und Streit,
Wann weicht Trauern, schwindet Lärmen,
Wann naht des Friedens Herrlichkeit?

Du treuer Gott im Himmel droben,
Du hast das Deutsche Vaterland
Trotz all der Feinde wildem Toben
Beschirmt bisher mit treuer Hand.
Du wirst am End' den Frieden senden,
Du weißt dazu die rechte Zeit,
Dann wirst Du alle Trübsal wenden,
Zu Freuden lehren alles Leid.

So wollen wir denn stille halten,
Dem Herren trauen allzumal.
Getrost ihr Jungen und ihr Alten!
Getrost, getrost, ihr Deutschen all!
Getrost, laßt uns die Hände regen,
Zu gutem Werk, zu Gottes Ehr'.
Dann weicht nicht von uns sein Segen,
Dann sendet Er den Frieden her!

Raimund Eberhard.

Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege wird am Montag, den 19. Februar d. J., nachm. 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, im Architektenhause, Berlin SW., Wilhelmstraße 92/93 seine zwanzigste Hauptversammlung mit folgender Tagesordnung abhalten: 1. Ansprache des Vorsitzenden, Wirl. Geh. Rat Ministerialdirektor a. D. Dr. H. Thiel. 2. Jahresbericht. 3. Geschäftliche Angelegenheiten. 4. Landaufenthalt für Stadtkinder, Mitteilung vom Kgl. Landrat Dr. v. Thadden, Friedland, Pommern. 5. Kriegsaufgaben auf dem Gebiete des Ansiedlungswesens und Wohlfahrtsbeschaffung auf dem Lande. a) Einleitende Worte, Kgl. Reg.-Präsident v. Schwerin, Frankfurt a. O. b) Die Kriegsaufgaben der gemeinnützigen Landgesellschaften, Kgl. Reg.-Nat. Mes., Erster Direktor der „Siedlungsgesellschaft Sachsenland". c) Die halbländliche Ansiedlung der gewerblichen Arbeiter, insbesondere im Kreise Blumenthal, Kgl. Landrat Berthold, Blumenthal, Hannover. d) Schaffung von ländlichen Arbeiterwohnungen im Kreise Osterode, Kgl. Landrat Adamek, Osterode i. Ostpr. e) Lichtbildvortrag mit Ansichten aus den Siedlungen der „Ostpreussischen Landgesellschaft", der „Schlesischen Landgesellschaft", der „Siedlungsgesellschaft Sachsenland" und der „Landgesellschaft Eigene Scholle". In den Vorräumen: Ausstellung von Plänen, Ansichten, Grundrissen aus der Arbeit verschiedener Ansiedlungsgesellschaften, der Künstlersteinzeichnungen „Heimatbilder deutscher Kunst" der Firma Franz Schneider Verlag, Berlin-Schöneberg und „Präparierte Biologien" des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. — Die Mitglieder und Freunde der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege sind mit ihren Damen zu dieser Versammlung eingeladen.

Merksprüche.

Segen und Fluch trägt beides der Mensch in den eigenen Händen.
Was von den beiden er sät, wird er auch ernten dereinst.

Einzig der Gute vermag das Gute bei andern zu sehen,
Bist Du selber nicht gut, bist für das Gute Du blind.

Kann auch ein Blinder die Schönheit und Pracht der Rose erkennen?
Also ein unedler Mensch nimmer das Edle erkennt!

Schaudernd Du wendest Dich ab vom rohen verworfnen Verbrecher,
Ach, ein Göttliches trägt er auch tief in der Brust.

Ja, ich glaube wahrhaftig, das Feuer des Guten, es brennet
Noch in des Rohesten Brust, mag's auch ein Fäulnis nur sein.



Die Tragik in des Kaisers Leben. Von Gerhard Volzien. Neue Feldaussage, 32 Seiten in Taschenformat. Der Gesamtauflage 300. Tausend! Preis 20 Pfg., bei 20 Stück 17 $\frac{1}{2}$ Pfg., bei 100 Stück 15 Pfg., bei 1000 Stück 12 $\frac{1}{2}$ Pfg. zuzüglich Porto. Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt, Berlin.

Es ist hoch erfreulich, daß diese kleine Schrift unseres verehrten Herrn Mitarbeiters eine so große Verbreitung gefunden hat und noch findet. — Der Herr Verfasser hat es in bisher unübertroffener Weise verstanden, uns den Kaiser menschlich nahe zu bringen. Die Worte, die ich in meinem kleinen Kaiserartikel in der vorigen Nummer schrieb: „Das Leben eines Herrschers ist Entfagen, Opfern, Leid" finden in dem vorliegenden Büchlein ihre Bestätigung. Von der ungeheuren Fülle von Kriegsschriften, deren Blut täglich anschwillt, ist es eine der allerbesten, eine von bleibender geschichtlicher Bedeutung. Der Herr Verfasser hat noch ein sehr lehrreiches, gedankenreiches Nachwort geschrieben, in dem er sich mit dem kaiserlichen Friedensangebot und seiner Ablehnung beschäftigt.

E. P.

An die Leser.

Sollten in der Zustellung unseres Blattes Verzögerungen eintreten, bitte ich um Entschuldigung. Einmal steht mir kein geschultes Personal zur Verfügung, dann sind in diesen Zeiten, wo mehr als je Mars auch die Eisenbahnen in Anspruch nimmt, die Beförderungsmittel recht beschränkt. — Durch die Unachtsamkeit einer Hilfskraft ist verschiedentlich Nr. 2 im geschlossenen Umschlag versandt worden. Selbstverständlich trägt der Verlag die daraus entstandenen Unkosten der Bezieher.

E. P.



Kreuzrätsel.

$$\begin{array}{r} 1 \ 2 \\ 3 \ 4 \end{array}$$

1 2 Name. 3 4 kostbares Gut. 2 3 = tausend. 1 4 = glatt. 1 4 1 Fläche. 2 4 Tiere.

Fr. Winkel.

$$\begin{array}{r} 1 \ 2 \\ 3 \ 4 \end{array}$$

1 2 ein Gott. 3 4 ein Vergnügen. 3 1 ein Vogel. 2 4 ein Jahrmarkt. 4 1 ein Prophet. 1 3 4 eine Rückkehr.

Fr. Winkel.

Ein Mann im alten Testament,
Den sicher jedes Kind schon kennt.
Doch streichst du jetzt nur zwei der Zeichen
In seinem Namen, siehst du weichen
Den Hohenpriester und Propheten
Und siehst hervor den König treten.

Fr. Winkel.

Der Landmann hat es auf dem Feld;
Dem Hausbesitzer bringt es Geld.

Fr. Winkel.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

1. Unterstand, überstand, unterlegen. — 2. Dod, Schod, Bod, Rod. — 3. Das Salz. — 4. weil es sieben Bürgen (Siebenbürgen) hat. — Kreuzrätsel:

$$\begin{array}{r} \text{lau} \mid \text{ra} \\ \text{be} \mid \text{te} \end{array}$$

Druckfehlerberichtigung!

In dem Artikel „Dem Kaiser Heil und Segen“ in Nr. 2 muß es auf Seite 9 in der 1. Spalte Zeile 23 von oben heißen: „Es dürfte doch wohl unbestrittene Tatsache sein“.

Prof. Grützmacher:

Unser Kaiser

30 Pfg.

Buchhandlung bei der
Marienkirche 16 a
in Rostock.

Billige Bücher!

Keller, Samuel, Volkspredigten.
4 Bände geb. Statt 12.— Mk.
nur 8.— Mk.

Keller, Samuel, Auferstehung des
Fleisches. Geb. Statt 3.— Mk.
nur 1.75 Mk.

Dose, Joh., Der Feueranbeter.
Erzählg. brosch. Statt 1.— Mk.
nur 0.60 Mk.

Dryander, Ernst, D. Exzellenz,
Das Vaterunser. Predigten geb.
Statt 2.25 Mk. nur 1.25 Mk.

Porto zu Lasten des Bestellers.

Antiquariat der
Kaufungen-Buchhandlung.

Im unterzeichneten Verlag erscheint

Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit!

nur
5 Mk.

Von Feldunterarzt Fr. Meier
z. Z. im Felde.

nur
5 Mk.

In unseren Tagen, wo nicht nur die Friedensfrage auf aller Lippen liegt, sondern auch der Wunsch nach Frieden in aller Herzen glüht, dürfte kaum ein Buch von größerem Interesse sein als das vorliegende. Dem Herrn Verfasser war darum zu tun, durch seine Ausführungen in den großen sittlichen Fragen des menschlichen Daseins klärend zu wirken und für den echten Friedensgedanken als der Verkörperung der sittlichen Weltordnung begeisterte Mitarbeiter und Mitkämpfer zu finden.

Verlag E. W. Püschel (Kaufungen-Verlag) Rostock.

Unterstützt die Mecklenburgische Heimat!

Es könnte nicht genug bedauert werden, wenn das große schöne Mecklenburg, das einen Blücher, eine Königin Luise, zwei Moltke, einen Reuter, einen Brindman und so viele andere hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht hat; in dem dem Geist eine so wertvolle Pflegestätte beschieden ist; in dem Handel und Gewerbe blühen — kein Heimatblatt, das zugleich auch ein echtes deutsches Familienblatt ist, haben soll. Was in den anderen deutschen Bundesstaaten, was in den preußischen Provinzen Gemeingut geworden ist, was neben Bibel, Gebetbuch und Kalender zum eisernen Bestand einer jeden Hausbücherei gehört — ein Heimatblatt —, muß auch in Mecklenburg möglich sein, diesem so verkannten und doch so herrlichen Land.

Ein Heimatblatt soll ein getreuer Spiegel heimatlicher Geschichte und Kultur sein, es soll die Liebe zur Heimat wecken und feigen — die Aufgaben sind so hohe und erstrebenswerte.

Der Verlag bittet die verehrten Leser, auch fernerhin den durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnissen Rechnung tragen zu wollen. Die Schriftleitung hat aus dem Leserkreis so manche herzerfreuende Zustimmung und Anerkennung gefunden, daß sie getrost und gestärkt in das neue Jahr gehen kann.

Schriftleitung und Verlag der „Heimat“.

Aus dem Verlage von Mittler und Sohn in Berlin liegt vor
das 9. Heft der

Evangelischen Reden in schwerer Zeit

von Exzellenz Oberhofprediger D. E. Dryander. Preis 30 Pfg.



Die „Heimat“ erscheint vierzehntägig. Durch die Post bezogen vierteljährlich 50 Pfg. ausschließlich Bestellgeld; bei direkter Bestellung beim Verlag von 3 Stk. an freie Zusendung. Auf je 10 Stk. 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 4.

Zweite Februar-Nummer.

1917.

Carl Beyer. Einige Bemerkungen zum Thema: Kunst und Christentum.

Ich kann den Februar nicht vergehen lassen, ohne nicht eines Mannes zu gedenken, der am 14. d. Mts. sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet hat, und auf den Mecklenburg mit Recht stolz sein kann.

Ich meine den ehemaligen Laager Pfarrherrn Carl Beyer, den großen deutschen Dichter.

Groß? werden die immer Bedenklichen, die alles Besserwissenden fragen und die herhömmliche Literaturgeschichte als Zeugin aufrufen. Mittelmäßig — ja; aber schon die Tatsache, daß seine Bücher den nun einmal verpönten christlichen Beigeschmack haben, beweist doch zur Genüge, daß Beyer nicht zu den Großen gezählt werden darf; denn ein großer Dichter muß „veraltetes“, „überwundenes“ durchaus vermeiden. Jede Weltanschauung ist dem modernen Dichter erlaubt, nur die christliche nicht; verkündet er letztere doch, verliert sein Werk unweigerlich an Wert. — Das ist ein eiserner Grundsatz der modernen, gebildeten Menschen. Fürwahr, eine närrische Welt!

Die köstlichste und heilsamste Gabe hat uns doch der Heiland der Welt gebracht. Wir sind gewiß keine Proselytenmacher, wir wollen nicht um jeden Preis bekehren, aber wenn in einer Dichtung ein reiner, gesunder, christlicher

Geist weht, dann wollen wir froh und dankbar sein: ein solches Buch kann niemals Schaden anrichten, da gegen unermesslichen Segen

stiften. Sind Kunst und Christentum wirklich zwei unvereinbare Begriffe? Wir wollen uns doch nichts vormachen, ihr lieben Leute! Das Christentum gibt der Kunst den Vollgehalt, den Ewigkeitswert. Das ist ein unerschöpfliches Thema: der Einfluß des Christentums auf die Kunst.

Ich hatte in L. auf der Universität einen Professor — er ist ein gefeierter Gelehrter geworden —, der lehrte, daß das Zeitalter der Reformation eine arme Epoche in der Geschichte der deutschen Dichtkunst sei. Der hochgelehrte Mann, der nebenbei gesagt in Goethe seinen Abgott sah — einen Gott muß nun einmal jeder Mensch haben — irrte, er irrte sogar gewaltig: das Zeitalter der Reformation hat uns unvergleichliche, unerreichte Gaben deutscher Dichtkunst geschenkt: unsere herrlichen, gewaltigen Choräle. Luthers Trübsied allein wiegt hundert Bände des ausgeflügelterten, gequälten Gestammels modernster Christer auf, die keinen gesunden Menschen froh machen, aber vom Zeitgeist mit Pauten und Trompeten als große, als unsterbliche Dichter dem urteilslosen, denkfaulen



Voll angepriesen werden — wunderliche Wertbegriffe! Unser Herr Professor hat meines Wissens niemals ein Kolleg über das evangelische Kirchenlied angekündigt, aber ab und an hielt er eine Vorlesung über das studentische Sauf- und Liebeslied, und diese Vorlesung war berühmt. Das war etwas nach dem Schnabel der Masse.

Nun wir wissen es, der Beifall der Menge ist nicht maßgebend für den Wert einer Dichtung.

Wenn einmal ein so kerngesunder, vollsaftiger Dichtersmann wie Carl Beher daher kommt und seine Werke durchtränkt mit dem Ewigkeitsgeist des Christentums, da wollen wir recht fröhlich und glücklich sein und dem lieben Herrgott recht herzlich danken.

Kann nicht die Stellung eines Dichters zum Christentum maßgebend sein für die Beurteilung des Wertes seiner Werke? Ich sage nicht „muß“, ich sage nur „kann“, um auch nur den leisesten Verdacht einer Forderung, eines Zwanges zu vermeiden. Es ist ja auch Regel, eine Dichtung vom ästhetisch-künstlerischen Standpunkt aus zu beurteilen, obwohl meiner Erfahrung nach — und das ist eine rein persönliche Bemerkung — der ästhetisch-künstlerische Standpunkt dehnbar wie Gummi ist — und keinerlei sicheren, festen Halt gewährt. Bleibt noch zu erwähnen die Technik, sie ist aber eine Größe zweiter Ordnung: Sudermanns Technik z. B. ist glänzend, deswegen kann aber noch kein Kenner behaupten, daß Sudermann ein genialer Dichter ist.

Doch — wir wollen uns keinen Vorwurf machen lassen, sondern kräftig betonen, daß auch wir die Forderung anerkennen: Gebet der Kunst, was der Kunst gehört.

Da nun aber einmal die „Medlenburgische Heimat“ auf dem Boden der christlichen Weltanschauung steht — das Festhalten an dem Glauben der Väter ist das wichtigste Stück Heimarbeit — so ist es selbstverständlich, daß wir von diesem Standpunkte aus ein Kunstwerk betrachten — und das mit dem gleichen Rechte, mit dem der Zeitgeist von seinem Standpunkte aus ein Kunstwerk beurteilt. Darum ist es mir unbegreiflich, wenn Christen aus lauter Angst davor, „rückständig“ genannt zu werden, dem Zeitgeschmack die merkwürdigsten Zugeständnisse machen.

Uns kann es nur lieb sein — ich wies schon oben darauf hin — wenn uns aus einer Dichtung ein Geist entgegenweht, der uns von Kindheit auf vertraut ist, unter dessen Segnungen wir aufwuchsen, der in unser Fleisch und Blut übergegangen ist.

Uns muß sogar eine solche Dichtung lieber sein, als etwa die Werke von Wedekind, H. H. Ewers und ähnlichen gefeierten Zeitdichtern, bei denen das Ekelhafte vorherrscht.

Am liebsten wird uns ja stets sein, wenn ein Dichter wohl der Kunst gibt, was der Kunst gebührt, aber seine Werke mit Gottesgeist erfüllt, ohne belehren zu wollen.

Carl Beher ist ein solcher Dichter. Von ihm das nächste Mal mehr.

(Der 2. Teil folgt.)

Ernst Büchel.

Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

(3. Fortsetzung.)

Am Morgen nach seinem Besuch bei mir begegnete mir Bork nicht, auch an dem darauffolgenden Tage vermiste ich die hohe Soldatengestalt; erst am dritten Morgen sah ich ihn in gewohnter Weise den Weg heraufkommen.

„Ich begleite Sie zur Bahn!“ rief er mir schon von weitem zu.

Ich eilte ihm entgegen, kräftig schüttelte er mir die Hand.

„Hören Sie mal, mit dem Buche haben Sie meinem alten Soldatenherzen eine große Freude gemacht. — Jaja, die alte Zeit — die goldene Jugendzeit — sie ist wieder lebendig geworden. — Zweimal habe ich das Buch gelesen. — Hat mich ganz aus meiner Gewohnheit gebracht. — Wirklich sehr fesselnd — und so wahr — naja, hier und da wohl ein bisschen zu ideal — was, was? Meinen Sie nicht auch?“

Ich mußte ihm beistimmen.

„So ideal habe ich Niesky nicht kennen gelernt,“ gestand ich ein. „Einen so vollkommenen Erzieher wie den Br. Vechler hatten wir nicht.“

„Wir auch nicht,“ bekannte Bork und setzte anklagend hinzu: „Ein so befähigter, geradezu geborener Erzieher, den man in Gold fassen sollte, schickt man zum Himalaya, um Heiden zu bekehren. Dagegen solch ein unfähiger Kerl wie der Bruder Robinson wird auf die Jungens losgelassen, daß sie das Bauchgrimmen kriegen und auffässig werden. Wie kann man nur so blind sein!“

Er stieß heftig mit dem Stock auf; dann fuhr er ruhiger fort, mehr zu sich als zu mir sprechend:

„Zwei sind es doch, welche die wichtigste Rolle im Leben des Mannes spielen: in der Jugend — der Lehrer; in der Reife — das Weib!“

„Und Vater und Mutter?“ fragte ich rasch.

„Vater und Mutter?“ wiederholte er verdutzt; er war in seinem Gedankengang unterbrochen; dann aber lachte er auf — es war ein bitteres Lachen — und klopfte mir auf die Schulter wie einem, der etwas klügeres gesagt hatte und den man eines besseren belehren mußte.

„Vater und Mutter!“ rief er mit rauher Stimme. „Vater und Mutter, mein Lieber, darüber sollen Sie meine Ansicht hören. Wenn es wirklich dereinst ein jüngstes Gericht geben sollte: am schwersten werden sich die geehrten Herrn Eltern zu verantworten haben, denn auf ihnen lastet die meiste Schuld. Seien Sie versichert, von niemanden in der Welt werden die auferlegten Pflichten so wenig erfüllt, wie von den Eltern.“

Ich dachte an meinen seligen Vater, diesen demütigen Diener seines himmlischen Herrn; ihm war das Wohl der Kinder bis zum letzten Atemzug Herzenssache; ich dachte an die Mutter, die sich in ihrer Fürsorge um die Kinder aufopferte; ich dachte daran, daß uns Kindern gerade das Elternhaus die köstlichste Gabe: den Glauben an den Erlöser der Welt — geschenkt hat; darum sagte ich entschieden:

„Ich fürchte, Herr Oberst, Sie gehen zu weit in Ihren Ausführungen.“

Unwillig schüttelte er den grauen Kopf und stieß mehreremale heftig mit dem Stock auf.

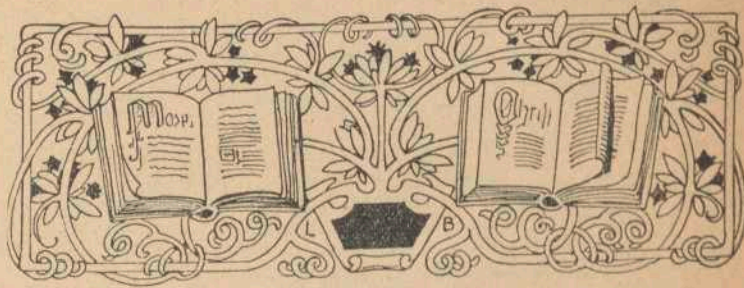
„Ausnahmen gibt es — selbstverständlich — habe nie daran gezweifelt,“ betonte er mit scharfer Stimme. „Aber recht habe ich doch,“ fügte er in einem Ton hinzu, der keinen Widerspruch erlaubte. „Denken Sie nur einmal an die vielen, vielen Kinder, die aus dem Elternhause weg unter fremde Leute und fremde Verhältnisse gegeben werden, z. B. in die Hände eines Unglückswurmes wie diesen Bruder Robinson, dem es unbegreiflich ist, daß auch ein Kind eine Seele hat. Warum werden die Kinder weggegeben? Nicht etwa, weil die Schulverhältnisse es verlangen — die meisten Eltern wohnen doch in Städten, wo es höhere Schulen gibt oder von denen aus das Kind per Eisenbahn bald eine höhere Schule erreicht. — Nein, der Grund ist

Jör 't Vadderland!

„Wat rofst Du, Mudding, wat klagst Du so bang'n?
Bei Fahnen, bei weiden taum Sieg;
Nu durt dat gewiß gor nich miehr lang'n,
In Vadding künmt wedder von 'n Krieg.
O, Mudding, wie ik mi denn freud'n dau,
Wie harr ik doch Vadding so girn.
Ik lop em entgegen un raup em all tau
Wenn hei noch in widede fien.“

Bei Mudder, dei hölt den'n Jung'n so fast,
Er hart is so fier un sei vort:
„O, Jammer, dat Du dat all weiten fast,
Wi harr ik so girn Di dat sport. —
Din Vadding is foll, fört Vadderland
Dröp em dat fiendliche Kurn.
Nu slöpt hei wit fiern in 't fiendliche Land
Un wi kân'n lang up em lurn.“

J. Dahnke.



Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Von Landessuperintendent Tölzien.

Matth. Kap. 5, V. 8.

Fast möchte man denken: die letzten vier Seligpreisungen würden klarer aufeinander folgen, wenn diese nicht an zweiter, sondern an erster Stelle gestanden hätte.

Das „reine Herz“ ist die Grundlage aller Leistungen, der Boden, auf dem sie wachsen. Erst muß einer an sich selber arbeiten, daß er ein „reines Herz“ gewinne; dann kann er weiter sorgen, daß er barmherzig sei gegen die Bedürftigen, ja darüber hinaus auch friedfertig gegen jedermann, auch gegen die also, die irgend ein Mitleid nicht herausfordern. Und wenn er nur ein „reines Herz“ hat, wird es ihm auch von selber zufallen: ein nicht steinernes Herz wird hilfsbereit, ein nicht giftiges Herz wird friedfertig sein. Aber Jesus spinnt hier auch nicht dünne Fäden zu einem genauen Muster, er tut Hammerschläge, bei denen es schließlich einerlei ist, welcher zuerst und welcher zuletzt kommt, wenn nur einer so gut sitzt wie der andere und alle ihren Pfeil ins fleischliche Herz treiben. Da ist es, als ob er unwillkürlich zuerst von der Barmherzigkeit angefangen hat, allein darum, weil eben sie seinem barmherzigen Herzen am nächsten lag. Wie die Braut von der Liebe, so sagt der Erbarmen zuerst von der Barmherzigkeit.

Dann aber geht er nun dazu über, das reine Herz zu prüfen. Und freilich, gerade so auch ergibt sich nun eine sinnvolle Steigerung vom Leichterem zum Schwereren. Was leichter ist: gegen andere gut sein? oder in sich selber gut sein? Kann man das erstere nicht schon äußerlich leisten?

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Ich glaube, wir stehen hier auf der höchsten Höhe aller Seligpreisungen: „reines Herzens“ — „Gott schauen“: nicht nur die Forderung, auch die Verheißung ist wie aus dem Wunderland.

Die reines Herzens sind!

Was heißt denn das?

„Rein“ sein, — das Gegenteil davon ist „unrein“ sein. Es handelt sich zunächst um schmutzige Dinge, lästern Begierden. Schließlich aber verunreinigt jede Sünde den Menschen. Wer den Diebstahl überlegt, wer den Betrug verübt, wer die Lüge ausspricht, die Verleumdung verbreitet, die Schadenfreude auch nur heimlich empfindet, — er steckt im Schlamm. „Rein sein“ heißt: von irgendeiner Sünde nichts wissen, — oder lieber bescheiden und menschlich geredet: „nichts wissen wollen“.

Und Jesus macht vollen Ernst damit. Beachtet bei dem allen, daß er nicht sagt: „die rein sind“, sondern: „die reines Herzens sind“. Absichtlich sagt er so. Nicht nur reine Lippen, reine Hände haben, — auch wirklich reine Herzen haben; nicht nur rein sein in Worten, in Taten, — auch wirklich rein sein in der innersten Gesinnung, in den verborgensten Gedanken. Worte und Taten sind ein Spiegelbild der Seele — und sind's doch wieder nicht: wer unreine Worte und unreine Taten hat, der hat ja auch gewiß ein unreines Herz; aber — wer reine Worte und reine Taten hat, der hat noch lange nicht immer auch ein reines Herz. Es ist ja schon aller Ehren wert, daß er wenigstens nach außen hin sich beherrscht, aber vielleicht ist seine Gedankenwelt eine Welt der Sünde. Was für Wert hat das? Was nützt äußerliche Wohlansständigkeit, wenn innerlich die Phantasie unanständig ist? Das ist der Grundakord der ganzen Bergpredigt, daß Jesus alle äußerliche Frömmigkeit, äußerliches Beten, äußerliches Fasten, äußerliches Almosen, was es sei, für

es nicht! — Entweder ist es Bequemlichkeit oder Zeitmangel oder das Gefühl der Unfähigkeit, Kinder zu erziehen. — Da bin ich neulich abends von R. nach hier zurückgefahren. — Die Weibsen saßen im Abteil, die schnatterten wie die Gänse — erst von den Hunden, dann von den Dienstboten und hinterher von den Kindern, und die eine, mit einer Trompetenstimme begabt, erzählt da in einem Ton, als handle es sich um ein Reichsgesetz, wenn die Kinder ein bestimmtes Alter erreicht haben, dann muß man sie zu fremden Leuten in Pension geben, sonst würden sie einem über den Kopf wachsen, weil man immer zu nachsichtig wäre. — Zu nachsichtig?! Das heißt doch in Wahrheit zu bequem, zu weich. Die Herren Eltern sollten ihre Kinder solange wie möglich im Vaterhause lassen; das Vaterhaus muß den Kindern der Himmel auf Erden sein. Vaters und Mutters Wort muß Evangelium sein, und dann erst kommt der Schulmeister. Aber die Herren Eltern verlassen sich auf den Herrn Lehrer, und der Herr Lehrer verläßt sich auf die Herren Eltern; und das Produkt dieser gemeinsamen Arbeit? Ein Nichts in Reinkultur.

Und dann dieses unglückliche In-die-Pension-geben! — Wenn sich doch bloß einmal die Herren Eltern dieses Risiko klar machen wollten! Unzählige Kinder werden durch die Pensionate an Leib und Seele verdorben. — Das ist auch ein dunkles Kapitel im Leben unseres musterhaften Kulturstaaes!

Bord hatte sich heiß geredet, es war für den alten Herrn eine ungewohnte Anstrengung. Er wischte etwas nervös mit der Hand über seinen Bart.

„Nun?“ fragte er ungeduldig, da ich mich nicht sofort zu seinen Ausführungen äußerte.

„Ich richtete nur eine Frage an ihn: „Waren Sie nicht gern in der Meisther Anstalt, Herr Oberst?“

„Leider viel zu gern!“ kam es kurz zurück.

„Leider?“ Mir klang das wie ein Vorwurf.

„Ja, leider!“ Bord schöpfte tief Atem, dann stieß er mit Bitterkeit hervor: „Die Anstalt war mir zehnmal lieber als das Elternhaus. — Ich frage Sie, ist so etwas normal? Wenn es erst einem Kinde klar geworden ist, — die lieben Eltern haben es aus Bequemlichkeit in ein Pensionat abgeschoben, und wenn sie noch obendrein ihrem Kinde solch einen Musterknaben, der ihnen mehr imponiert als eigen Fleisch und Blut, als leuchtendes Vorbild empfehlen — wissen Sie, was dann in dem Kindesherzen aufkeimt? — Der Haß. — Seien Sie versichert: ein solches Kind verdirbt an Leib und Seele, wenn es nicht von einer starken Hand gerettet und geleitet wird.“

Bord blieb stehen und sah starr zum Bahnhof hinüber, dann wandte er sich rasch mir zu, gab mir die Hand und sagte kurz: „Auf Wiedersehen, mein Lieber!“

(Fortsetzung folgt.)

Heimat.

Ich weiß wohl eine liebe Stadt,
Danach mein Herz Verlangen hat,
Ich denk' daran wohl manchen Tag —
Wenn ich zu schlafen nicht vermag.

Die Stadt ist winkelig und klein,
Und doch, wie traulich ist's darein!
Die Leut' sind dort nur arm und schlicht,
Doch sah ich lieb're Menschen nicht.

Die Stadt liegt nicht gar weit von hier,
Doch deucht sie unerreichbar mir,
Die liebe Stadt, da Kind ich war,
Seit dem verstrichen manche Jahr!

Noch sind vertraut mir Busch und Baum.
Doch bin ich da, so ist's ein Traum.
Es deucht mich alles fremd umher,
Als wär's nicht meine Heimat mehr.

O Stadt, da ich als Kind gespielt,
Da ich der Jugend Glück gefühlt!
O Heimatstadt, o Heimatflur,
Dich finde ich im Traume nur.

Raimund Eberhard.

wertlos erklärt, daß er das alles vor den Augen der Jünger zerbricht wie eine hohle Nuß, zerknüllt wie Mafkulatur; auf die Gefinnung des Herzens kommt es an, die muß dabei sein, da muß es herauskommen. So auch schon hier anfangs in den Selbstoppreisungen: reine Herzen sollen es sein!

Und wir? wie ist uns, wird uns zumute vor diejem Herrenwort?

In einem jeden von uns schlägt ein Herz. In jedem anders. Eins widerspricht dem andern, manches ist ein Widerspruch in sich selber. Eins fröhlich, eins traurig; eins hoffend, eins zagend; eins liebend, eins hassend, eins liebend und hassend zugleich. Ein kindliches Herz, wie ein plätschernder Bach, ein jugendliches Herz wie ein stürmender Strom, ein männliches Herz wie das wuchtige Meer, ein altes Herz wie ein stiller See; — jedes verschieden, aber alle tief, vielleicht unergründlich. Auch vielleicht ein übles Herz wie ein grüner Morast?

Haben wir nie ein reines Herz gehabt? Jesus sagt einmal: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Das sagte er darum, weil er die Kinder ansah, daß sie reine Herzen hatten. Wenigstens, soweit man eben überhaupt davon reden kann, hatten sie es. Als Kinder hatten wir vielleicht es auch.

Aber — an die Kindheit können wir ja nur mit Wehmut zurückdenken. Das ist ja alles versunken, verschwunden, verklungen: das Heimatdorf, die Heimatkirche, die Heimatbewohner, das Elternhaus, Hof und Garten, die Kinderstube, der Geschwisterkreis, — alles wie eine Sonne untergegangen. Das reine Herz nicht auch? Gibt es auch von uns: „Hab manchen Sturm erlebt,“ oder: „Mit allen Sünden gekehrt,“ oder wie die Redensarten alle heißen? Ist es auch mit uns so gegangen: je älter, desto eingeweihter; je abgeschliffener äußerlich, desto angeschmukter innerlich; je klüger, desto törichter mit der Zeit? Aus der zarten Pflanze ist ein Baum geworden, aber das Schlinggewächs aus mottigem Grunde ist auch emporgeschossen und hat uns fast erstickend umschlungen. Könnten wir ohne alles Ersagen? Wir entsinnen uns, wie gespannt wir als Kinder in ein Augenglas schauten, durch das irgendein Panorama rötten hintreten vor unsere alten Eltern? Wer will es zu erblicken war. Wie gespannt würden wir schauen, wenn es ein Glas gäbe, durch das wir in des Nachbarn Herz schauen könnten! Aber, — ob auch unsere Herzen hier sich zusammen zum gemeinsamen Gottesdienst, doch ist jedes eine Welt für sich, eine ummauerte abgeschlossene Welt. Jeder frage sich selbst. Und, — wessen Kleider am reinsten sind, gerade der entdeckt auch zuerst den allerfeinsten Flecken auf ihnen.

Möchten wir, wenn auch allgemach bestaubte abgerissene Wanderer, nicht doch das reine, das blanke Herz wiedergewinnen? Wie lockend klingt, was Jesus sagt: „Selig sind, die reines Herzens sind!“ „Selig sind sie,“ — spüren wir nicht unwillkürlich, daß sie das wirklich sind?

Freilich, es ist wunderbar, gerade die Unreinheit des Herzens wird vom Menschen oft als Seligkeit empfunden: unreine Gedanken sind ihm süße Gedanken, darinnen er schwelgt; sie sind seine Begleiter bei Tage, seine Träume bei Nacht. Sein Herz ist wie ein übelriechendes Sumpfwasser; aber er pflegt es und genießt es wie einen duftenden Rosengarten. In modernen Romanen wird es wiederholt geschildert, wie eine unreine Tat nicht nur als etwas Seliges, sondern geradezu als etwas Heiliges empfunden worden ist. Wollten wir im Ernst dem nachgeben? Ist das nicht einfach nur Weichlichkeit gegen das Fleisch? Könnten wir je in Wirklichkeit denken, daß hier irgendeine Glucksblume dauernd blühe? Wohl, wer „unreines Herzens“ ist und bleiben will, mag zunächst skrupellos, schrankenlos sein Leben genießen; er kann die Lust auskosten, im Rot sich wälzen. Er kennt die Schmerzen nicht, die ein Gotteskind sich macht um Gottes Gebote. Aber das Ende? Laßt alles beiseite, was kommen kann und — wird: Untergrabung der Gesundheit, Verwilderung des Hausstandes, Entzweiung in der Familie, Verwicklung mit dem Strafgesetzbuch, Bloßstellung vor der Öffentlichkeit, — laßt vielmehr alles gut und glatt gehen äußerlich, — bleibt doch als bitterer Nachgeschmack die Selbstunzufriedenheit, die Selbstverachtung und damit das Erstirben aller Heiterkeit. Es ist nur die Seligkeit, die der Trinker in der Fläke sich wieder spiegeln sieht. Niemand, der nicht von demselben Wahn befallen, von derselben Leidenschaft geblendet, von derselben Verdrehtheit bestrickt ist, wird ihm recht geben.

Nein, die Seligkeit ist wo anders, sie ist im Gegenteil: in der Ausrottung der Leidenschaft, in der Ueberwindung der Unreinheit, in der Herrschaft über sich selbst, in der Be-

freiung von sich selbst. Die „reines Herzens“ sind, sagt Jesus, „die sind selig“.

Liegt das nicht schon in dem bloßen Wort: „rein“? Wir sind ein Kulturvolk und wissen als solches die Reinlichkeit zu schätzen. Uns ist es selbstverständlich: rein ist schön, schmutzig ist häßlich. Wenn schmutzige Hände garstig sind, schmutzige Herzen sollten es nicht sein? Wie das Wahre rein ist, so ist rein das Wahre.

Sagt uns das nicht auch unser eigenes Herz? So unrein ist es nicht, daß es nicht im Grunde doch rein sein möchte. Wir singen ja: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein,“ was meinen wir da? nur das Heimatdorf? die Elternstube? Der Jar, der als Zimmermann das Lied singt, er meint das reine Herz. Es möchte ja doch wohl im Ernst keiner von uns wieder ein Kind werden. Denn ein Kind hat kindisches Wesen, wie es uns nicht mehr behagen kann. Aber seine Reinheit, seine Harmlosigkeit, seine Abnungslosigkeit, — das ist die Seligkeit des Kindes. Und eben das meinen wir, wenn uns einmal die Wehmut packt inmitten aller unserer Güter, wenn wir uns unglücklich fühlen in allen unseren Früchten und jämmerlich in allen unseren Leistungen, wenn uns die Sehnsucht überschleicht, als möchten wir wohl alles zurücklassen und wieder arm werden, arm — ja! aber auch rein! wie ein Kind.

Und ob wir gleich schon also die Seligkeit der Herzensreinen ahnen, so lüftet Jesus noch den Schleier über ihr, indem er erklärt: „Denn sie werden Gott schauen.“ Das eben wird die Seligkeit sein. „Gott schauen!“ Unausprechlicher Ausspruch!

Nicht etwa nur von der Ewigkeit ist er zu verstehen. Natürlich auch davon. Reine Herzen sind hochzeitliche Kleider, mit denen man eintreten kann. Das will ich nicht malen, mir fehlen die Farben.

Aber gerade auch schon von der Erdenzeit spricht Jesus. Wer reines Herzens ist, wird Gott schauen heute und morgen in seines Leibes Leben.

Ich will das Gegenstück als Beispiel nehmen, so wird es klarer werden. Niemand hat Satan gesehen. Luther auf der Wartburg auch nicht. Niemand kann ihn malen, auch nicht mit Pferdefuß und Hörnern. Satan ist Schmutzgeist. Geist sieht und malt man nicht, wohl aber das, was der Geist schafft. Der Schmutzgeist hat jetzt die Welt regiert. In seiner schlimmsten Gestalt. Wie sind die Finger unsauberer, als wenn sie Geld gezählt haben, nie ist ein Herz satanischer, als wenn es in Banknoten eingewickelt ist. Und gerade dieser unreinste aller Geister, der Geldgeist, hat jetzt den Krieg gemacht. Wahrlich, da haben wir genug zu sehen, und zu malen: den bösen Geist in dem, was er geschaffen hat. Die Kriegsmaler draußen, sie malen den Satan in ihren Schreckensbildern. Soll ich des Herrn Selbstoppreisung auch umkehren? Sie lautet: „Unselig sind, die an die Summe kommen, denn sie werden Satan schauen!“ Wie er ist! Wie er aussieht!

In solchem Sinne heißt es auch: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Sie werden das Auge aufschlagen mit der bewußten Befriedigung des guten Gewissens, denn sie haben das ihrige dazu getan; und doch wieder werden sie das Auge niederschlagen mit der unbewußten Anbetung eines armen Sünders, denn ihnen ist von oben geholfen worden. Oder nicht? Ein reines Herz gewinnen heißt schließlich doch: die Nähe Gottes fühlen, die Hilfe Gottes spüren, die Kraft Gottes erfahren, den Geist Gottes einatmen. Da erst liegt das größte Erlebnis: die ein reines Herz gewinnen, denen ist Großes widerfahren, denen ist ein Wunder begegnet, die haben einen Blick in den Himmel getan. Und nun werden sie auch die Früchte Gottes schmecken: sie werden ein Glück empfinden, wie es nur der empfinden kann, der weiß: „Ich bin eins mit Gott,“ sie werden alles haben: Sieg über die Sünde, Frieden mit Gott, Eintracht im Hause, Liebe bei den Menschen. Es wird sein, als wären sie im Himmel. Die das alles schauen, die schauen die Wahrheit, wie sie sein sollte, die „schauen Gott“; so wie der Schlingengraben den Wahnsinn schaut und den leidenschaftigen Teufel. Sie sehen aus, als schauten sie mit leiblichen Augen, denn gerade aus ihren Augen heraus leuchtet nicht nur die Reinheit, sondern auch die Seligkeit ihrer Herzen. Niemand kann das beurteilen, der solche Menschen nicht kennt; aber wer sie kennt, der wird es wissen.

Damit ist schon die Frage beantwortet, die uns ja auf der Seele liegen sollte: Wie gewinne ich ein reines Herz? Raffe alle eigene Kraft zusammen, hole den letzten Hauch hervor, wie jetzt dein Vaterland, stelle alle deine Gedanken, gerade die verbottentesten und mühsigsten, unter ein ganz neues „Zwangsdienstgesetz“; aber suche dir auch die Hilfe von oben: laß Christi Geist auf dich wirken, erziehe dich selbst in dem Gebet: „Schaff in mir, Gott, ein reines Herz!“

Die Seenixe.

Ein Märchen von Ernst Krüger, Rostock.

Zu der Zeit, als es noch Nixe gab in unserm Lande, geschah es einmal, daß eine solche Wasserjungfer in der Abendkühle emportauchte aus ihrem See und vergnügt in der Flut plätscherte. Eine Weile spiegelte sie sich in den Wellen, die heute klar wie Glas schienen, dann schied sie sie ans Land, eine nach der andern und befahl einer jeden, die vorausgegangene zu haschen. Aber keiner von allen gelang es, so weit der Weg zum Ufer auch war, auch merkte keine einzige, daß die Nixe nur ihren Mutwillen mit ihnen trieb. Als die letzte das Ufer erreicht hatte, schüttelte die Nixe lachend ihr Schilfhaupt und sah sich nach anderm Zeitvertreib um.

Ihr Blick fiel auf die Halbe, die sich wie ein blumiger

das Gesicht des Spähenden, als er die Nixe wahrte, unhörbar kam er näher und näher. Erst als er auf einen dünnen Zweig trat, wandte die Badende erschreckt ihr Haupt. Die Blumen sahen, wie sie im ersten Augenblick untertauchen wollte, aber dann schien sie sich eines andern zu besinnen. Der Zwergkönig hatte sie nun einmal gesehen, da wissen auch einfache Naturgeister, zumal die lieblichen Nixen, schon recht gut, was sich schied.

„Ich grüße Dich, Du blaueäugige Schöne!“ so hub der Langbärtige jetzt mit trächzender Stimme an, „komm' herzu, daß wir miteinander kosen in des Tages traulicher Dämmerstunde.“

Die Nixe hatte wie in stummer Abwehr die Hände erhoben. All ihre gute Laune war verflogen, und sie schalt sich selber hart, daß sie sich von dem Zwergkönig hatte überraschen lassen.

Der aber fuhr fort: „Du weißt, wie ich um dich ge-



Ein Feldgrauer als Kaufmann.

Teppich von kahler Höhe bis zum Spiegel ihres Sees zog. Der kühle Abendhauch hatte das Blumenvolk erfrischt, das hier seine Siedelsstätte hatte. Da war die Kratzdiehl, die spröde Schöne, die nur den Schmetterlingen eine Annäherung gestatten wollte. Da war der Schotenklee mit spärlichem Blütenkops, den ihm die Sonne überdies noch feuerrot gebrannt hatte. Da war das Labkraut, dessen Blüten dolden süße, schwere Düste den spielenden Winden preisgaben. Da waren Thimian, Ginster und Kreuzkraut; Ehrenpreis, Schafgarbe und Heuhedel und wer kennt all das Grüne und Rote, das Buschige und Weiße und das Tierliche und was sonst die Erde schmückt! Alles bodenständige Leute, die hier seit Menschengedenken saßen, und von denen jeder genau wußte, wie es um den werten Nachbar stand, wie das nun einmal in einer kleinen Gemeinde gang und gäbe ist.

Alle kannten die Nixe, und wie sie nun mit weißem Arm herüberwinkte, da winkten die Blumen grüßend wieder, und das Labkraut sandte der Nixe seine süßen Düste, damit sie daran ein Wohlgefallen habe.

So hatte niemand des schwärzlichen Gesellen acht, der auf der Waldseite herzuwinkte. Das Krönlein auf seinem Kopfe verriet ihn als den König der Zwerge, die, wie jedermann weiß, unter Baumwurzeln und im tiefen Berge ihr Wesen treiben. Ein triumphierendes Lächeln glitt über

worben habe, solange das grüne Land Deinen See umschlingt. Betört hast Du mir den Sinn wie die Welle, die das Ufer küßt und treulos zerfließt. Heute mußt Du mein Eigen werden — Du mußt! Wenn mein fürchterlicher Jörn Dich nicht treffen soll!“

Da tauchte die Nixe hoch aus dem See: „Nie werde ich die Flut verlassen und Dir folgen in die dunkle Höhle der Erde! Nie werde ich Dir gehören, Du budliger Zwerg!“ rief sie und Blauauge war dunkel im Jörn, wie der Spiegel des Sees, wenn der Sturm die Gewitterwolken darüberführt.

„Ich werde Dich töten!“ schrie er hingegen und erhob drohend den Arm, „wehe Dir!“

Man kann sich denken, welcher Schreck die guten Blumen befiel, als sie diese bösen Worte hörten. Sie verehrten alle die freundliche Nixe, die noch stets gute Nachbarschaft mit ihnen gehalten hatte, während man den Zwergkönig allgemein verabscheute. Nicht nur seiner häßlichen Gestalt wegen, sondern weil er oft tückisch und grausam war.

Man konnte sich gar nicht wieder beruhigen und flüsterte und wisperte die ganze Nacht.

„Was meinen Sie, hochgeborne Frau,“ wandte sich der Schotenklee an die Distel, die man wegen ihrer Größe allgemein für die Klügste hielt, „sollte der Schreckliche Wort

halten und die arme Nixe —?“ Er wagte das Schlimme gar nicht auszusprechen. „Torheit!“ entgegnete die Angeredete, „wo wollte er sie haschen? Ist doch unsre Freundin in letzter Zeit fast gar nicht mehr zu uns Blumen ans Land gekommen, in Zukunft wird sie sich ganz auf ihre Gemächer im Seeschloß beschränken.“

„Wenn aber der Zwergkönig zu ihr käme,“ wagte das Labkraut einzuwenden.

Da lachten die Blumen über die einsältige Sprecherin, und die Distel sagte spitz: „Das könnte nur durch Zauberei und Verrat geschehen, ich für meine Person würde dazu allerdings nie die Hand bieten.“

Und die Blumen beeilten sich, daselbe zu versichern, und sahen das Labkraut mit strafenden Augen an, als ob es die gute Nixe schon wirklich verraten hätte.

Der Sommer verging, ohne daß man von der Nähe des Zwergkönigs etwas merkte. Die Nixe hütete sich, ans Land zu kommen; dafür vergnügte sie sich umso regelmässiger damit, in der Abendfrühl zu baden. Sie spielte mit den Wellen, die, wenn im Westen das Abendrot aufglomm, an der einen Seite perlmutterfarbig schimmerten, während die andre sammetschwarz war. Sie winkte den Blumen mit weißem Arm zu, und die nickten grüßend wieder, damit die gute Nixe nicht etwa denke, man habe sie jetzt vergessen.

Allmählich rückte der Herbst ins Land. Seine Stürme zauten der Distel den Kopf, und ihre tausend Kindlein benutzten die Gelegenheit und begaben sich frisch-fröhlich auf die Wanderschaft. überall sah man die kleinen Lustreisenden mit ihrem Wollschäferkleid, wie sie bald in geschwinde Hast vorwärtsstürzten, sich dann plötzlich besannen und wieder umkehrten, oder wie sie vom hohen Baum herab Umschau hielten und, wenn sie ein feines Pläzlein erspäht hatten, mit der nächsten Windpost dahin abfuhrten. Es war eine feine, lustige Zeit, und wer sie erlebte, gedachte ihrer noch oft im stillen, freudlosen Winter. Und wer achtete jetzt darauf, daß sich wie zufällig eine fremdartig aussehendes Lustschiff dazu gesellte? Die Zeit war so voller Freude, da dachte keiner an das Leid.

Der Winter ging, und der Frühling kam. Ein Blümlein nach dem andern lugte hervor aus dunklem Winterversteck, und als es Sonnenschein und Lenzwinde vermerkte, reckte es sich und streckte es sich, und die Blumen der Halde begrüßten sich wie gute Bekannte, die sich lange nicht gesehen haben.

Da gewahrte man, daß sich hart am Wasser ein Fremdling angesiedelt hatte. Er war bei ziemlicher Länge, dünn und gerade, und seine schmalen Blätter standen ihm vom Leibe wie Wimpel im Sturm. Man war sich bald darüber einig, daß der Neuling ganz und gar nicht zu der Gesellschaft passe; aber gerade zu unheimlich war es den Pflanzen, wie bald rechts und links von ihm und überall seine Kindlein aus der Erde sproßten, ohne daß man wußte, woher sie gekommen wären.

Bald drängte der Neue rücksichtslos die Nächststehenden zur Seite. Zunächst traf es die Hauhechel, die sich etwas dicht an das Wasser gewagt hatte.

„Aber ich muß doch sehr bitten, Sie, Herr!“ rief sie zornig, „achten Sie hier gefälligst ältere Rechte!“

Der Fremde lachte und tat, als gehe ihn die Sache weiter nichts an.

Da fühlte die Distel, daß sie jetzt reden müsse, um ihren Vertrauensposten in der Gemeinde zu rechtfertigen. Sie schlug ihren spitzen Ton an und rief: „Das ist ja recht bezeichnend für die gesellschaftliche Bildung! Aber wer wollte die auch suchen bei fahrendem Zigeunervolk? Wer ist man denn überhaupt? Hält man es nicht einmal für nötig, sich vorzustellen?“

Da rauschte der Fremde zornig mit seinen Blättern, daß es wie Schwerterklirren klang, und rief stolz: „Ich bin das Reet! Mein Geschlecht ist das verbreitetste auf der Erde. — Doch was soll's des Schwagens? Der See — er gehört mir!“

Die Blumen sahen sich an und schwiegen. Die Kleinsten unter ihnen wollten anfangs lachen und sahen auf die Distel, wie die es machte. Aber die tat es nicht, und so schwiegen sie lieber auch.

Und sie taten klug daran, denn unerhört war, was in wenigen Jahren geschah. Im Spätsommer war dem Reet ein brauner Federbusch erwachsen, aus dem bald die nach vielen Tausenden zählende, wanderlustige Nachkommenschaft stob. Im nächsten Jahre fand sich das Reet schon an vielen Stellen des Ufers. Die reichten sich gegenseitig die Hände, und in wenigen Jahren war der See von einer grünen Mauer umgeben. Auf's Land freilich ging das Reet nicht, und die Blumen der Halde ließen es in Ruhe. Dafür aber kroch es mit vielen, weitverzweigten Wurzelstöcken immer weiter in den See. Und hier im fei-

ten Wasser schien es erst in seinem eigentlichen Element zu sein und gedieh zu immer stattlicherer Höhe.

So oft die Nixe auch sehnsüchtig nach dem Ufer herüberblickte, die freundlichen Blumen sah sie nicht mehr. Voll Zorn schloß sie die Wellen gegen die lebendige Mauer, aber die schäumigen Wellenhügel konnten das glatte, runde Reet nicht fassen; sie bat den Sturm: „Zerbrich es, das häßliche Gestränge, reiß ihm die Blätter vom Leib!“ Aber der Sturm konnte die Halme nicht brechen, und die Blätter konnte er nicht fassen. Da ergab sich die Nixe in ihr Schicksal und tröstete sich: „Ich hab' ja noch den hohen Himmel über mir mit den weißen Wolkenschiffen, und hab' das blaue Wasser mit den glashellen Wellen!“

Sie sah nicht die haßerfüllten Augen des Zwergkönigs, der jeden Tag vom Walde aus sein Werk beschaute. „Warte nur, Du Hochmütige,“ lachte er schadenfroh, „auch Deinen letzten Trost, ich will ihn Dir rauben!“

In diesen Jahren geschah es einmal abends, daß zwei Wildenten in der Nähe der Nixe einsaßen in den See. Die Nixe betrachtete überrascht das stahlblaue Gefieder des Erpels; die Tiere aber sahen die Nixe misstrauisch an mit ihren kleinen, glänzend schwarzen Augen und schwammen schnatternd in das Reet. In einigen Wochen hatten sie die Jungen groß. Für sie hatten die Tiere ihre Lieblingspflanze mitgebracht, das Entenflott, das bald wie ein smaragdgrüner Teppich auf dem Wasser lag. Die Nixe ärgerte sich nicht wenig darüber, da sie jetzt nichts mehr vom Himmel sehen konnte, wenn sie in ihrem Schloß am Grunde des Sees war.

Bald stellten sich andere Pflanzen ein. In langen Fäden zogen sich giftgrüne Algen durch das Wasser, des Laichkrauts vielgestaltig Geschlecht war eines Tages zur Stelle, dazu das Hornblatt, das übelriechende. Im Winter starb dies schmutzige Pflanzengesindel meist ab und bedeckte bald den klaren Seesand mit dicker Schicht. Das Wasser wurde flach und flacher, und das Reet konnte jedes Jahr einen Schritt weiter vordringen und den Ring immer enger ziehen, der die ahnungslose Nixe endlich töten sollte.

Indem wuchs das Land an mehreren flachen Stellen aus dem See hervor. Hier siedelte sich die Teichlinse an. Um sie herum schaukelten sich die rundlichen Blätter vom Wasserhahnenfuß, der zu Wasser wie zu Lande sein Fortkommen fand. Rohrkolben, Blumenbinse und Froschlöffel verfestigten diese Inselchen immer mehr.

Immer weitere Sprünge machte das Reet alljährlich, und es wurde so raubgierig, daß es vergaß, einige langsamere Halme mitzunehmen. „Wartet doch ein Weilchen!“ riefen die Zurückgebliebenen, „wir können nicht so schnell eilen, und hier wird es uns zu trocken.“ Aber niemand hörte auf sie, und sie kamen jämmerlich um.

Die Blumen der Halde sahen, wie mit den Jahren ein ebenes, grünes Land zwischen ihnen und dem Reet erwuchs. Dort bauten sich massenhaft neue Gewächse an. Die erfahrene Distel liebte es, die Blumen ihrer Gemeinde mit den Fremden bekannt zu machen.

„Hier steht ihr den giftigen Wasserschiefing,“ sprach sie eines Abends zu den neugierig Vauschenden, „dort die Zaunwinde, die sich um das Reet schlingt und uns so geheimnisvoll mit den blauen Blütenaugen anschaut. Hier das Blutkraut, während dort der Teufelszwirn wuchert, der der häßlichen Kessel das Blut aus den Adern saugt. Lauter Gelichter, dem man es schon am Namen anmerken kann, was Geistes Kind es ist.“

„Gibt es denn gar keine anständigen Leute unter den zugezogenen Ansiedlern?“ fragte der Schotenklee nachdenklich.

„Die fehlen allerdings auch nicht,“ entgegnete die Gefragte, „seht da haben wir das liebliche Weidenröschen, daneben die merkwürdige Rudolfs-Nichtnelke, und in der Ferne schaukelt sich die stattliche Trollblume.“

„Ob die Leute auf dem Seeland wohl ihr gutes Auskommen haben?“ fragte der Schotenklee mit dem spärlichen, feuerroten Blütenschopf zum zweiten Male.

„Es scheint ja so,“ meinte die Distel, „aber nicht jeder verträgt das feuchte Klima.“

„Das käme auf den Versuch an,“ meinte der Schotenklee leise für sich, und am nächsten Morgen sahen alle es, das Unglaubliche: der Feuerkopf hatte sich in der Nacht davongemacht. Auf dem Seeland stand er jetzt mit stattlichem Blütenschopf, und so gelb war er geworden, wie die Sonne selber. Es ging ihm offenbar sehr gut.

Da konnten die andern Blumen auch nicht wiederstehen, und wenn sie auch für sich selber die Beschwerden der Reise scheuten, so gönnten sie doch gern ihren armen Verwandten den guten Platz. Das Labkraut rief einen Stiefbruder, das Moor-Labkraut herbei, während die Distel an eine ältere Base, die Sumpf-Kragdistel, schrieb. Die kam denn auch bald und stellte sich vor als eine grämliche

Dame von dürrtigen Außern, die das Ansehen der Distel nicht wenig schädigte.

So kam die Zeit näher und näher, wo sich das Schicksal der Nixe erfüllen mußte. Sie hatte in der letzten Zeit ihr Schloß nicht mehr verlassen. Unionmehr erschrak sie, wie sie eines Tages baden wollte und nun sah, wie das unerbitliche Rohr fast bis an ihr Schloß gedrungen war. Da wagte sie den gefährlichen Weg durch das klirrende Rohr zu den Blumen der Halde, um sich von ihnen Trost zu holen. Als sie sah, daß die harmlosen Blumen ihr die Treue gebrochen hatten, kehrte sie langsam wieder um. Todtraurig erreichte sie die einzige, rohrfreie Stelle des Sees. In dem Augenblick erscholl von der Waldseite höhnisches Gelächter herüber, und jetzt erkannte die Unglückliche das Werk des heimtückischen Zwerghnigs. Da hob sie sich hoch aus der dunkeln Flut, reckte noch einmal die weißen Arme, daß Himmel und Erde von deren Schönheit wiederstrahlten, und dann versank die Nixe für immer. —

Jüngst kam ich in lauer Sommernacht an diese Stelle. Ich dachte an die Nixe und den blauen See, an dessen Stätte sich jetzt ein graugrüner Sumpf dehnte. Bei jedem Schritt quoll schwärzliches Moorwasser aus den schwammigen Polstern. Rasch wollte ich zurücktreten auf den festen Damm, doch in dem Augenblick geschah etwas Wunderbares, so daß ich entsetzt stillstand. Ich sah die Nixe vor mir aus dem Moore steigen — mit fließenden Gliedern schwebte sie dahin und winkte mir mit weißem Arm. Da barg ich das Haupt in die Hände und floh den spukhaften Ort.

Nu woher di, England.

Wi hebben lang 'nog tögert,
Nu reet doch de Geduld,
No woher di, woher di, England!
Du büst alleen an schuld.

Du wust 't nich anners hebben,
Wirst blot noch Gift un Gall.
No spökt dat bi di rümmer,
Nu sittst du in de Gall.

De Hand wust du nich nehmen,
De dütsche Fredenshand,
Heft noch vull Spott ehr lästert,
Nu woher di, Engeland!

Dor sünd veel Waterrotten,
De sligen hen un her,
Un dükern up un nedder,
Un ehr gehürt dat Meer.

De sünd nich to verdriben,
Un wenn de halve Welt
Du noch tosamten trummelst,
Wir keen mihr, de ehr stellt.

Se sünd blot allerwegen
Un kenne gor keen Rast;
Un wat ehr in de Fohrt kümmt,
Dor biten 't sit an fast.

Dat laten 't nich mihr locker,
Wät runner in de Flot,
Un du töwst denn vergebens
Up all dat kostbor Got.

Un wiren of din Spiker
Noch all bet haben vull,
Se warden eenmal leddig,
Dat 's ganz gewiß, John Bull.

Nu treft di immer neger
Dat blecke Spökl heran,
Dat du hast un s ens todacht
Un grient di höhnischen an.

Un streckt sin knöckern Arme
Verlangend nah di ut.
Nu kümmt du nich, o England,
Mihr ut de Gall herut.

Du wust 't nich anners hebben,
Un würd gerecht blot sin:
De annern eene Grud' gröwt,
De föllt denn füllst man rin.

E. W.

Merksprüche.

So Du bist besser als andre, so gilt's nicht zu schelten und
jürnen,
Rein, reg Herz nur und Hand, daß Du verbeesserst die Welt.

Führe uns nicht in Versuchung, so müssen wir täglich wohl
beten.
Denn wer ist wohl so stark, daß er nicht strauchle einmal!

„Zu uns komme Dein Reich“, so fleh'n wir, o Vater des
Guten,
Stärke zum Guten darum, Herr, auch den Willen in mir.

Leben, Du furchtbares Rätsel, wer kann Dich erfassen,
ergründen,
Ob ich zermartre den Geist, nimmer enträtsel' ich Dich.

Tod, Du größtes der Rätsel! Erschüttert sieh' ich und
schweige.
Dennoch trotz Tod und trotz Nacht hoffet mein ahnendes
Herz.

R. Eberhard.

Ein Wort der Anerkennung.

Wohl jedermann hat in seinem Leben, im jugendlichen oder späteren Alter, bei irgendeiner Gelegenheit empfunden, wie wohl ein Wort der Anerkennung tut. Leider wird den meisten Menschen solch eine kleine Wohlthat nur selten zuteil. Das kommt daher, weil man den hohen erzieherischen Wert ehrlich verdienten Lobes überall noch viel zu wenig erkennt. Immer mehr erweist es sich aber als Notwendigkeit, daß in diesem Punkte Wandel geschaffen wird, denn eine lobende Anerkennung ist in Wahrheit ein Erziehungsfaktor, der besonders bei Erziehung der schulpflichtigen Jugend geradezu Wunder zu wirken vermag. Bisher wird zu viel getadelt und zu wenig gelobt — das gilt für Elternhaus und Schule. Würde weniger getadelt und mehr gelobt, erzielte man zweifellos bessere Erziehungsergebnisse. Das sollten Eltern und Lehrer einmal ernstlich erwägen! Ein Wort des Lobes, der Anerkennung wird immer ein Ansporn zum Guten, eine moralische Triebfeder sein — das hat jeder an sich als Kind schon empfunden, und diese Wirkung empfindet sich durchs ganze spätere Leben. Kein Erzieher sollte deshalb veräumen, die ihm anvertrauten werdenden Menschen, wenn sie es verdienen, mit einem Wort der Anerkennung anzueifern und zu beleben, ja wohl: beleben — das ist das rechte Wort. Auch das weniger gute Kind, der schwächere Schüler wird durch gelegentliches Lob aus Eltern- oder Lehrermund sichtlich neu belebt, und nicht wenige sind durch diesen Ansporn wirklich brav und tüchtig geworden. Freilich muß auch in punkto Lob und Anerkennung der Erzieher das rechte Maß zu halten wissen. Kindern, die ohnehin brav und fleißig veranlagt sind, könnte zu viel Lob leicht schaden, dagegen sollte man allen anderen, die sich durch irgendeinen lobenswerten Zug bemerkbar machen, bei jeder Gelegenheit ein Wort der Anerkennung zollen; damit wird zweifellos mehr erreicht als durch allzu harten und häufigen Tadel oder gar strenge Strafen bei jedem Versehen des kleinen Volkes. Die gesamte Volksbildung kann dadurch nur gewinnen. Wird erst in Schule und Elternhaus bei Erziehung der Kinder dem Guten mehr Anerkennung gezollt, dann wird sich diese Methode auch dem ganzen Volksleben mitteilen. Auch in den Wert- und Arbeitsstätten, im Dienstverhältnis, im Soldatenleben und leider auch im Ehebunde mangelt es an der nötigen Anerkennung für die gute Tat. Wer wollte bezweifeln, daß dieser Mangel die Ursache einer Unsumme von Unmut, Verunsinnlichkeit und mechanischen Schaffens ist! Das sind Schatten im gesamten Volksleben, die es arg verdünnern, und die nur durch das Licht besserer Erkenntnis schwinden können. Darum mehr Sonnenchein schon bei Erziehung der Jugend in Elternhaus und Schule! Tadel, strafe man, was tadelnswert und strafbar — mehr aber noch lohne man jeden guten Zug der kindlichen Seele mit einem Wort der Anerkennung! Das ist Saat, die nicht auf steinigem Boden fällt, sondern in den jungen Gemütern kräftige Wurzeln faßt und im späteren Leben für die menschliche Gesellschaft hundertfältige Frucht bringt.

R. Eberhard.

De Miet.

De Witfru Olldag wull ehr Geld,
Ehr Miet von den Studenten Geld
An kloppte middags an sin Dör
An tröck ehr Refnung sacht herbör.
„Her Held, ach, gewen S' mi doch hüt
De tweite Hälft von ehre Miet.“
„Na,“ seggt Herr Held, „mal her den Quark!
Ja ja — dat stimmt — noch säben Mark.
Indessen mit dat bore Geld
Is 't jußt bi mi nich gaud bestellt.
Hier, wesseln S' mi des' olle Hof',
Id slag vör teiden Mark sei los.
Nu gewen S' mi en Daler bor,
Denn sünd wi in de Reig', nich wöhr?
Franz Bardey.

Kriegsrezepte.

Milchsuppe.

In kochende Milch (1 Liter) schüttet man zwei bis drei roh geriebene Kartoffeln und läßt dieselben etwa zehn Minuten kochen. Etwas Salz.

Stedrübenpudding.

2 Pfund Stedrüben (am Tage vorher gekocht) gerieben, 50 Gramm Zucker, etwas gestoßenen Zimmt, etwas Salz, die Schale einer Zitrone, 150 Gramm Grieß oder Haferflocken, 30 Gramm Butter oder Fett, 1 Ei oder Eierjak. 1 Stunde kochen und mit einer warmen Apfelwein- oder ähnlichen Soße essen.



Kreuzrätsel.

1	2
3	4

3 2 1 3, bring' getragen
Mir die Pfeife, so verpönt,
Bin seit meiner Jugend Tagen
An den 1 2 ja gewöhnt.
2 4 würd' ich, sollt' ich meiden,
1 3, diesen Hochgenuß;
3 4 muß ich, Qualen leiden,
Wenn ich ihn entbehren muß.
Bis ich 2 3, hab' erlesen,
1 4, ich mir diese Lust.
„Rauch ist alles irdsche Wesen!“
Das hat Schiller schon gewußt.

Fr. Winkel.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Kreuzrätsel:

e	mil
le	ben

her	mes
rei	je

Samuel, Saul. — Miete.

Prof. Grützmacher:

Unser Kaifer

30 Pfg.

Buchhandlung bei der
Marienkirche 16 a
in Rostock.

Billige Bücher!

Keller, Samuel, Volkspredigten.
4 Bände geb. Statt 12.— Mk.
nur 8.— Mk.

Keller, Samuel, Auferstehung des
Fleisches. Geb. Statt 3.— Mk.
nur 1.75 Mk.

Dose, Joh., Der Feueranbeter.
Erzählg. brosch. Statt 1.— Mk.
nur 0.60 Mk.

Dryander, Ernst, D. Exzellenz,
Das Vaterunser. Predigtengb.
Statt 2.25 Mk. nur 1.25 Mk.

Porto zu Lasten des Bestellers.

Antiquariat der
Kaufungen-Buchhandlung.

Im unterzeichneten Verlag erscheint

Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit!

Enur
5 Mk.

Von Feldunterarzt Fr. Meier
z. Z. im Felde.

nur
5 Mk

In unseren Tagen, wo nicht nur die Friedensfrage auf aller Lippen liegt, sondern auch der Wunsch nach Frieden in aller Herzen glüht, dürfte kaum ein Buch von größerem Interesse sein als das vorliegende. Dem Herrn Verfasser war darum zu tun, durch seine Ausführungen in den großen sittlichen Fragen des menschlichen Daseins klärend zu wirken und für den echten Friedensgedanken als der Verkörperung der sittlichen Weltordnung begeisterte Mitarbeiter und Mitkämpfer zu finden.

Verlag E. W. Püschel (Kaufungen-Verlag) Rostock.

Unterstützt die Mecklenburgische Heimat!

Es könnte nicht genug bedauert werden, wenn das große schöne Mecklenburg, das einen Blücher, eine Königin Luise, zwei Moltke, einen Reuter, einen Brinckman und so viele andere hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht hat; in dem dem Geist eine so wertvolle Pflegestätte beschieden ist; in dem Handel und Gewerbe blühen — kein Heimatblatt, das zugleich auch ein echtes deutsches Familienblatt ist, haben soll. Was in den anderen deutschen Bundesstaaten, was in den preußischen Provinzen Gemeingut geworden ist, was neben Bibel, Gesangbuch und Kalender zum eisernen Bestand einer jeden Hausbücherei gehört — ein Heimatblatt —, muß auch in Mecklenburg möglich sein, diesem so verkannten und doch so herrlichen Land.

Ein Heimatblatt soll ein getreuer Spiegel heimatlicher Geschichte und Kultur sein, es soll die Liebe zur Heimat wecken und festigen — die Aufgaben sind so hohe und erstrebenswerte.

Der Verlag bittet die verehrten Leser, auch fernerhin den durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnissen Rechnung tragen zu wollen. Die Schriftleitung hat aus dem Leserkreis so manche herzerfreuende Zustimmung und Anerkennung gefunden, daß sie getrost und gestärkt in das neue Jahr gehen kann.

Schriftleitung und Verlag der „Heimat“.

Aus dem Verlage von Mittler und Sohn in Berlin liegt vor das 9. Heft der

Evangelischen Reden in schwerer Zeit

von Exzellenz Oberhofprediger D. E. Dryander. Preis 30 Pfg.



Die „Mecklenburgische Heimat“ ist Vereinsblatt des Vereins zur Erhaltung und Förderung Mecklenburger Art und Sitte und unterstützt die Bestrebungen des „Heimatsbundes Mecklenburg“ und des Meckl. Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Die „Heimat“ erscheint vierzehntägig. Durch die Post bezogen vierteljährlich 50 Pfg. ausschließlich Bestellgeld; bei direkter Bestellung beim Verlag von 3 Stück an freie Zusendung. Auf je 10 Stück 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 5.

März-Nummer.

1917.

Joachim Trump, ein Universalgenie Alt-Mecklenburgs.

Von Fr. Wintel.

Wer war Trump? Wo lebte er? So werden wohl die meisten Leser fragen. Er war „Organist, Schulmeister zugleich und ehrfamer Küster“ in dem durch seine tausendjährigen Eichen berühmten Jvenack. Aber er war noch mehr; er war auch noch Maschinenbauer, Orgelbauer, Landmesser, Kunstgärtner, Glasschleifer und Astronom. Er stand mit manchen Berühmtheiten seiner Zeit in regem Briefwechsel, fand viel Anerkennung und blieb doch stets der einfache, bescheidene, amtsreue Mann. Der damalige Pastor Genzmer in Stargard, der in kleineren Kreisen als tüchtiger Gelehrter und Schriftsteller rühmlichst bekannt war, ein intimer Freund des berühmten Archäologen Wintelmann, schrieb nach Trumps Tode einen Nekrolog, der in den „Nützlichen Beiträgen zu den Strelitzischen Anzeigen“ (Januar 1770) erschien und den er auch an seine einstige fürstliche Schülerin, die Königin Sophie Charlotte von England, übersandte; auch ein Beweis, wie hoch man den alten Jvenacker Küster einschätzte. „Dieser ganz außerordentliche Mann,“ heißt es in dem Nekrolog, „welcher unstreitig unter den Autodidakten des gegenwärtigen Jahrhunderts eine vorzügliche Stelle behauptet, verdiene es wohl, daß sein Andenken erhalten und eine kurze Nachricht von ihm dem Publikum erteilt werde.“

Die eigenartige geistige Ent-

wickelung des seltenen Mannes, seine große Geschicklichkeit auf den verschiedensten Gebieten und das Aufsehen, das sein Wirken zu seiner Zeit hervorrief, lassen es wohl auch heute noch angebracht erscheinen, daß „eine kurze Nachricht von ihm dem Publikum erteilt werde“.

Joachim Trump wurde im Jahre 1686 als der Sohn des Küsters und Garnwebers Trump in Malchow geboren. Er erhielt eine sehr dürftige Schulbildung und erlernte nach seiner Konfirmation bei seinem Vater das Weberhandwerk. Mit größtem Fleiße suchte der hochbegabte und strebsame Jüngling die vielen Lücken seiner klaglichen Bildung auszufüllen. Mit einem wahren geistigen Heißhunger stürzte er sich über alle Bücher her, deren er habhaft werden konnte, und so gelang es ihm, den Kreis seines Wissens immer mehr zu erweitern. Er gehörte zu den bevorzugten Naturen, in denen sich geistige Begabung und technisches Geschick aufs beste paaren, von denen der Volksmund sagt: „Wat sin Ogen sehn, dat können sin Händ maken.“ Es machte ihm Freude, seine Geschicklichkeit praktisch zu verwerten, und er reparierte Uhren, ja, bald fing er an selbst Wanduhren zu bauen. Aber diese immerhin doch nur mechanische Tätigkeit genügte seinem rastlosen Geiste nicht. Auch auf anderen Gebieten wollte er sich betätigen. So



G. Burger.

Schipper, zum Ausmarsch bereit.

ließ er sich, da er auch musikalisch außerordentlich begabt war, die Anfangsgründe des Klavierspiels zeigen, und durch seinen eisernen Fleiß brachte er es bald dahin, daß er auch hierin tüchtiges leistete. In der Kirche sah er dem Organisten auf die Finger und Füße und lernte so bald den Unterschied zwischen dem Klavier- und Orgelspiel; und da er als Sohn des Küsters Gelegenheit hatte, die Orgel in der Kirche zu benutzen, so brachte er es bald dahin, daß er sich getrost um die Organistenstelle in Ivenack bewerben konnte, welche Stelle ihm denn auch verliehen wurde.

Für einen Organisten aber genügt es nicht, daß er seinen Choral nach den vorliegenden Noten spielen kann; er bedarf auch bestimmter Kenntnisse in der Harmonielehre. Um sich diese zu erwerben, wandte Trump sich brieflich an den Legationsrat Mattheson in Hamburg. Dieser gab ihm Anweisung zum Studium der Generalbasslehre und hatte bald an den Fortschritten seines eigenartigen Schülers seine helle Freude, so daß die beiden Männer sich bald durch das Band der Freundschaft eng verbunden fühlten.

Der Organist muß aber auch sein Instrument aufs genaueste kennen, und so war es nur natürlich, daß Trump sich auch eingehend mit Orgelkunde beschäftigte, und bald war er nicht nur imstande, kleine Mängel seiner Orgel zu beseitigen, sondern — er baute selbst eine Orgel mit 36 Registern.

Derartige Beschäftigungen führten den geschickten Mann aber noch auf andere Gebiete; namentlich war es die Mathematik, die ihn unwiderstehlich anzog. Er trieb Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, und da sein Sinn auf das Praktische gerichtet war, suchte er die erworbenen Kenntnisse auch anzuwenden, „und nach vielen abgelegten Proben der genauesten Vermessung ganzer Güter und Ländereien und Vorfertigung der Karten darüber ward wohl gar mehrmalen bei streitigen Vermessungen auf seinen Ausspruch kompromittiret,“ wie Genzmer ihm nachrühmt. Auch zog man ihn, da er sich auch mit der Herstellung hydraulischer Maschinen beschäftigte, vielfach bei der Anlage von Wasserkräften, Raskaden und Springbrunnen zu Rate. Trump war also mit der Zeit in Mecklenburg eine allgemein bekannte und geschätzte Persönlichkeit geworden.

Und er verdiente diese Anerkennung. Wie groß seine Geschicklichkeit war, erhellt schon die folgende Tatsache. Im Jahre 1743 hatten Hausen und Windler in Leipzig die erste vollständige Elektrifiziermaschine gebaut. Einzig und allein nach den in deutschen Blättern gegebenen Beschreibungen baute Trump ebenfalls eine solche Maschine.

Seine Liebe zur Natur, die sich in sinniger Blumenzucht und Pflege seltener Arten offenbarte, „die dem Garten eines Fürsten Ehre gemacht hätten,“ hatte ihn zur Beschäftigung mit den Naturwissenschaften getrieben, und sein frommes Gemüt, dem die leuchtenden Sterne erzählten von der Allmacht des Schöpfers, trieb ihn an, auch den Sternenhimmel und die Bahnen der Planeten zu erforschen. Schon als Kind hatte er abends das Fortrücken der Sterne beobachtet, und als Jüngling und Mann hatte er oft stundenlang sich versenkt in die leuchtende Wunderwelt des nächtlichen Himmels. Aber tiefer in das Verständnis der ewigen Gesetze des Weltalls einzudringen vermochte er nicht, da ihm ja bei seinen Beobachtungen alle Hilfsmittel und Instrumente fehlten. Als dann im Jahre 1743 der große Komet erschien, ließ es unsern Trump keine Ruhe; sein Wunsch nach weiterer Naturkenntnis wurde immer lebhafter, und er wandte sich dieserhalb bittend an den Professor Becker in Rostock. Gar merkwürdig mag dem gelehrten Herrn das Verlangen des Dorfschulmeisters gewesen sein. Doch er erfüllte den Wunsch, unterrichtete den Bittenden in der Himmelskunde und merkte gar bald, mit einem wie verständigen und strebsamen Manne er es zu tun hatte. Er gab ihm Bücher und Karten zum eingehenderen Studium und schenkte ihm eine Maschine zum Schleifen optischer Gläser. Wer war glücklicher als Trump! Mit dankerfülltem Herzen verließ er Rostock, um in seinem einsamen Ivenack sich mit

Astronomie zu beschäftigen und — ein Fernrohr zu bauen. Es glückte ihm, einen Tubus herzustellen, der vielleicht in Europa „der einzige in seiner Art gewesen ist.“ Das Instrument hatte die ansehnliche Länge von 130 Fuß (40 Meter), und die Gläser, von denen das Objektivglas einen Durchmesser von sechs Zoll und das Okularglas einen Durchmesser von anderthalb Zoll hatte, hatte Trump selbst geschliffen. Zur Aufstellung des Instruments hatte Trump in seinem Garten ein turmartiges Holzgerüst gebaut, in dem das gewaltige Rohr, das aus Holz bestand und mit Eisen so versichert war, daß es sich nicht ziehen konnte, durch sinnreich angebrachte Rollen und Stride mit Leichtigkeit bewegt und in jede gewünschte Lage gebracht werden konnte. Leider wurde dieses Holzgerüst nach einigen Jahren durch einen Sturm umgeworfen, wobei das Fernrohr vollständig zerstört wurde; doch blieben wenigstens die Gläser unversehrt. Zum gewöhnlichen Gebrauch hatte Trump sich ein 36 Fuß langes Fernrohr erbaut, mit dem er den Lauf der Gestirne beobachtete und verfolgte.

Mit welcher Genauigkeit und Sorgfalt Trump seine Gläser schliiff, geht wohl am besten daraus hervor, daß der oben genannte Professor Becker in Rostock, der ihn in die Geheimnisse des Sternenhimmels eingeweiht hatte und seit der Zeit mit ihm in regem Briefwechsel nur noch Gläser benutzte, die der Ivenacker Küster geschliffen hatte.

Neben den vielen Arbeiten, die sein Amt und seine wissenschaftlichen Beschäftigungen ihm auferlegten, fand Trump noch Zeit zu literarischem Schaffen. In acht Quartbänden hatte er seine umfassenden Kenntnisse und reichen Erfahrungen aufgezeichnet; so enthielt ein Band seine astronomischen Beobachtungen, ein anderer eine vollständige Anleitung zum Orgelbau usw.

Mitten in der Ausübung der letztgenannten Kunst ereilte den nimmer rastenden Mann der Tod. Im Jahre 1758 hatte in Stargard eine gewaltige Feuersbrunst gewüthet und auch die dortige Kirche zerstört. Erst zwölf Jahre später wurde sie wieder aufgebaut, und Trump war außersehen, selbst sein Orgelwerk in dem neuen Gotteshause aufzustellen. Als er hiermit noch beschäftigt war, starb er im Hause des mehrfach erwähnten Stargarder Pastors Genzmer am 5. November 1769 im Alter von 83 Jahren.

So war denn ein seltenes Leben zu Ende gegangen. Ein Mann von ungewöhnlicher Tatkraft und Geschicklichkeit, begabt mit reinstem Streben nach geistiger vervollkommenheit, ein Mann, der seinem Stande und seinem Vaterlande zur Ehre gereichte, war mit dem alten Trump dahingegangen, aber auch ein Mann, der als Mensch durch die Lauterkeit seines Charakters sich die Achtung seiner Mitmenschen erworben hatte. Genzmer, der in seinem Nekrolog die Bedeutung Trumps auf geistigem Gebiete vollaus anerkennt und würdigt, rühmt von ihm: „Eine ungeheuchelte Frömmigkeit zeichnete sich in allen seinen Handlungen aus. Bescheidenheit, Demut und Selbstverleugnung, diese im Reiche der Wissenschaften ebenso schätzbare als seltene Tugenden, waren ihm natürlich. Es kann nicht leicht jemand seine Berufspflichten mit redlicherem Eifer besorgen, als er es getan hat. Uneigennützigkeit und Gleichgültigkeit gegen alles, was außer dem Bezirke seiner Beschäftigung war, machten einen unterscheidenden Zug seines Gemüths aus. Die Dankbarkeit gegen die Beförderer seiner Einsichten war so rege, daß er keine größere Freude kannte, als sie zu preisen.“ Und diese menschlich schönen Züge gerade machen uns das Bild des eigenartigen Mannes noch liebenswerter.

Fast anderthalb Jahrhunderte sind seit dem Tode Trumps vergangen, und gehört er auch nicht zu den Koryphäen der Wissenschaft, nicht zu den Großen im Reiche der Kunst, so verdient er, der alles, was er war, durch sich selbst war, der aus eigener Kraft aus den kümmerlichsten Verhältnissen sich emporgearbeitet hatte zu einer beachtenswerten Höhe, doch auch die Anerkennung der Nachwelt im höchsten Maße; denn wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Jesus.

Laß mich meine Hand in Deine legen,
 Öffne mir die Gnadentür,
 Lange irrte ich auf der Sünde Wegen
 Und mein Herz fand nicht zu Dir.

Aber nun im lauten Weltgetriebe,
 Wo kein Freund sich fand,
 Nun verlangt mich nach Deiner Liebe,
 Die das All umspannt.

Laß mich nicht vergebens auf Dich warten,
 Führe mich zu Deinem Thron,
 Wo so viele Freuden meiner warten —
 Jesus Christus, hehrer Menschensohn!

Müde ward mein Fuß auf staub'gen Gassen,
 Und mein Herz erstarrte in dunkler Welt,
 Laß mich wieder Deine Hände fassen,
 Jesus Christus, starker Gottesheld.

Laß mich wieder Deine Treue fühlen,
 Die ich sah und spottend von mir wies,
 Laß mich meine heiße Stirne kühlen
 In der Liebe, die Dich sterben ließ.

Gieß von neuem segnend Deine Gnade
 Ueber meine eingefunkelte Welt,
 Führe mich auf lichte Glaubenspfade —
 Jesus Christus, starker Gottesheld!

Anna Korff.

Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

(4. Fortsetzung.)

Ich war stehen geblieben und sah sinnend dem Obersten nach, der mit großen, hastigen Schritten dem Kurpark zueilte, als plötzlich eine spöttische Stimme neben mir ertönte:

„Was hat Ihnen denn der verrückte Mensch so Interessantes zu erzählen gehabt?“

Ich wandte mich zur Seite und sah in das grinsende Vollmondgesicht eines kleinen, fetten Kerls, der man es anmerkte, daß seines Lebens höchste Wonne die reichbesetzte Tafel war. Was für einen Beruf der Mensch hatte, wußte wohl niemand zu sagen, zwar tat er stets sehr geschäftig, rannte häufig auf den Straßen wie ein Wiesel hin und her, ließ sich bei allen möglichen Gelegenheiten sehen und fuhr sehr oft in die große Stadt R., doch nahm man allgemein an, daß er — obwohl ein Mann in den besten Jahren, so zwischen vierzig und fünfzig — als ziemlich vermögender Rentner sein Leben fristete. Er hatte das Bedürfnis, fortwährend zu reden. Darum sprach er fast jeden an, der ihm des Ansprechens würdig erschien. Hauptsächlich drehte es sich ums Essen und Trinken, der neue Wirt vom Kaiserhof in R. war seit kurzem sein Schwarm, die Küche dieses Mannes zauberte Wunderdinge hervor. Eine merkwürdige Art besaß der kleine, fette Mensch, seinen Behauptungen zu widersprechen — so, wenn er sagte: „Das Wetter ist unerträglich, aber wir wollen nicht klagen, es könnte schlimmer sein!“ oder „der Bürgermeister ist ein ganz trauriger Bruder, der seinen Beruf verfehlt hat, aber wer weiß, ob wir einen so tüchtigen wiederbekommen.“

Vergerlich sagte ich ihm — und eine Grobheit konnte er schon vertragen, eine gute Seite von ihm —: „Wenn der Herr Oberst verrückt sein sollte, möchte ich nicht wissen, was Sie dann sind!“

Er wollte sich ausschütten von Lachen; warum er lachte, war mir unklar.

„Sie sind aber bissig!“ prustete er hervor; dann wurde er vertraulich, während er sich die Augen wischte: „Wissen Sie, an den Alten habe ich mich auch mal rangemacht, wollte ihn keilen für unseren Vergnügungsverein, war aber nicht zu machen — hätten nur sehen sollen, wie der sich aufspielte —“ der kleine Mensch machte große, stiere Augen, blies die Backen auf, daß sie sich spannten, wie eine rote Ballonhülle,

und streckte den Spitzbauch vor: „Sehen Sie, so sah er aus — der Oberst, so aufgeblasen wie ein Puter.“

Und nun fuhr der Kleine im schnarrenden Tone fort: „Vergnügungsverein?! — Vergnügungen sind vom Teufel, verstanden! — Bete und arbeite, mein Lieber, immer bete und arbeite, das ist der wahre Lebensinhalt.“

Der Mensch phantasierte, man kannte ihn in dieser Hinsicht zur Genüge; trotzdem fragte ich ihn:

„Sie haben wohl beides nie getan?“ Man konnte nun einmal ihm gegenüber nicht anders handeln, man mußte grob werden.

Diesmal fühlte er sich aber doch beleidigt. Gereizt stieß er hervor:

„Ich bin kein Heide, ich glaube an Gott! Aber beten, wozu beten?! Mir fehlt nichts, ich bin mit dem Leben zufrieden. Wer ist das heutzutage? Die Wenigsten. — Ich komme schon in den Himmel, darum habe ich keine Angst. Ich bin eben ein Glückskind. Und dann — auf der Bärenhaut liegen?! Was ist das? — Lächerlich! — Natürlich, ein Bein reiß ich mir noch lange nicht aus, was die Arbeit betrifft. — Wozu auch? — Habs ja nicht nötig. — Man soll mich gefälligst in Ruhe lassen. Ich tue auch niemanden was!“

Er hatte sich richtig in Wut geredet, die letzten Worte waren förmlich herausgezischt, die Speicheltropfen saßen in seinem struppigen Schnurrbart. Ich mußte lächeln.

Beschwichtigend klopfte ich ihm auf die Schulter. „Es hat Ihnen ja niemand etwas getan. — Und kein vernünftiger Mensch wird Ihnen auch jemals etwas antun.“

Sofort war er beruhigt, sein ausdrucksloses Auge leuchtete sogar warm auf. Mit belegter, herzlicher Stimme, aus der es leise zitternd wie tränenreiche Freude klang, versicherte er mir:

„Sehen Sie, Sie verstehen mich! Das habe ich schon immer zu meiner Frau gesagt, der P., das ist mein Mann!“

Ich war überzeugt, daß er das jedem zugestand, der aus Versehen in seine Nähe geriet und an den er sich dann wie eine Klette hing.

Unverzagt setzte sich der kleine Mensch mir auch im Abteil gegenüber, da ich nun einmal augenblicklich „sein Mann“ war und sich kein anderer gefunden hatte, den er mit seiner Weisheit beglücken konnte. Mit großem Behagen und unaufhörlichem Wortschwall zündete er sich eine Zigarre an, dann lehnte er sich in seine Ecke zurück, schlug ein Bein über das andere und gestand mir unter Richern:

„Wissen Sie, der Oberst hat das alles nicht zu mir gesagt. — Kein Gedanke! — Ich wollte nur andeuten, daß er einer von solchen gewissen Leuten ist — Sie verstehen mich schon. — Pflichtfanatiker, das besagt alles.“

Der Kleine dehnte sich behaglich.

„Scheußlich, sich zum Sklaven der Pflicht zu machen!“

Er schlug sich auf seinen fetten Schenkel, über dem sich die bereits glänzende Hose straffte.

„Leben und leben lassen! — Nur sich kein Bein ausreißen — das ist die richtige Lebensphilosophie.“

Der Kleine schien zu glauben, daß er einen imponierenden Gedanken ausgesprochen hatte, er blies mächtige Dampfvolken von sich und bearbeitete mit seinem derben Stiefel den Boden.

Ich hatte nur einen Gedanken: der da in der Ecke ist ein Lebensschmaroger.

Wieder begann er:

„Ich fahre jetzt nach S., um meinen Jungen zu besuchen, der auf das dortige Gymnasium geht. Famoses Lokal dort, der Ratskeller, verschenkt ein tadelloses Pilsener. — Sagen Sie mal, sind Sie mehr für Münchener oder Pilsener?“

Ich beachtete seine Frage nicht, sondern drückte nur mein Erstaunen aus, indem ich bemerkte:

„Sie lassen Ihren Sohn nicht in D. die Schule besuchen?“

Er schüttelte energisch den Kopf: „Nicht zu machen! — Wenn die Bengels ein bestimmtes Alter erreicht haben, wenn sie anfangen zu verstehen —“

seine kleinen Augen zwinkerten mir vertraulich zu — „Sie wissen schon, was ich meine, dann werden sie bisweilen lästig, und darum gibt man sie in feste Hände und weit weg von Hause. Wir hatten in meiner Vaterstadt die besten Schulen, aber meine Eltern haben mich auch fortgegeben, und ich bin doch wirklich kein schlechter Mensch geworden. Unser Junge ist in S. sehr gut aufgehoben, dem gefällt's dort besser als bei Müttern. Dem Bengel ist es auch garnicht recht, wenn ich ihn ab und zu besuche. — Na, ich fahre auch mehr zu meinem Vergnügen hin.“

Ich mußte an die „drei Weibsen“ denken, deren Unterhaltung Oberst von Bork mit angehört hatte. Der kleine Mensch gehörte zu dem gleichen Kaliber — ein netter Vater!

Es ist schon richtig, in manchen Fällen verlangen es geradezu gebieterisch die Verhältnisse, daß die Kinder früh das Elternhaus verlassen. Wo aber die Verhältnisse ein Verbleiben der Kinder gestatten, sollten Eltern doch, solange es möglich ist, den Kindern den Segen und den unersehbaren Schutz des Elternhauses erhalten. Ein Kind kennt kein größeres Glück, als bei Vater und Mutter zu sein, vorausgesetzt, daß es die Elternliebe schmecken darf.

Da ich meinen Gedanken nachhing und nur einsilbige Antworten gab, erschöpfte sich allmählich die Schwachhaftigkeit des Kleinen, und er versuchte zu schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Trockendock.

(Sommer 1914.)

In Bremerhaven war's. Ich hatte mich von meinem Heimatstädtchen aufgemacht, um liebe Anverwandte zu besuchen. Nun zeigte mir der teure, gute Schwager Was es zu sehen gab in seiner Heimat. Mich aber zog es täglich immer wieder zum Weserhafen, wo die großen Dampfer, Dergleichen nimmer ich vordem gesehen, Mich jedesmal entzückten, und mein Herz Mit freudiger Bewunderung erfüllten. Nun fügte es sich einmal, daß am Abend, Als wir im weiten Hafen schlenderten, Das Tor geöffnet war zum Trockendock. Es war kein Mensch zu seh'n, so gingen wir Ganz tapfer durch das Tor und stiegen dann Ins Dock hinab, wo man gerade eins Der allergrößten Schiffe reparierte. Wie wir nun tief und immer tiefer stiegen, Und ich des Dampfers Größe recht erkannte, Da packte mich ein übergroßes Staunen, Und als ich gar am Grunde angekommen, Und schüchtern untern Rumpf des Dampfers trat, Der wichtig nur auf schmalen Klößen ruhte, Da war es mir, als hätt' ich Größeres Gesehen nie, und meine Brust erschraf Vor dem erhabenen Gedanken, der Sich in dem mächt'gen Werke offenbarte. Mein suchend Herz verspürte Gottes Nähe Und beugte sich vor ihm, dem Ewigen, In tiefer Demut, der den Menschengestalt Gewürdigt, solche Werke zu vollbringen. Und wiederum ward meine Seele froh Und stolz in sich. Mir war's, als hätt' auch ich Geschaffen mit an dem gewalt'gen Werke. War doch auch ich ein Mensch, und so ein Mensch Solch Wunder wirken konnte, waren auch In meiner Brust gewislich Seelenkräfte, Ganz ähnlich jenen, die das Schiff vollendet. Mich überkam ein liebendes Gefühl, Und recht voll tiefer Inbrunst strich ich zärtlich Die schwarzen Planken des gewalt'gen Baues. Und schließlich mußte ich beinahe lachen Vor Troz und Stolz und frohem Uebermut. Wenn solch ein Werk ein Mensch ersinnen konnte, Wenn Menschenhände solch ein Werk vollendet, Dann konnte nicht bloß ird'ischer Stoff, wie manche Gelehrte Leute uns beweisen möchten, Im Menschen sein, dann mußte eine Seele, Aus Gott entstammt, in seinem Leibe wohnen, Dann war der Mensch fürwahr ein Abbild Gottes,

Sein Geist ein lichter Strahl aus Gottes Geist,
Von Gottes Kraft sein ganzes Sein durchdrungen.
Nun wahrlich, selten hat mich so erbaut
Und so erhoben eines Pfarrers Predigt,
Als wie die Predigt, die im Trockendock
Der herrlich schöne Dampfer mir gehalten.

R. Eberhard.

Wozu die Heimat mahnt

Auf zur 6. Kapital-Schlacht!

Da draußen auf dem Weltmeer tobt die U-Boot-Schlacht. Im Osten, Süden und Westen soll die große Entscheidungsschlacht losbrechen. Und nun ergeht an uns daheim der Ruf: Auf zur Kapital-Schlacht, auf zur Zeichnung der 6. Reichsanleihe! Auf, daß wir dem Reich silberne Kugeln schaffen, denn die letzte silberne Kugel gewinnt den Sieg! Und der soll unser sein! So seien denn nun die Herzen willig und die Hände offen. Jeder, der nur irgend kann, muß beisteuern, da ist nun jeder zivilienpflichtig! Wer die geringste Zeichnungssumme von 100 Mk. — und soviel ist's noch nicht einmal, da die Papiere zum geringeren Kurse ausgegeben, und gleich die ersten halbjährlichen Zinsen gezahlt und also von der Einzahlung abgezogen werden — also wer diese Summe nicht aufbringen kann, vereinige sich mit Freunden, Bekannten oder Verwandten und zeichne! Es ist ja die beste und sicherste Kapitalsanlage. Denn daß die Feinde Deutschland zertrümmern, daran denkt doch bei uns daheim niemand, im Gegenteil, je mehr wir zeichnen, je mehr silberne Kugeln wir dem Vaterlande hingeben, desto mehr stärken wir das Vaterland. Denn zum Kriegführen gehört Geld, Geld und nochmals Geld! Und damit der Friede, wenn er kommt, ein siegreicher deutscher Friede werde, bedürfen wir darum des Geldes und nochmals des Geldes. Und wie draußen in der Front oder auf dem Meere niemand feig sein darf und niemand feige ist, so dürfen auch wir daheim in der jetzt anhebenden Entscheidungs-Kapitalschlacht nicht feige sein, sondern alle bis auf den letzten Mann müssen an den Zeichnungstisch heran. Da gibt es keine Entschuldigung, und keine Zurückstellung. Unsere Brüder im Felde blicken auf uns, ob wir hier unsere Pflicht tun, ob wir in dieser so viel leichteren Schlacht ihnen treulich als echte deutsche Kameraden zur Seite stehen. O, wir wollen uns von ihnen nicht beschämen lassen. Nein, bei Gott, wir dürfen's nicht tun, wir dürfen nicht lässig werden, jetzt im letzten Augenblicke, wo die nächste Zeit die Entscheidung bringt. Haben wir 5 Kapitalschlachten siegreich geschlagen, so wollen wir auch die letzte sechste, die Entscheidungsschlacht, siegreich schlagen. Darum auch hier alle Mann an Bord, alle Mann an die Gewehre, an die silbernen Kugeln!

Da ist es einem jeden ja so leicht gemacht, das Opfer — was ja aber in Wahrheit kein Opfer, sondern ein Gewinn in — zu bringen. Jeder Knecht, jedes Dienstmädchen, jeder Tagelöhner, der ein paar Mark auf der Sparkasse hat, kann sich beteiligen und muß sich beteiligen. Die Sparkassen zahlen ja für die Zeichnung der Reichsanleihe zu den günstigsten Bedingungen zurück. Und so gar jemand noch so ein paar Mark im Strumpf oder im Strohsack verborgen haben sollte, während, daß er es da am sichersten untergebracht und angelegt habe, dem ist es heiligste Pflicht, das Geld heranzuholen und es dem Vaterlande zu leihen, und dabei wird dann sein Geld wirklich zum Heppennig und wirft ihm jedes Jahr 5 Prozent Zinsen ab, so daß er — ungerechnet den Zinseszins — in 20 Jahren das doppelte hat. Wie aber unser Herr und Heiland über den denkt, der den ihm anvertrauten Zentner in einer Grube in der Erde vergräbt, der lese nach im 25. Kapitel des Evangeliums des Matthäus v. 14—30. Da heißt es von dem, der mit dem anvertrauten Zentner nicht gewuchert hat — und all unsere Habe und unserer Besitz ist ebenso von Gott anvertrautes Gut, wie unsere Gaben Leibes und der Seele —: „Den unnützen Knecht werfet in die äußerste Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappen!“ Hier ist wahrlich Gelegenheit, das Wort Christi zu befolgen, daß wir uns Freunde machen sollen, mit dem ungerechten Mammon. Eine bessere Gelegenheit gab es nie!

Doch nun noch ein letztes: Wer kein flüssiges Geld liegen hat, wohl aber gute Wertpapiere, der bringe sie zur Bank, zur Nebenstelle der Reichsbank, zur Hypotheken-

und Wechselbank, oder irgend einer anderen sicheren Bank, und zeichne bei der Bank auf die Wertpapiere. Die Banken strecken das Geld mit ganz geringem Gewinne vor und gewähren die allergünstigsten Abzahlungsbedingungen. Da das Reich 5 Prozent zahlt (in Wahrheit ja noch mehr, da man nur etwa 97–98 Prozent einzuzahlen braucht, und die ersten Zinsen im Voraus bezahlt erhält) so hat man nur einen ganz geringen Verlust (25 Pfennig auf 100 Mark alljährlich), wenn man also auf Bankanleihe zeichnet. Ein solcher Verlust kommt ja aber gar nicht in Frage. Da kann man demnächst, wenn der Krieg zu Ende ist, ganz bequem bei den Banken abzahlen, und hat so gute Gelegenheit zu sparen.

Also nun auf zur Kapitalschlacht, das ist auch eine Schlacht für die liebe, teure Heimat, das liebe, deutsche Vaterland, ja auch für das liebe Land Mecklenburg, das durch Gottes Hilfe und durch die Blutopfer unserer Brüder im Felde vor allen bösen Kriegsschäden bewahrt geblieben ist, und im schwersten Weltkriege mitten im Frieden wie eine stille grüne Oase daliegt. Da wollen wir nun danken nicht mit Worten, sondern mit der Tat!

E. R.

Und ich wanderte rüstigen Schrittes dahin. Endlos dehnte sich die Ferne, endlos blaute der Himmel. Hin und wieder stiegen weiße Wolken auf und segelten träumend durch die Lüfte. Zur Seite hier und da ein paar Tannen und Finstergestrüpp, weiterhin ein paar magere Felder mit schimmernd grüner Saat, und rings überall Stille und weit und breit kein Mensch zu sehen.

Doch nun hörte ich Laute an mein Ohr klingen, unendlich süße Laute, unendlich erquickend. Der Sang der Lerchen war's. Die jubilierten über mir im Blauen, die ganze Luft war erfüllt von Lerchenfang und lieblichem Wohlklang.

Und ich wanderte schweigend dahin langsamen Schrittes und mit offenem Gemüt, die Augen waren ganz verloren im Blauen, und die Ohren ganz hingegeben dem Zauchzen der Lerchen. Tief atmete ich auf und trank mit vollen Zügen die klare frische Luft. Da ward die Seele freier und das Herz stiller, eine tiefe Ruhe legte sich auf all meine Sinne, und wie ein seltsames Vergessen es sich über mich. Da war kein Schmerz mehr und keine Sorge, da war nur Hoffen und Glauben und Trauen. Ein tiefes Erquickten spürte ich innen im Quellgrunde meines Wesens,



Dorfstraße im Winter.

Und ob auch Schnee die Erde deckt.

Und ob auch Schnee die Erde deckt,
Noch lebt der Gott, des „Werde!“
Im Frühling neues Leben weckt
Aus dieser starren Erde.
Da weht ein linder Frühlingshauch,
Die Silberbächelein fließen,
Da sprossen wieder Baum und Strauch,
Und tausend Blumen sprießen.

Mein Herz, und ob auch schweres Leid
Dich drückt und banges Sehnen,
Auch dir kommt eine Frühlingszeit;
Da fließen Freudentränen.
Da regt sich wieder in der Brust
Ein neues Lebenshoffen;
Du glaubst an neue Frühlingslust,
Du siehst den Himmel offen.

Fr. Winkel.

Das Lied der Lerchen.

Es war ein wunderschöner Vorfrühlingsstag, so recht ein Tag voll Frische und Glanz. Strahlend schien die Sonne am Himmel, und belebend wehte ein kräftiger warmer Wind. Da wanderte ich einsam durch die stille Heide, das Herz lehnte nach Einsamkeit und Stille. Das Gemüt war verwundet von all den Schrecken des Krieges und der Geist ermattet von all den Erregungen der letzten schweren Zeit. Da flüchtete ich fort in die weite Heide, um allein zu sein mit meiner Seele, allein mit Gott.

und neue Kräfte wachsen und werden zu allem Guten.

Und ich gedachte aller derer, die da stehen draußen im Osten und Westen im Kampf gegen die Feinde, und es kam über mich wie ein selbiger Trost: Auch unsern Brüdern da draußen im Felde naht der Frühling, auch sie erquickt der lichte Glanz der Sonne, auch sie belebt die warme laue Luft, auch ihnen jubiliert die Lerche und tröstet sie im Kampf und Streit. Ach, auch ihr Herz ist wohl der Schrecken und des Grauens überdrüssig und klammert sich an alles, was das Herz froh, weich und weit macht. Ach, der Frühling ruft ihnen und auch uns daheim frohlockend zu:

„Gottes Güte ist unermesslich und seine Freundlichkeit hat kein Ende. Hebet die Augen und sehet, wie er den Frühling nun schickt mit seinen unaussprechlichen Wundern, wie er die Weichen sprießen läßt auch über Gräbern, und die Lerchen jubilierten läßt auch über Schlachtfeldern. Spüret es mit Freuden, wie er seiner Frühlingssonne gebietet zu scheinen über Gerechte und Ungerechte und seinen lauen Winden zu erquickten Freund und Feind. Deffnet Ohren und Herzen und lauschet der gnadenreichen Stimme Gottes, da er spricht:

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibet's allein, wo es aber erstirbet, so bringet's viel Früchte.“

Und wie ein Licht durchleuchtet es nun das Gemüt: Ja, Weizenkörner wollen wir alle sein, Weizenkörner, Frühlingsfaat eines neuen besseren Lebens. Das Alte muß erstehen, seine Zeit ist dahin. Gott sendet uns Menschen einen neuen Frühling, einen Frühling der Gerechtigkeit und Heiligkeit, der Lauterkeit und des guten Willens, eine neue Zeit, da alle wandeln vor Gott und ihm dienen mit Dank und mit Freuden, da Garben reifen in Gottes Schauern und Früchte gedeihen, die ihm gefallen.

Darum, wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, wer aber sein Leben für nichts achtet, der wird das Leben gewinnen. Der Tod ist verschlungen nun in den Sieg, Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!

Darum Heil euch Brüdern, die ihr stehet als Helden gerüstet wider den Feind und bereit euer Leben zu lassen für eure Freunde, Heil euch, die ihr nicht achtet Wunden und Tod und nicht fürchtet Schrecken und Grauen. Gott ist mit euch, und ob ihr gleich fallt und sterbet, so wird er doch euer Werk wohl hinausführen und droben zu euch sprechen: Et, du frommer und getreuer Knecht, du hast die Treue gehalten, gehe ein zu deines Herren Freude.

Heil auch denen, die da schon schlummern in den Gräbern, gefallen als Helden fürs Vaterland. Ihr Tod war nicht umsonst, sie sind Weizenkörner des neuen Lebens, das dämmernd schon anbricht aus nächtlichen Gründen, und die Gräber umleuchtet mit heimlichem Glanz. Heil ihnen, ihre Seelen sind bei Gott, alles Dunkel und alle Trübsal ist ihnen vergangen und sie schauen von Angesicht zu Angesicht.

Heil, Heil auch allen denen daheim in der Heimat, die da wirken und schaffen im Dienste der Liebe und üben Werke der Barmherzigkeit. Heil allen, die nicht müde werden zu rechtschaffenem Werk und die Hände regen unablässig, daß alles zum Besten sich wende, ja daß alles wohl gelinge.

Nun aber seufzte ich aus tiefstem Herzensgrunde: Ja, Herr, hilf, o Herr, laß wohl gelingen, hilf du meiner Schwachheit auf, daß auch mein Werk nicht vergeblich sei, und daß meine Hände nicht lässig werden zum Guten.

Und wie ich nun seufzte und mit sehnendem Herzen und offenem Gemüte gen Himmel blickte, hörte ich wieder die Cherchen singen und ihr Lied klang mir in die Ohren wie ein selbiger Trost. Da lauschte ich voll Inbrunst und hörte nun voll Entzücken, wie sie jubelnd sangen: Heil, Heil, seid getrost und zaget nicht. Trauert auf den Herrn und hoffet auf seine Barmherzigkeit. Heil, Heil, harret aus und werdet nicht müde. Der Frühling naht, der Tag bricht an. Heil, Heil, das Leben behält den Sieg, Und Gottes Wille geschieht ewiglich.

Heil und Preis und Dank und Anbetung dem Vater des Lichts und der Gnade und der Barmherzigkeit. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen.

Raimund Eberhard.



Alde, du mein lieb' Heimdorf!

(Einem Knaben, der während des Konfirmandenunterrichts die Gemeinde verlassen mußte.)

Er war ein Knab' aus schlichtem Stand —
Ein Waisenknaab — stets brav er blieb
In Schul- und Konfirmandenstund. —
Er war mir lieb.

Lang zog der Herbst aus Wald und Feld
In seinem bunten Wandertleid, —
Und für den Knaben kam dann auch
Die Wanderzeit.

Er stand vorm Haus am kahlen Baum;
Die rote Sonn' sah im Verglüh'n
Mit ihrem letzten Abendbild
Noch hin auf ihn.

Und weich und still lag rings der Schnee
Auf Dach und Ast und Gartentür. —
So heimlich traut das kleine Dorf,
Als spräch's: Bleib' hier! —

Und er blieb gern, ach, blieb so gern
In Haus und Schul- und Nachtmahlstehr'. —
Doch morgen, morgen zieht er weit
Und kommt nicht mehr! —

Schon wurden rings die Fenster hell. —
Nun ging er still und sagte Dank
Für jedes Gute, das ihm ward. —
Sein Herz schlug bang. —

Und als auf seinem Abschiedsweg
In's letzte Haus des Dorfs er kam, —
Schlief dort ein Knäblein tief und süß
Und sonder Gram.

Vor seinem Bett die Mutter stand,
Sah lächelnd auf ihr Kind und froh;
Und als der arme Knabe ging,
Ihr Herz sprach so:

„Mein Kind, mein gold'ner kleiner Bub', —
Du weißt zu Haus in sich'rer Ruh'
Und weißt bei Vater, Mütterlein; —
Wie reich bist du!“

Der Morgen kam — griesgrämlich, kalt,
Umspann den Baum mit Raubreif weiß
Und sprach dann hart: Jetzt muß es sein,
Frischauf, zur Reif! —

Vorüber ging ein fremder Mann,
Gab leicht des Knaben Gruß zurück
Und wies ihm — ach — die Fremde schon
Im kalten Blick.

Nun kam's getrippelt und gestampft
Mit Buch und Tafel unterm Arm;
Die boten all' ihm noch die Hand
Treuerherzig, warm.

Sie waren all' ihm auch so gut. —
Ach, seine Heimat — traut und süß,
Sie grüßt' ihn in den Kindern noch,
Da er sie ließ. —

Die Turmuhr wies die Scheidestund'. —
Ich zog sein Haupt mir an das Herz:
„Na, lieber Junge, ja, ich weiß
Um deinen Schmerz!“

„Leb' wohl, mein Knab', und geh' mit Gott,
Bleib' stets in seiner treuen Hut! —
Und bleib' mir brav! — Nicht wahr — bleibst brav
Und lieb und gut?“ —

Er nickte still; die Träne quoll
Aus seinem Aug' ihm hell und schwer. —
Er schluchzte leise, dann ging er fort
Dhn' Wiederkehr'. —

Vor seiner Schule ging's vorbei,
Zum lieben Kirchlein führt' sein Weg;
Dann kam, wo sie so oft gespielt
Beim Bach am Steg. —

Und wieder kam das letzte Haus,
Das ihm gezeigt solch' Heimatsbild, —
Dann kam im weiten, öden Rund
Das Schneefeld. —

Und immer sah er noch zurück
Auf's Dorf, das so viel Glück ihm bot. —
So geht das Scheiden durch die Welt. —
Behüt' dich Gott!

W. Schulz, Pastor zu Weidendorf.



Die erste mahnt: „Du deine Pflicht!“
Die ersten beiden: „Tue nicht!“
Was drei ist, ist allein das Rechte;
Drum eins auch nicht das Böse, Schlechte.
Sei vor dem ganzen auf der Hut,
Es ist und bleibt ein Tunichtgut.

Fr. Winkel.

Der Jäger schießt es,
In Deutschland fliehet es.

Fr. Winkel.

Manch Lied hat er gesungen
Im deutschen Dichterwald,
Und was so frisch erklingen,
Noch heute widerhallt.

Und wenn ihr nun noch länger
Nach seiner Heimat fragt:
Es war der deutsche Sänger
Das, was sein Name sagt.

Fr. Winkel.

Schreibst du mit einem g das Wort,
So nennt es dir
Ein wildes Tier,
Das eilet durch die Wüste fort.

Schreibst du mit einem n das Wort:
Im Strom der Zeit —
Bald nah, bald weit —
So eilt es unaufhaltsam fort.

Fr. Winkel.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Kreuzrätsel:

fna	lter
be	ben

Sechste Kriegsanleihe.

5 % Deutsche Kriegsanleihe.

4 1/2 % Deutsche Reichsschatzanweisungen, auslosbar mit 110 % bis 120 %.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5 % Schuldverschreibungen des Reichs und 4 1/2 % Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermgigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

**von Donnerstag, den 15. März, bis
Montag, den 16. April 1917, mittags 1 Uhr**

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapier in Berlin (Postcheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preussischen Staatsbank), der Preussischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Mürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbnde, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kreditgenossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Zeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die Schuldverschreibungen sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1917, der erste Zinschein ist am 2. Januar 1918 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1918, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Es werden jeweils so viele Gruppen ausgelost, als dies dem planmäßig zu tilgenden Betrage von Schatzanweisungen entspricht.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unklndbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrckzahlung 4%ige, bei der fernerer Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert zurckzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3 1/2 %ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert zurckzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden jährlich 5 % vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reich zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110 %, 115 % oder 120 %) zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5 % Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden	98,— Mark,
für die 5 % Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. April 1918 beantragt wird	97,80 Mark,
für die 4½ % Reichsschatzanweisungen	98,— Mark
für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.	

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungs-schluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden*.

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 31. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage gezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 31. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30 % des zugeteilten Betrages	spätestens am 27. April d. J.,
20 % " " " "	" " 24. Mai " "
25 % " " " "	" " 21. Juni " "
25 % " " " "	" " 18. Juli " "

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

*) Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Berlin, im März 1917.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5 % Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5 % Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 31. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 90 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 63 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½ % Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen der früheren Kriegsanleihen in neue 4½ % Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittlungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 24. Mai 1917 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5 % Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einlieferer von 5 % Schatzanweisungen der ersten Kriegsanleihe erhalten eine Vergütung von M. 1,50, die Einlieferer von 5 % Schatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe eine Vergütung von M. 0,50 für je 100 Mark Nennwert. Die Einlieferer von 4½ % Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben M. 3,— für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

Die mit Januar/Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinsscheinen, die am 2. Januar 1918 fällig sind, die mit April/Okttober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, die am 1. Oktober 1917 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Juli 1917, so daß die Einlieferer von April/Okttober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung (Berlin SW. 68, Oranienstraße 92/94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 20. April d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinsscheinebogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 24. Mai 1917 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.



Nr. 6.

April-Nummer.

1917.

Ostergedanken im Felde (ein fröhlicher Gruß den teuren Heimatmenschen).

Ihr Lieben daheim!
— — — Frühlingswehen
zieht durch Frantenlands
Fluren, die wir selten in
solcher Pracht und Schön-
heit sahen.

Wer's bis dahin nicht
glaubte, der weiß es jetzt.
Kein Ereignis kann gewal-
tiger die menschliche Seele
ergreifen, wie das Erwachen
der Natur.

Geheimnisvolles Schwei-
gen lag noch vor kurzem
über der Erde, in Erwar-
tung jenes Tages, an dem
durch irgend eine laue, von
Feuchtigkeit schwangere Nacht
heimlich alles neues Leben
gewinnen würde.

Nun schauen wir in Ehr-
furcht und Anbetung die
Wunder des allwaltenden
Schöpfers, der alles so herr-
lich uns beschieden hat und
erkennen in jedem Ding der
Welt einen wohlweisen Wil-
len, wenn wir auch oft ihn
schwer verstehen. Und wie
wurde uns dieser Genuß um
ein Gewaltiges vertieft,
wenn die liebe Sonne ihre
Strahlen herabsandte, auf
dem Gipfel der Bäume
Vogelsang ertönte.

In diesem Zeichen dürfen
wir heute ein frohes Oster-
fest feiern. Zwar klingt
dieser Ton der Fröhlichkeit
nicht so klar wie wohl sonst
durchs Land, denn viel Blut-
vergießen der Menschen, die
noch im Lenz ihres Lebens
standen, bleibt bei uns nicht
unvergessen! Dazu erinnert

Selbst uns siegen!



zeichnet
die

Kriegsanleihe

uns auch der ferne Schlachten-
donner an den Ernst der
Gegenwart, die uns ein un-
gleich ernstes Gesicht zeigt. —

Und dennoch haben wir
Anlaß, frohen Herzens Ostern
zu erleben.

Als die Nacht dem wer-
denden Tag weichen mußte,
grüßte uns lachender Son-
nenschein, und es überkommt
uns alle ein Gefühl, als
wenn in ihm ein Stück der
Heimat läge. —

In Gedanken hörten wir
den alten gewohnten Klang
der Heimatskirche, und im
Gotteshaus fanden wir uns
wieder, um den Segen für
die Festtage zu erleben.

Ein treuer Zeuge seines
Wortes, in dem wir unsern
prächtigen nordmärkischen
Landsmann erkannten, be-
festigte unsere Osterfreude, und
bestärkte in uns Glauben
und Hoffnungsfreudigkeit.

Ihr Verzagten der Heim-
armee! Was der Geistliche
sagte, das hätte auch Euch
alle Euer Herz erwärmt und
Euch neuen Mut mit zum
Leben gegeben.

Die Auferstehung Christi,
deren Gedächtnis wir heute
feiern, ist unseres Glaubens
Bürgschaft, unseres Lebens
Merk und unseres Sterbens
Hoffnung. Dem Glauben an
die Sicherheit dieser Tatsache
sollten wir in nichts nach-
geben, denn Gott habe Chri-
sti Bürgschaft zu unserer Er-
lösung anerkannt. In solchem
Glauben leben, heißt wirken

und schaffen mit fröhlicher Kraft, nicht Schwarzseher sein oder in Kleinlichkeit untergehen und damit des Lebens überdrüssig werden, sondern dennoch die Mächte bezwingen, die das Licht, das einmal der Welt zur Banne scheinen soll, verdunkeln wollen.

In diesem Sinne Christi Leben als das des größten Menschenfreundes betrachtend, gebe es unserm Leben rechten Wert und Inhalt. Würden wir aber die heilsgeschichtliche Tatsache seiner Auferstehung bezweifeln, so seien wir die elendesten unter allen Menschenkindern. Seiner Auferstehung verdanken wir eine fröhliche Zuversicht für ein glückliches Ende und ein Leben nach dem Tode.

Gerade in dieser Zeit des Krieges sei uns diese Gewißheit von besonderer Wichtigkeit; wie viele Hoffnungen habe uns doch der Krieg zerstört!

Unsere Soldatenfriedhöfe seien ein trostloser Anblick. Wie anders aber wirke dies Bild, wenn Gottes Odem über die Tränenfelder weht und sie zu Saatsfeldern werden läßt, der Ernte, dem großen Tage der Auferstehung entgegen.

Mit dem Gebet um Kraft aus der Höhe, die uns glauben läßt an die gewißliche Wahrheit des Glaubenslebens beschloß der Geistliche seine Ausführungen, die gewiß in dieser Form die Herzen seiner Zuhörer gepackt haben.

Und während weiter unsere Gedanken im Gespräch über Berg und Tal ziehen, in deutsche Gauen, wo manches Kriegers Fuß an diesem Tage in vergangenen Jahren friedlich sichere Pfade wandelte, trifft die Heimatpost ein und bringt uns manch lieben Gruß der teuren Heimatmenschen.

Da kommt es uns an, wir wissen nie wie, wenn wir auf einmal die Stärke des Bandes, das uns mit Euch verknüpft, fühlen dürfen.

Freude und Zauchzen umgibt uns, und das alles, was da zu uns spricht, ist uns so nahe.

Ihr Lieben daheim, wir wollen uns alle tragen lassen von der Flamme, die uns nährt, die wir Kinder des Lichtes sein wollen.

Und diese Flamme ist Eure Liebe und Treue, die in soviel Hingebung den Weg zu unseren Herzen fand uns schaffensmutig erhält und zu starken Männern und Wächtern der Heimat uns machte.

Haltet die Heimat hoch und wahrt das Gut, das Euch anvertraut ist, daß wir es dereinst in hellem Lichte schauen dürfen.

Wenn wir heimkehren „in die Menschlichkeit“, dann hoffen wir Euch die Hände zu reichen zum Dank für das, was Ihr uns gewesen seid.

Auge in Auge, Hand in Hand, Treue in Treue wird einander grüßen.

Viele von uns werden dann auch die Treue des deutschen Mädchens einlösen wollen. Merkt wohl: wir wollen Euch, Geschlechtsgenossinnen, mit hellleuchtenden Augen und freien Blicken wiedersehen, der nicht durch niedrige Gefühle getrübt wird.

Das Ideal der Treue war uns etwas so Herrliches und Großes, und viele haben ihm ihr Leben geopfert. Auch Eure Treue wollen wir nur, wenn Ihr Eure Reinheit Euch erhalten habt und nicht niedrige Leidenschaften, böse Begierden und üble Sinnenluste Herr über Euch geworden sind.

Hans Wegener mahnt uns einmal: „Die Frau sei uns heilig, unantastbar, um ihrer selbst willen und um der Liebe willen, die wir von ihr fordern.“

Das war unser Grundsatz zu selbstbewußter Tat. Zeigt auch Ihr, daß Ihr würdig seid der großen entscheidungsvollen Zeit, die Gott uns geschenkt hat und eines Neu-Deutschland, auf das wir hoffen!

Wie auch immer das Geschick uns leitet und unsern Wandel bestimmt: Große Zeiten erfordern starke Menschen und ein willensfähiges Geschlecht!

Denket daran!

Mit Heil und Treugruß

Euer Fritz Priester, Gefr. d. Ref.,
1. Komp. Ref.-Reg. 90.

Karsfreitag.

Und wieder zieht der Tag heraus, von dem uns kündet der Propheten Mund,

Was einst dort vor Jerusalem geschah, auf Golgatha, zur neunten Stund'.

Einst, als die Felsen barsten und als die Erde bebt in ihren Tiefen,

Einst, als Finsternis bedeckt das Land und auferstanden, die da schliefen,

Als Menschengünd' und Menschenschand',
Den Heiland hat ans Kreuz gebannt!

Sei uns begrüßet, heiliger Tag, vom Hauch der Ewigkeit umwoben!

Sei uns begrüßet, Gotteslamm, ob uns auch Schlachten graufig umtoben,

Ob die Erde auch dröhnt von der Rasse Stampfen und von Waffentlirren,

Ob die Stund' auch fern ist, die da löset des Kriegs unselige Wirren,

Dich grüßen wir, göttlicher Held,
Größeste Großmacht aller Welt!

Ja, blick' empor, mein deutsches Volk, zum Kreuze mit gläubigem Vertrauen,

Und präg es ins Herze unlöslich ein, so weicht die Angst und das Grauen,

So trost Du dem Feinde, und so trost Du der Zeiten unheilvollem Lauf

Und lenkst in den friedlichen Hafen und pflanzt siegend Dein Banner auf,

Denn wer mit Gott im Bunde ist,
Bleibet Sieger zu jeder Frist!

Margarete Mulsow-Schwerin.



Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.*

Matth. Kap. 5 v. 9.

Von Landesuperintendent Tolzien.

Wer mit sich selber im Reinen ist, wird auch gegen andere nicht schamugig sein, sondern mildtätig und freigebig; wer „reines Herzens“ ist, wird auch „barmherzig“ sein. „Barmherzigkeit“ mag schwer sein, immerhin ist sie leichter als „Friedfertigkeit“. Denn, wenn unsere Barmherzigkeit erbeten wird, stehen wir vor denen, die unser Erbarmen herausfordern; wenn aber unsere Friedfertigkeit auf die Probe gestellt wird, stehen vor uns die, die unser Erzkürnen herausfordern. Es wird beide Male etwas, was in uns schlummert, geweckt: dort das Mitleiden, dem wir nur zu folgen brauchen, hier aber die Leidenschaft, der wir nicht folgen dürfen. Es ist das abermals eine Steigerung, wenn Jesus fortfährt:

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“

So sind wir denn jetzt, wo wir nahezu den Gipfel der Seligpreisungen erklimmen haben, auch zu dem Inbegriff aller

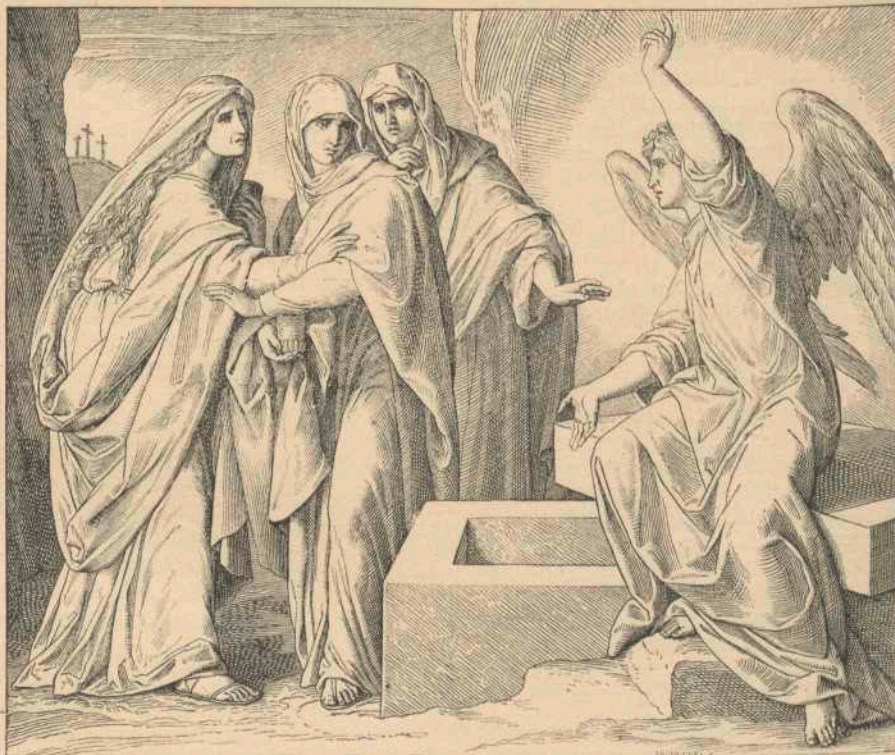
*) Die Seligpreisungen sind in Buchform erschienen bei F. Bahn, Schwerin.

Seligkeiten hindurchgedrungen: Friede! Was ist köstlicher als der Friede? Und wann wäre uns der Friede köstlicher gewesen, als jetzt? Goethe, der große und darum unruhige Geist, seufzt: „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust“: das ist die Einzelstimme einer Menschenseele! Aber jetzt harret der Gesamtwunsch der Volksseele auf Frieden, und der Bollkafford des Volksliedes singt wie einst im Dreißigjährigen Krieg:

„Ach, daß ich hören möcht das Wort erschallen bald auf Erden,
Daß Frieden sollt' an allem Ort, wo Christen wohnen,
werden.“

Wie grüßt Jesus seine Jünger? „Meinen Frieden gebe ich euch“. Weil, wo nicht Friede ist, erst Friede werden muß, wenn überhaupt etwas werden

in seiner Eitelkeit gekränkt, der Engländer an seinem Geldbeutel getroffen, der Russe mit seinem Riesenleib eingeklemmt, der Deutsche allein der in seiner Macht Beruhende, der in seinem Wachstum Zufriedene. Der Franzose leidet am Volksdünkel, der Engländer am Marktfieber, der Russe an Wassersucht, der Serbe an erblicher Belastung, der Deutsche war der allein Gesunde im Denken und Handeln. So machte ihre Nervenüberreizung im Weltkrieg sich Luft. Der Engländer war wie ein Tiger, der seine Beute gefährdet glaubt, der Russe wie ein Elefant, der aus seinem Käfig ausbricht, der Belgier wie das Schaf, das zur Schlachtkanal geführt wird, der Italiener wie ein Geier, der kreischend hinterher sich hinzugesellt, wenn er einen Kadaver wittert, der Deutsche war wie die treue Dogge, die nur angreift, weil das Haus überfallen wird, das sie bewacht. Es gibt auch im Personenleben eine Fried-



Die Frauen am offenen Grabe.

soll. Friede ist die Grundlage alles Gedeihens.

Die Friedfertigen!

Das Gegenteil davon sind die Streitsüchtigen. Kann man einen Augenblick zweifelhaft sein, wozu man selber gezählt sein möchte? Ein zänkischer Mensch in Hause kann das ganze Haus zur Hölle machen. Friedfertige sind wahre Baumeister des Lebens, Gärtner, die eine geschickte Hand für Blumen haben. Wo friedfertige Menschen beieinander wohnen, da wandelt man unter Rosen. Wir hätten wohl Grund, dem nachzuhängen. Denn uns schlägt wohl das Gewissen, wenn wir an manche Szenen denken, die innerhalb der Wände unseres Hauses sich abspielten. Man sagt, daß Wände Ohren zum Lauschen haben. Aber man kann auch froh sein, daß sie keine Zunge zum Plaudern haben. Wenn Wände erzählen könnten, würde mancher sein Haus niederreißen. Wollen wir nicht unser Haus zur Stätte des Friedens machen? Wir sollen doch selber darinnen wohnen!

Aber unser Blick geht heute doch wie gebannt weiter, vom Hause fällt er auf die Welt, von der Familie auf die Völker. Da haben wir ein besseres Gewissen. Der Franzose ist von Natur streitsüchtig, der Engländer rücksichtslos, der Russe herausfordernd, der Deutsche friedfertig. Hinzu kommen die Verhältnisse, die ein jegliches Volk noch immer tiefer gerade in seine Haut hineinpressen. Der Franzose war

fertig, eine Nachgiebigkeit, die an Schwachheit grenzt. Im Völkerleben wird sie zur Narrheit. Der Deutsche war oft fast bis dahin friedfertig, wo er doch schlachtfertig war.

Eigentlich aber sagt unser Wort gar nicht: „die Friedfertigen“, sondern „die Friedenmacher“. Ein rechtes Wort zur Zeit.

Friedensvermittler, Friedensstifter melden sich jetzt zum Wort. Amerika. Ob das die „Friedenmacher“ sind, die Jesus selig preist? Amerika hat zwei Jahre lang den Krieg gemacht, weil es gute Rundschaft dadurch gewann; ob es nun den Frieden machen will, weil ihm die Rundschaft bankrott werden könnte? Bisher ist erst einer erschienen, der ehrlich den Frieden will um des Friedens willen: des deutschen Kaisers Christengestalt. Wieder ist er der Fürst, der wiederholt über seine Friedensbereitschaft keinen Zweifel ließ. Und gerade in diesen Tagen hat er der Welt ein Weihnachtsgeschenk gemacht: das Friedensangebot. Er ist auf seinen hohen Kaiserturm gestiegen und hat die Weihnachtsglocke geläutet: „Friede auf Erden“, ob nicht die Welt es hören wollte?

„Hurra“, so schreibt mir einer meiner Konfirmanden aus dem Schützengraben; und wieder hat der Kaiser, wie einst bei seinem Christenbekenntnis in Jerusalem, einen Augenblick geschaffen, in dem seine Gestalt von Lied und Sage festgehalten zu werden ver-

dient. Zwar auch ganz Kluge gibt es, die ihre Stirn in bedenkliche Falten legen. Was fürchten sie denn? Der deutsche Kaiser ist kein Flaumacher. Aber ein Friedensmacher ist er. Und zu den Tausenden aus seinem Volk, die ihn darum segnen, tritt auch sein Herr und Heiland Jesus Christus, legt ihm die Hände auf das hochgekrönte Haupt, auf den tiefgebleichten Scheitel und spricht, wie hier steht: „Selig sind die Friedensmacher! Selig sind sie, denn sie sollen Gottes Kinder heißen“.

Friedensmacher sind eben die Gotteskinder.

Was der Mensch in sich hat, das gibt er von sich; und darum, was er von sich gibt, das ist ein Zeichen für das, was er in sich hat. Ein Mensch, der mit seiner Nachbarschaft streitet und im eigenen Hause hadert, hat eines ganz gewiß nicht: den inneren Ausgleich bei sich selbst, den Herzensfrieden in seinem Gott. Weil er selber verbittert ist, gießt er Bitterkeit aus; weil ihm selber am elendesten ist, macht er andere elend. Wer aber in sich selber „zufrieden“, d. h. bis „zum Frieden hin“ gekommen ist, eine abgeklärte ungestörte Persönlichkeit, stört auch andere nicht; wer Licht in sich hat, macht es helle um sich her. Es ist einer ein Essigkrug, einer ein Pulverfaß, einer ein Zankteufel. Aber wer ein Gotteskind ist, wird göttlichen Geist haben; wer göttlichen Geist hat, wird Frieden mitteilen. Jesus blies seine Jünger an und sprach: „Friede sei mit euch“.

Warum hat der Kaiser Frieden angeboten? Uns graut, wenn wir hören, wie die Feinde das der Welt erklären. Sie wissen es nicht, — woher sollten sie es auch? Sie reden, wie sie es verstehen; sie denken, wie sie es gelernt haben; sie schieben ihm solche Beweggründe zu, wie sie sie haben würden. Ihnen ist die Wahrheit ein verborgenes Ding: der Kaiser ist ein Gotteskind. Als christlich-sittliche Persönlichkeit hat er die christlich-sittliche Tat getan. Der Kaiser glaubt an seinen Gott; er hat es immer betont, das er sich als Gottes Werkzeug betrachtet, ihm verantwortlich. Er hat sich gewiß auch mit seinen Sachverständigen, gewiß aber auch mit seinem Gott beraten; er hat gefragt, was jetzt im Angesicht der Lage klug sei? aber auch: was jetzt im Angesicht Gottes recht sei? Neben die militärischen und politischen Fragen, neben die Machtfrage hat er auch die Gewissensfrage gestellt.

Beachtet aber wohl, daß Jesus hier ausdrücklich sagt: „die Friedensmacher sollen auch Gotteskinder genannt werden“. Das heißt: was sie wirklich sind, soll ihnen auch zugestanden werden, und kein Lügenmaul soll es ihnen rauben.

Man möchte ja wohl jetzt sagen: der Kaiser ist ein Gotteskind, aber — genannt, anerkannt wird er nicht also. Ein Geheul schallt ihm entgegen, wie wenn Hyänen durch ein helles Licht aufgeschreckt, Teufel durch ein frommes Kreuz weggeschreckt werden. Alles, was nur denkbar ist, wird diesem Kaiser wieder geantwortet: „er ist schwachmütig und bettelt um Gnade“ und „er ist hochmütig und bietet Gnade an“; „er ist angsterfüllt“ und „er ist größenwahnsinnig“; „er ist erbärmlich geschwächt“ und „er ist gemeingefährlich“; „ein ränkevoller Heuchler“ und „ein harmloser Schwärmer“.

Aber — es soll ihnen nicht gelingen. Wie Krähen sollen sie sein, die man nicht mehr hört, wenn die Turmglocken läuten. Die Neutralen haben eigene Augen, zu sehen. Ihnen ist es erneut klar geworden, daß Deutschland den Frieden will, und zwar, wie es ausdrücklich sagt, „ohne ein feindliches Volk zu zerschmettern“, daß aber die anderen nur Frieden wollen, wenn Deutschland zerschmettert ist. Wo die Ruchlosigkeit sitzt, wo die Friedfertigkeit, kann dickster Londoner Nebel nicht mehr verhüllen. So sagt auch eine holländische Zeitung von den Feinden: „Das sind schon mehr Stimmen von Besessenen“. Die Zeit muß Recht sprechen: es wird der Tag kommen in der Geschichte, in der Welt, da man unserm Kaiser auch den Namen eines Gotteskinds nicht mehr absprechen kann.

Vor allem: bei Gott wird er schon heute so genannt. Er nennt sich in den sonntäglichen Kirchengebeten: „Gottes Knecht“; Gott nennt ihn „sein Kind“; so gewiß, wie Jesus diese Seligpreisung gesprochen hat. Das ist großer Trost. Ganz Deutschland braust jetzt wieder empor in entrüstetem Zorn: wollen die Feinde denn nicht, daß der Kaiser den Teufel austreibt durch das Kreuzeszeichen, so helfen wir ihm schlagen und siegen, daß er ihn austreibe durch Beelzebub, wie ihre Art es am besten versteht. So laßt sie ruhig weiter hineinstoßen in ihre verbeulten Kriegstrompeten. Wie sagt der Kanzler? „Gott wird richten“. „Selig sind die Friedensmacher, denn sie werden Gottes Kinder heißen!“ Ueber dem Kaiser leuchtet das Wort: mit dem Kaiser ist Gott! Das ist gewißlich wahr.



O Deutschland, sei bereit.

Nun gilt's das letzte Wagen
Im langen Völlerstreit.
Nun heißt's, das Schwerste tragen.
O, Deutschland, sei bereit!
Sieh, Deine Feinde schaffen
Heran mit Wucht und Macht
Auch ihre letzten Waffen
Zu der Entscheidungsschlacht.

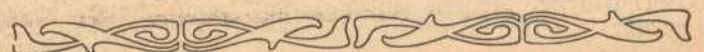
Hast ihnen Trost geboten
Fast dreier Jahre Lauf,
Spiel nach denselben Noten
Nur auch noch weiter auf.
Laß nichts zu schwer dir fallen,
Darfst keine Opfer scheu'n,
Um Dich aus Weiers Krallen
Für immer zu befrei'n.

Noch steht in ihrer Ehre
Stolz da Germania,
Reiht um sich ihre Söhne,
Wie nie die Welt es sah.
Soll keiner dabei fehlen,
Wo's gilt den Siegespreis.
Ein Geist soll sie beseelen,
Mann, Jüngling und noch Greis.

Ob draußen in dem Wetter,
Bei Donner und Getrach,
Sie steh'n als Schutz und Retter
Und halten ab den Schlag.
Ob hier in Heimatgauen
Sie geben Herz und Hand,
Zu wirken und zu bauen
Am Werk für's Vaterland.

Wenn so sich Kräfte einen,
Da kann Dir nichts gesch'eh'n,
Da muß ein Frühling scheinen,
Da kommt ein Aufersteh'n.
Da brauchst Du nicht zu zagen
In banger, schwerer Zeit,
Es gilt das letzte Wagen,
O, Deutschland, sei bereit!

E. Wildt.





Auf Schleichwegen.

Erzählung von Margarete Mulsow-Schwerin.

Dunkel und sternlos war die Nacht, zerrissene, schwarze Wolken geisterten am Himmel; der Sturm heulte und brauste wie ein aufgeregtes Meer, und die hohen Tannen ächzten unter seiner Gewalt.

Mitten in diesem Aufruhr der Natur ging mit vorsichtig eilenden Schritten ein Mensch, der das unscheinbare Feldgrau eines deutschen Infanterie-Regiments trug. Spähend schaute er seine Blicke umher und suchte mit seinen Augen die Finsternis zu durchbohren; geräuschlos warf er sich dann und wann auf die Erde und lauschte angestrengt, strebte aber bald wieder weiter.

Oftmals dachte er auszugleiten auf dem schlüpfrigen Waldboden und oftmals geriet er vom Wege ab und versank so tief in Schlamm und Morast, daß nur äußerste Willensanstrengung ihn wieder vorwärts brachte.

Von Zeit zu Zeit ließ er seine kleine Taschenlampe aufblitzen und bald belehrte ihn eine jäh abfallende Anhöhe, die mit allerlei Gebüsch und Brombeerranken bedeckt war, daß er dem Ziel seiner Wanderung nahe sei.

Behutsam ließ er sich zu Boden gleiten, prüfte die Sicherung seines Gewehres, steckte Patronen vorne in seinen Waffenrock, befohl Leib und Seele seinem Gott, nahm die Pistole schußbereit zwischen seine Zähne und kroch langsam, langsam den Berg hinan, ohne daß die feindlichen Posten, die in Zwischenräumen das Gebiet besetzt hatten und schläfrig in die nächtliche Dunkelheit hineinstarrten, seine Nähe auch nur ahnten.

Aber wie reichlich fühlte er hernach seine zähe Ausdauer und unerhörte Kraftleistung belohnt!

Verschwunden war alle Müdigkeit, die ihn schon hatte übermannen wollen, und mit blühenden Augen sah er ins Tal hinab, wo um ein schwelendes Lagerfeuer mißmutig eine Abteilung Soldaten hockte. Es waren zerlumpte Gestalten mit ausgemergelten Gesichtern, aber unsicher konnte man an den ehemals sicher leuchtend roten blauen Uniformstücken und den tief in die Stirne gedrückten Käppis Angehörige der „grande nation“ erkennen. Mancher Arm aber reckte sich und manche Faust wurde drohend geballt und drohend geschüttelt in der Richtung, wo die Engländer ihre gedeckten Stellungen hatten und — Fußball spielten hinter der Front, mancher Fluch kam knirschend hinter zusammengebißenen Lippen hervor.

Aus einem Zelt aber traten zwei Offiziere und schritten unbeflümmert auf einem Hohlwege den Berg hinan, dem Versteck des Lauschers zu.

Wer konnte auch hier in so unmittelbarer Nähe einen verdammten prussien vermuten!

„Ah, non, mon capitaine,“ sagte in gedämpftem Ton der eine, und ein triumphierendes Lächeln umspielte seine Mundwinkel bei den in wegwerfendem Ton gesprochenen Worten, „diese Festung können auch Guillaumes Soldaten nicht erobern, da beißen sie sich die Zähne dran aus.“

„Gernach, gernach, mon cher,“ versetzte der andere, „denken Sie an das Schicksal Antwerpens, Namurs und wie sie alle heißen; die boches sind Teufelsterle. Gott schütze das heilige Frankreich vor ihrer rohen Gewalt! Aber sie sind stärker als wir, zu Lande, zu Wasser und in der Luft; wenn sie nun einmal das Wagnis ausführten, unter der Erde durchzugehen, um plötzlich auf der anderen Seite des Festungsbereiches zu erscheinen? Diable! Da ist der alte, halb verschüttete Gang von chateau . . . aus, das die Deutschen in Händen haben, und dessen Erweiterung —“ Die letzten Worte nahm ein Luftzug hinweg und sie entgingen dem Mann, der noch immer ausharrte auf seinem Horchposten.

Als aber der Sturm ausgerast hatte und ein feiner Regen unaufhörlich herabrieselte, als ein fahler, grauer Morgen heraufdämmerte, da stand vor seinem Hauptmann ein deutscher Soldat und erstattete Bericht von seinem nächtlichen Erlebnis.

Und schon in der folgenden Nacht arbeiteten eifrig mit Hacke und Spaten die Pioniere und gruben einen tiefen

Stollen in den Waldboden hinein, und besonders schwierig war es, alle Erde nach deutscher Seite hinauszuschaffen, denn selbst die kleinsten Aushubflöcher und das geringste Geräusch hätten ja ihre geheimnisvolle Arbeit verraten.

Ehe aber der Mond einmal gewechselt hatte, war ein Gang gegraben, dessen äußerste Spitze weit hinter der schwer zu erobernden Festung in einsamem Gehölz mündete.

Und zwei Tage hernach stiegen in einer mondklaren Nacht viele, viele deutsche Soldaten, wohl an die Fünzigtausend, heraus.

Als aber die Sonne strahlend aus ihrem Wolkenbett hervorkam und alles mit Purpurglanz übergoß, da gewahrte sie todesmutige Krieger, die mit dem Vaterlandsgesang auf den Lippen zum Angriff vorgingen und dem überraschten Feinde in den Rücken fielen.

Und da der Tag zur Reize ging, stieg auf dem Festungsturm die deutsche Flagge empor.

Imponderabilien.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß es auch jetzt bei uns noch Menschen gibt, die nicht wissen, um was es sich bei diesem Kriege eigentlich für uns handelt. Und doch ist ihre Zahl leider nicht klein. Ein Heer von falschen Vorstellungen über die Entstehung, das Wesen und die Ziele dieses Krieges findet der aufmerksame Beobachter unter unserem Volke verbreitet. Es ist doch wahrlich bis zum Ueberdruß gesagt worden, daß es sich bei diesem Kriege um nichts anderes handelt, als um Deutschland aus der Reihe der Großmächte auszuschalten. Ein Kampf auf Leben und Tod ist es, der sich jetzt abspielt. Unsere Feinde würden keine Gnade walten lassen, wenn es ihnen gelingen würde, uns niederzuringen. „Wehe den Besiegten“ würde es dann durch die Welt gellen. Daher wirken sentimentale Andeutungen geradezu verhängnisvoll; daher kann nur eine rücksichtslose Kriegsführung, die ohne Scheu von allen zu Gebote stehenden Mitteln Gebrauch macht, für uns in Frage kommen. Leider haben die falschen Anschauungen über den Krieg auch in weite Kreise unserer Feldgrauen Eingang gefunden. Das ist eine Gefahr für die Kriegsführung, die nicht unterschätzt werden darf. Bismarcks Wort von der Bedeutung der Imponderabilien gilt auch heute noch. Mancherlei Inschriften, die ich nicht nur in den Kasernen der Heimat, sondern auch an den Wänden der Unterstände in der vordersten Linie der Front vorfand, legen ein leider allzu beredtes Zeugnis ab über die verkehrte Anschauungsweise vieler unserer Kämpfer. Einige Proben mögen das zeigen:

„Der Krieg ist für die Reichen — Der Mittelstand muß weichen — Die Arbeiterschaft liefert die Leichen.“

„Gleiche Löhnung gleiches Essen — War der Krieg schon längst vergessen.“

„Wir kämpfen nicht für Gott, Vaterland und Freiheit, — Wir kämpfen für die reichen Leute!“

Mit Inschriften dieser Art könnte ich noch Spalten füllen, doch mögen diese wenigen Beispiele genügen. Wird ein Schreiber solcher Inschriften erwischt, so wird er natürlich strenge bestraft. Aber wird dadurch dem Uebel wirklich abgeholfen? Ich glaube nicht. Die falsche Anschauung bleibt bestehen; es kann durch Strafen höchstens die Neuerung dieser Anschauungen unterdrückt werden, nimmermehr aber der Irrtum beseitigt werden. Da es für die Kriegsführung jedes einzelnen Mannes von Bedeutung ist, welche Gedanken er sich über den Krieg macht, halte ich Abhilfe für dringend erforderlich. Wie kann nun diese Abhilfe geschehen? Einmal durch großzügige Verbreitung kleiner, leichtverständlicher, aufklärender Schriften. In dieser Hinsicht könnten die kleinen 20-Pfg.-Hefte der „Schützengraben-Bücherei“ gute Dienste leisten. Und zum andernmal durch kurze, belehrende Vorträge mit freier Aussprache. Unter unseren Feldgrauen stecken so viele geeignete Persönlichkeiten, wie Lehrer, Akademiker, Studenten usw., die sich gewiß mit Freuden in

den Dienst dieser wichtigen Sache stellen würden. Solche Zusammenkünfte sind in der Stappe und auch in den Ruhestellungen hinter der Front wohl möglich. Es würde gar nichts schaden, wenn einmal eine Stunde weniger exerziert würde und statt dessen diese schwerwiegenden Fragen besprochen würden. Freie Aussprache ist unbedingt erforderlich. Nur so kann eine Klärung erzielt werden. Hoffentlich richten die verantwortlichen Stellen bald ihr Augenmerk auf diese wichtige Angelegenheit und schaffen Abhilfe. Unsere Widerstandskraft würde dadurch eine erhebliche Stärkung erfahren. Eine Höchstentwicklung der Kräfte kann nur bei dem stattfinden, der auch weiß, warum er leidet und wofür er kämpft.

Rostock.

D. Burchard, Kriegsfreim.

Bi Douaumont an'n 24. Oktober 1916.

In folgenden Versen weist unser heimischer Dichter Karl Wildemeister die wilden Gerüchte über unsere Hoor zurück.

Du Lügenlump! „Bi Douaumont
Verhöckerten uns' dägten Kriegers
Dörch Newerlophen feig ehr Front?
Wodörch uns' Fiende würden Siegers?“ —
Ehr froren Glieder wiren stift!
Sei stünd'n in Matsch bet an den Luv
Dütschtru un kampfbereit tauhopfen
Un dachten nich an't Newerlophen!

Du Schänderschuft! „Un wer nich leup
Dei künn't nich, wil hei wir besapen?
Un wer 't nich wir, dei leig un sleup?
So deden ehr de Fiende drapen?“ —
Ahnst du, woans ehr wir tau Maut?
Sei müßten liggen; wil ehr Blaut
Verklamt wir in verstarrt' Gelenken!
Doch dodesmautig wir ehr Denken!

Du Smäherkläner! „Sei sünd froh,
Dad sei sünd nahmen word'n gefangen?
Ehr Breiw' von dor befunden 't so?“ —
So möten 'i schriewen, so verlangen
Von ehr de Fiende Läg und Zwang!
Doch seht ehr Hart sid heimwehkrank
Nah dütsche Freiheit, dütsches Ringen,
Nah dütschdottapferes Bullbringen!

Du Bierdischwicht! Sei sünd nicht so
An ehr Gefangennehmen schuldig!
Ehr Front würd swächt; wil anderswo
Wörd'n Helden brukt, doch sei geduldig
Un willig höllen truge Wacht!
Donn kem de Fiend mit grötste Wacht!
Doch ded von ehr sid Keiner bangen:
Verklamt, verwund't sünd sei gefangen!

Du Lasterfleiß! Son'n Held ward du!
Bi Hungern, Frieren un Versmachten
Bekämpften sei den Fiend dütschtru:
Wildeß du dornah hier deihst trachten,
Tau mästen dinen Wölterpäckes,
Tau prassen as ein Söffelsläcks,
Di äewer süßst tau drückebargen
Un Heldendaten tau verargen!

Du feiger Rheuma-Klamiß!
Din Heldendat is klaues Leigen:
Din Baderland deihst du mit List
Dörch Heuchelgaunerkunst bedreigen!
Pfui! Löss mal einen Helden aw!
Un süßst du dor ein Heldengraw
Un Mordgranaten üm di towen,
Denn krigst du einen betren Glöwen!

Karl Wildemeister, Bor-Wendorf bei Bismar i. M.

Mann und Weib.

Beide, der Mann und das Weib, sind getrennt ein Teil
nur des Menschen,
Beide doch eh'lich vereint, sind der vollkommene Mensch.

Sich in dem andern verlieren, im andern sich wiederfinden,
Besser und edler zugleich, Liebe, das ist dein Glück.

Irdische Liebe, du bist wohl die Schwester der himmlischen
Liebe,
Wärmend strahlst du und mild leuchtend im finsternen Tal.

Irdische Liebe, du köstliches Kleinod voll Reinheit und
Schöne,
Ach, wie wirst du so oft in ein Scheusal verzerrt!

Liebe und Treue, die beiden sind eins, denn Lieb ohne
Treue
Ist nur ein tierischer Trieb, hat nichts mit Liebe gemein.

Neigung zum andern Geschlecht hat der Mensch mit den
Tieren gemeinsam.
Aber Liebe und Treu' kennet der Mensch nur allein.

Trage ein Jeder des anderen Last, so heißt es vor allem
Für die beiden, die sind eh'lich in Treue vereint.

Mann, so du zürnst deinem Weibe, und Weib, so du zürnst
deinem Manne,
Laß nicht über dem Zorn untergehen die Sonn'!

Bis daß der Tod einst uns scheide! So hast du's am Altar
versprochen.
Nun so denke daran alle Tage aufs neu'!

Beide, der Mann und das Weib, Gedanken sind Gottes,
des Schöpfers.
Mann, darum ehre das Weib, Weib, darum ehre den Mann.
H. G.

Das Ergebnis der Obstkernsammlung von 1916.

Die im vorigen Jahre eingeleitete Obstkernsammlung hat trotz mancher Unvollkommenheiten Erfolge gezeigt, die der Beachtung wert erscheinen. Daß sie unserem Delmangel in entscheidender Weise abhelfen würde, hat von vornherein niemand annehmen können. Aber auch geringe Mengen, die unsere knappen Delvorräte aufbessern, müssen als hochwillkommen angesehen werden. Der Ertrag der Sonnenblumenkerne war sehr mäßig. Auf 77 Tonnen Aussaat kamen 100 Tonnen Ernte zurück, so daß es fraglich erscheinen kann, ob die Mühe der Aussaat sich lohnte. Auch das Ergebnis der Bucheckernsammlung war dürftig. Der Grund lag wohl darin, daß die Bundesstaaten, die die größten Buchenwälder haben, die Erträge an sich heranzogen und weiter darin, daß viele Sammler ihre Vorräte selbst behielten und zu Del verarbeiteten. Dagegen hatte die Obstkernsammlung sehr gute Erfolge. Sie ergab 3000 Tonnen Kerne mit Schale, aus welchen mit einem Delgehalt von durchschnittlich 5% in den Kernen ohne Schale ungefähr 126 000 Kilogramm Del gewonnen werden können. Das Ergebnis aller vom Kriegsausschuß für pflanzliche und tierische Öle und Fette organisierten Sammlungen wird rund 1/2 Millionen Kilogramm Del ergeben. Der Verbleib dieses Deles, nach dem Fragen laut geworden sind, erklärt sich durch den starken Verbrauch der Margarinefabriken, an die monatlich 4000 Tonnen abgegeben werden. Die Delmengen, die im freien Handel wegen ihres hohen Preises Aufsehen erregten, stammten aus der türkischen Haselnußernste und sind wohl unterdessen aufgebraucht und aus dem Verkehr verschwunden.

Wir denken, obige Notiz aus „Mitteilungen für Preisprüfungsstellen“ wird unsere Leser interessieren und sie dazu anhalten, auch in diesem Jahre Obstkern zu sammeln. Das schlechte Resultat mit den Sonnen-

blumenkernen wird sicherlich mit dem ungünstigen, feuchten Wetter des Jahres 1916 zusammenhängen. So pflanze man denn in diesem Jahre, das uns hoffentlich eine günstigere Witterung bringen wird, überall an geeigneten Stellen Sonnenblumenkerne. Das ist auch ein vaterländisches Werk! Und da ist manch ein Plätzlein im Blumengarten oder an sonniger Stelle an der Mauer, wo man ein paar Kerne hinsteden kann!



Die Betglocke zur Kriegszeit.

Es gibt heutzutage schon Leute, welche gar nicht wissen, was eigentlich die „Betglocke“ ist. Daß täglich des Morgens, des Mittags und des Nachmittags (Abends) in unserm Turm die große Glocke gezogen wird und zwar jedesmal in 4 langsamen und dann 3 schnellen Schlägen, das ist uns etwas so Alltägliches geworden, daß man's kaum noch beachtet, und daß es tatsächlich Menschen gibt, die behaupten, es noch nie gehört zu haben. Das Läuten der Betglocke ist aber eine sehr alte christliche Sitte, bei der die Menschen früher sehr wohl sich etwas gedacht haben. Die Glocke sollte nämlich die Christenheit erinnern, nicht müde zu werden im Gebet für uns alle, besonders um ein geruhiges und friedliches Leben im Lande. Vor allem, seitdem die häufigen Türkenfälle der Schrecken unseres deutschen Vaterlandes geworden waren, hatte man's sehr nötig, um friedliche Zeiten zu bitten. Später hat man das allmählich ganz aus dem Gedächtnis verloren. Hin und wieder findet man unter uns noch alte Leute, welche wohl beim Läuten der Betglocke das Haupt entblößen und ein kurzes Gebet, etwa ein „Hilf Gott“ oder Ähnliches sprechen, wobei sie an ihres Hauses, ihrer Gemeinde oder ihres Vaterlandes Wohlfahrt denken mögen. Jetzt, wo wir alle in einer für Haus, Gemeinde, Vaterland schweren Zeit stehen, mag es wohl angebracht sein, an die alte Sitte zu erinnern und darauf hinzuweisen, daß die Betglocke doch nicht umsonst geläutet werden möchte! Zwar der Türke ist nicht mehr unser Feind, sondern jetzt unser treuer Bundesgenosse; aber durch eine ganze Welt anderer Feinde ist namenlose Not über uns gekommen. Da muß Alldeutschland zusammenstehen, nicht bloß mit der blanken Waffe sich der Feinde erwehren, sondern auch im Gebet alle Sorge hinaufzutragen zu Gott und an sein väterlich Herz zu legen. Jetzt achte auf die Betglocke! Wenn Du sie hörst, jetzt weist Du, was sie Dir sagen will!

(Aus dem Gemeindeblatt von Teterow.)

Humor aus Deutschen Feldzeitungen.

Der englische Offensivgeist. Die Kompagnie bringt einen betrunkenen englischen Korporal ein. Wie ein Alarm verbreitet sich die Nachricht. Die junge Mannschaft stürzt aus den Unterständen, und beim Anblick des Korporals ruft ein biederer Schwarzwälder entriistet aus: „Doheim hot der Untroffizier g'feit, dehs die Engländer nicht so viel Offensivgeist besäze wie mir, un do gud no, was der Kerl sei a Mordsrausch hot.“

(Aus „Der Schützengraben.“)

Feldwebel: „Mensch, Sie stehen ja schon wieder einen Winter vor der Front, wo sind Sie eigentlich her?“

„Aus Baden Baden.“

„Mein Gott, und der Kerl stottert ja auch noch.“

(Aus der „Somme-Nacht, Kriegszeitung der 1. Armee.“)

Ein Weckruf an das deutsche Volk.

Deutsche Männer, deutsche Frauen, deutsche Jungfrauen, deutsche Jünglinge, an Euch Alle wende ich mich heute. Mit bitterer Scham müssen wir uns gestehen, daß der Tatbeweis einer tiefergehenden sittlichen Erneuerung unseres Volkes vielfach noch völlig fehlt. Die Unzucht morder unser Volk! Trotz der Ströme von Blut, die tagtäglich fließen, trotz der Thränenbäche, die nie versiegen, trotz all des Elends und Herzeleids, das eine gewaltig ernste Bußpredigt bildet, lassen noch immer Hunderttausende in unserm Volke nicht von der Sittenlosigkeit. Noch immer stehen die öffentlichen Häuser der Unzucht offen, noch immer dürfen ungezählte Scharen dort ihren Leib schänden. Ja, an vielen Orten wird's schlimmer getrieben als in Friedenszeiten. Eine Umwertung der höchsten sittlichen Werte findet statt. Was früher als Schande und Sünde galt, wird heute verherrlicht und gepriesen. Mit spöttischem Lächeln blickt man auf den, der seinen Leib noch rein hält. Die Geschlechtskrankheiten haben einen entsetzlichen Umfang angenommen. Wieviele unserer tapferen Feldgrauen sind dem heimtückischen Feinde erlegen, gefallen auf dem Felde der Schmach. Sieger und doch besiegt! Welch' trauriges Schicksal!

Deutsche Behörden, wann endlich befreit Ihr unser Volk von der Sklaverei dieser finsternen Mächte? Warum laßt Ihr es immer bei Halbheiten bewenden?

Deutsche Kirche, wie lange zögerst Du? Auf zur entschiedenen Tat! Handle!

Deutsche Schule, wo bleibst Du? Erkenne Deine Pflicht als Erzieherin des kommenden Geschlechts!

Wir sind unrettbar verloren, wenn wir nicht mit heiligem Ernst den Kampf aufnehmen gegen diesen gefährlichen inneren Feind.

Deutsche Männer und Frauen, schließt Euch zusammen zu starken Kämpferscharen, ein jeder in seiner Stadt. Werdet ein starker Halt für alle Gefährdeten! Tretet mutig und entschlossen allem Unreinen und Gemeinen entgegen, sei es in der Presse, im Theater, in der Kunst oder sonstwo.

Hoch empor das Banner der Reinheit! Herbei, wer noch ein Herz hat für die sittliche Not unseres Volkes. Spätere Geschlechter werden es Euch danken. Ganz Deutschland muß mit einem Reg von Ortsvereinen zur Bekämpfung der öffentlichen Unsitte überspannt werden. Darum auf! Nicht gezögert mit der Gründung eines Ortsvereins! Jede noch so kleine Schar ist ein neuer Stein im Bollwerk gegen die trübe Flut der Schande. Mitarbeiter herbei! Wer hilft?

H o s t o d.

D. Burckard.

Dei Sün in Amerika.

Korl Memmert ut Amerika
Rem tau Besät nah Eldena.
Dat Heimweh hadd em bi de Uhren,
Hei wull den Ort, wo hei geburen,
Doch gor tau gien mal wedder sehn
Un sid an de Erinnerung freun.
Hei hadd sid in de nige Welt
Verdeint en gauden Groschen Geld;
Hei künn de grote Reik sid lasten
Un wull en Birtetjohr nu rasten.

So güng hei denn in 'n Sünndagsstaat
Bergnäht in El'na up de Strat.
Dat lütte Volk, dat röp: „Hurrah!
Kist, dei is ut Amerika!“
Un all sin Ankels un sin Tanten,
Kusinen, Vettern un Verwandten,
De Groten all un of de Vännen,
De würden abends üm em sitten
Un röpen alltauhop: „Ja ja,
Vertell uns von Amerika!“

Un immer wir dat för de Run'n
Denn as 'ne halve Andachtsstun'n.
„It wöhr,“ so frögg mal Buer Brünn,
„Dat in Amerika de Sün
Bel later up un unnergeiht,
As sei bi uns tau Van'n dat deiht?“
„Jh wo!“ seggt Korl, „dat id nich wüßt,
Ja, dei id dat doch weiten müßt.
Dat is dor in Amerika
Nid anners as in Eldena.
De Sün, dei geht ahn jedes Wunner
Dor morgens up un abends unner.“

J. Bardey.

An unsere Bezieher.

Der sich immer mehr bemerkbar machende Papiermangel zwingt auch mich, die „Mecklenburgische Heimat“ vorläufig monatlich einmal erscheinen zu lassen. Diese Erscheinungsweise hört auf, sobald die allgemeine Papierknappheit behoben sein wird. Ich bitte um Nachsicht.

Der Herausgeber.



Dr. „Franzoseutid“ in „Schwyzer Ditsch.“ Der in Burgdorf (Kanton Bern) lebende Schweizer Dichter Emil Günther hat den Versuch gemacht, die besten Werke Fritz Reuters ins Berndeutsche zu übertragen. Als erste Probe hiervon bringt die Sonntagsbeilage des „Burgdorfer Tageblattes“ die bekannte Erzählung „Ut de Franzoseutid“ unter dem Titel „Als dr Franzoseut“. Manchen Verehrer des Reuterschen Humors wird es vielleicht interessieren, wie sich einige Sätze der Erzählung im reinsten Berner Dialekt ausnehmen. Sie lauten: „Taufst bini . . . au Gvatterlüt hani gha, vier Stuck. U we myni Gvatterlüt no läbte u sie ginge mit mer über d'Straß, so täte d'Vüt stillstah u siege: „Quegei jek au, was das für tolli Kärline sy!“ Ja, e derigi Gfellschaft chönnt me lang sueche; das sy öppe us Gvatterlüt gsi. Eine derbo isch schier umene ganze Chopf lenger gsi weder diser, u het uber se-n-usgluegt wi dr Saul uber syhi Brueder. Das isch dr Amtshauptme Wbr gsi. Er hat e schöne blaue Chit el agha, gälbscheligi Hose u längi, glänzig gwischti Stiefel.“



Kreuzrätsel.

$$\begin{array}{r} 1 \ 2 \\ 3 \ 4 \\ \hline 3 \ 4 \end{array}$$

1 2 Göttin alter Zeiten,
3 4 zwischen Meeresbreiten,
1 3 lauter Freude Klang,
2 4 dienet dem Gesang,
2 3 König und doch Tier,
Hantgewebe nennt 1 4.

Fr. Winkel.

Allüberall in jedem Land
Ist er bei jung und alt bekannt;
Doch in besonders hoher Ehr
Steht er beim tapfern Militär.
Am Meeresstrand beim Niederland
Ist sie bei jung und alt bekannt.
Wohl ist sie hoher Ehren wert;
Sie ist es, die das Land ernährt.

Fr. Winkel.

Nach des Tages H — und L —
Winket M — dem müden G —.

Fr. Winkel.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Lunichtgut. — Hase. — Schwab. — Jaguar, Januar.

Unterstützt die Mecklenburgische Heimat!

Es könnte nicht genug bedauert werden, wenn das große schöne Mecklenburg, das einen Blücher, eine Königin Luise, zwei Moltke, einen Reuter, einen Brinckman und so viele andere hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht hat; in dem dem Geist eine so wertvolle Pflegestätte beschieden ist; in dem Handel und Gewerbe blühen — kein Heimatblatt, das zugleich auch ein echtes deutsches Familienblatt ist, haben soll. Was in den anderen deutschen Bundesstaaten, was in den preussischen Provinzen Gemeingut geworden ist, was neben Bibel, Gefangbuch und Kalender zum eisernen Bestand einer jeden Hausbücherei gehört — ein Heimatblatt —, muß auch in Mecklenburg möglich sein, diesem so verkannten und doch so herrlichen Land.

Ein Heimatblatt soll ein getreuer Spiegel heimatlicher Geschichte und Kultur sein, es soll die Liebe zur Heimat wecken und festigen — die Aufgaben sind so hohe und erstrebenswerte.

Der Verlag bittet die verehrten Leser, auch fernerhin den durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnissen Rechnung tragen zu wollen. Die Schriftleitung hat aus dem Leserkreis so manche herzerfreuende Zustimmung und Anerkennung gefunden, daß sie getrost und gestärkt in das neue Vierteljahr gehen kann.

Schriftleitung und Verlag der „Heimat“.

Billige Bücher.

- G. Freitag, Die verlorene Handschrift. 2 Bände, geb., statt 10,— Mk. 5,— Mk.
Z. Fontane, Vor dem Sturm, Roman, geb., statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
— Effi Briest, Roman, geb., statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
G. Vahr, Drut, Roman, geb., statt 6,— Mk. 3,— Mk.
Zu beziehen durch die Geschäftsstelle dieses Blattes, Rostock, An der Marienkirche 16.

Friedenswünsche

von

Geheimrat Prof. D. W. Walther = Rostock.

4 Hefte 40 Pfg. Erstklassig!

1. Was entscheidet über des Krieges Ausgang?
2. Ich der Herr!
3. Wofür die Opfer des Krieges?
4. Das neue Deutschland.

Buchhandlung bei der Marienkirche 16 a
in Rostock



Die „Mecklenburgische Heimat“ ist Vereinsblatt des Vereins zur Erhaltung und Förderung Mecklenburger Art und Sitte und unterstützt die Bestrebungen des „Heimatsbundes Mecklenburg“ und des Meckl. Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Die „Heimat“ erscheint vierzehntägig. Durch die Post bezogen vierteljährlich 50 Pfg. ausschließlich Bestellgeld; bei direkter Bestellung beim Verlag von 3 Stk. an freie Zusendung. Auf je 10 Stk. 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 7.

Mai-Nummer.

1917.

Aus der guten alten Zeit.

Die gute alte Zeit! Ja, wie oft reden wir nicht davon, klagend über die böse neue Zeit, und rühmend, daß es früher doch so viel besser gewesen sei. Nun, manch einer möchte meinen, dies Reden von der guten alten Zeit sei müßiges Geschwätz undbarer Unsinn. Früher sei es auch nicht besser gewesen als jetzt; im Gegenteil, wir hätten es nun „so herrlich weit gebracht“. Die die alte gute Zeit rühmten, seien blind für die Vorzüge der neuen, die sie nicht mehr verstanden, und blind für die Mängel der alten Zeit, da aber die Erinnerung alles verkläre, und über das Schlimme in der Vergangenheit Hüllen und Scheine decke, so daß das Schöne und Gute der alten Zeit desto heller erstrahle. — Nun gewiß, die also reden, haben nicht Unrecht, aber sie haben auch nicht ganz Recht. Solch ein Reden und Träumen von der guten alten Zeit hat doch einen tiefen Sinn. Jede Zeit hat eben ihre besonderen Vorzüge, aber auch ihre besonderen Mängel, und darum ist es gut, daß eine Zeit sich in einer anderen Zeit spiegelt, auf daß sie im Bilde der anderen Zeit ihrer Mängel sich bewußt werde, und danach strebe, ihre Mängel und Fehler zu überwinden. Gewiß in der alten Zeit war nicht alles gut und schön, aber in der

Gegenwart ist auch nicht alles gut und schön, und bei manchem Guten und Schönen, was eben die Vergangenheit hatte, wäre gut für uns, wenn wir es wieder hätten. Das was wir nun sehnsüchtig in die Vergangenheit zu-



Pfingsten.

rückverlegen, wird uns nun zu einem Idealbild, zu einem Ziel, das wir in die Zukunft verlegen, nach dem wir streben und uns strecken, auf daß es besser auf Erden werde, immer schöner und vollkommener. So ist denn auch der Traum der Menschheit vom goldenen Zeitalter in Wahrheit nicht ein Rückblick in die Vergangenheit, sondern ein Vorausblick in die Zukunft. Nach diesem goldenen Zeitalter streckt sich und sehnt sich die Menschheit. Es ist ein Stern, der der Menschheit voranleuchtet, dieser lichtstrahlende Traum ist ein Ansporn, der die Menschen antreibt, rüstig vorwärts zu schreiten auf dem Wege der Menschheit hin zu den ewigen Menschheitszielen, zu wirken und zu schaffen, zu ringen und zu kämpfen, daß es besser, schöner, lichter auf Erden werde, ist ein Stachel in ihrem Herzen, der sie treibt, das was nicht ist, aber im ahnenden Gemüte geschaut ist, hineinzubauen in die Zukunft, auf daß es nicht nur Ideal, sondern Wirklichkeit auf Erden sei.

Ja allerdings, wer nur sehnüchlich in die alte gute Zeit blickt und über die böse neue Zeit klagt, ohne die Hände zu regen, daß die neue Zeit besser werde, wenn das Idealbild der Vergangenheit nicht zu einem Idealbild für die Zukunft wird, wenn es also nicht zu einem Ansporn wird, dieses Idealbild tätig wirkend zu verwirklichen, der ist ein Thor, ein armseliger Schwächer, ein Jammerbruder, dessen Reden und Klagen in der Tat müßiges Gerede und wohl gar harer Unsinn ist. Nicht hinstehen und klagen, sondern handeln und wirken ist Menschenpflicht, nicht tadeln und schelten, sondern besser werden und besser machen. Die Welt wird nicht besser, denn nur durch uns selber, und das Besserwerden der Welt geschieht nicht durch ein Wunder von oben, das uns — gleich gebratenen Tauben im Schlaraffenland — so mir nichts dir nichts zufällt, sondern Gott hat uns in die Welt gestellt, daß wir darum wirken und kämpfen, daß es besser werde. Er hat in seinem göttlichen Weltplan auf uns, auf unser Wirken und Schaffen, Sorgen und Sehnen, Kämpfen und Ringen gerechnet. Wir sind seine Diener, seine Tagelöhner, seine Handlanger, seine Haushalter. Er hilft uns nur dann, wenn wir selbst die Hand ans Werk legen, und damit, daß wir mit dem von ihm uns verliehenen Gaben Leibes und der Seele tätig hier auf der Erde wirken und also mit dem uns anvertrauten Pfunde wuchern, erfüllen wir Gottes Gebote, seinen guten gnädigen Willen über uns. Bei uns das Wollen, bei ihm das Vollbringen, bei uns das Anfangen, bei ihm das Vollenden; ohne unser Wollen auch kein Vollbringen durch Gott, und ohne unser Anfangen auch kein Vollenden durch ihn. Nicht durch uns allein geschieht's, aber auch nicht ohne uns. Gott hat einem jedem von uns hier auf Erden vor seine besondere Aufgabe und auf seinen besonderen Posten gestellt, und jeder redliche treue Dienst, jede rechtschaffene ehrliche Arbeit — und sei sie noch so gering und vor Menschen niedrig — ist Gottesdienst, und hierin sind sich die Höchsten und die Niedrigsten und die Gebildeten und die Ungebildeten durchaus gleich. Von dem aber, dem viel gegeben ist, wird viel gefordert werden, und von dem, dem wenig gegeben ist, wird wenig gefordert werden. Also ist's göttliche Gerechtigkeit.*

Nun, ich denke, hinter dem Traum von der guten alten Zeit steckt doch mehr, als sich dieser oder jener träumen läßt. Und ich meine, gerade in dieser allerernstesten und allerschwersten Kriegszeit haben wir alle Veranlassung, uns einmal auf uns selbst zu besinnen, und zu sehen, woran es bei uns fehlt, wo unsere Mängel und Schwächen sind, haben wir es nötig, unsere Zeit im Bilde der alten Zeit zu spiegeln, um uns darauf zu besinnen, was unsere Altvorderen Gutes hatten und was unserer Zeit fehlt. Denn auch wir bedürfen der „Selbstkorrektur“, und erkennen eben unsere Mängel, die Mängel unserer Zeit, im Bilde der alten Zeit, am Bilde unserer Vorfahren, aus denen Blut und Geist wie herborgewachsen sind, und die hinwiederum Blut unseres Blutes und Geist unseres Geistes sind. Was sie Gutes hatten, soll auch uns unverloren sein, und mögen wir in manchen Dingen über sie hinausgewachsen sein, so haben wir doch manches, was sie an Gutem hatten, vergessen, vernachlässigt, verabsäumt, ja verloren, uns zum Leid verloren. — Wir bauen ja jetzt in der Kriegszeit an dem neuen, dem besseren — nicht allein nur an einem größeren — Deutschland, und bei diesem Neubau wollen wir schöpfen aus vorigen Gründen, wollen wir auch schauen auf unsere deutschen Altvorderen, auf ihr Hoffen und Sehnen, Ringen und Streben, Wirken und Schaffen, wollen wir auch von ihnen uns Rats erholen, wo zu bessern und wie zu bessern ist. Denn es ist ja ihr Werk, das wir fortsetzen, es sind ja ihre Werkzeuge, mit denen wir bauen, die sie uns in die Hand gegeben, da ihre Hand erkaltete und ihr Atem erlahmte.

Solcher Art waren meine Gedanken, als ich vor

einiger Zeit in des seligen Karl Christoph Albert Heinrich von Rantzau „Bürgerrecht der Herzogtümer Mecklenburg“ I. Teil, 2. Abteilung (1806) auf die „Bürgersprache der Stadt Güstrow, so jährlich vor dem ganzen Rath und in der ganzen Bürgerschaft Behsein verlesen wird“ stieß. Dies „Denkmahl aller redlicher bürgerlicher Gesinnung und nicht zu verkennenden Patriotismi für die Vaterstadt“, wie ein Herzogliches Reskript von 1796 sie nennt, ist so überaus treuherzig und menschlich wohlthuend, daß wir Mecklenburger der heutigen Zeit uns wohl darin spiegeln und zum Guten ermahnen lassen können. Und so stelle ich denn ein paar Vorschriften dieser alten Bürgersprache hier her, und hoffe damit manchem Mecklenburger eine rechte Freude zu bereiten. Was aber Freude, so recht von Herzen kommende Freude, bereitet, das wirkt auch Gutes, das stärkt zum Guten. So mögen denn nun hier folgende Stellen stehen:

„Ein Ehrbarer Rath läset die anwesende Bürgerschaft sämtlich und einen jeden insonderheit, vermöge jetzt geschעהner Anzeige, gütlich vermahnen, wie es ihnen denn auch ernstlich eingebunden sein soll, sich nach den folgenden Punkten gehorsamlich zu richten: und darwieder bey unnachlässiger willkührlicher Strafe nicht zu handeln.“

I. (Die Gottesfurcht und Kircken gehen wird anbefohlen.) Es soll ein jeder nach täglicher der Seelsorger Vermahnung und Erheißung seiner eigenen Nothdurft Gott den Herrn stets für Augen haben.

II. (Unter der Predigt soll sich niemand in Schenken finden lassen.) Auch mit seinen Kindern und Gesinde fleißig zur Kirche gehen, sie zu Gehör göttlichen Wortes schiden, und niemand unter den Predigten auf den Weinschenken, in Brandtwein- oder Bier-Krügen sich finden lassen.

III. (Das Fluchen wird verboten.) Keiner soll bey Gottes heyligem Nahmen schwören oder fluchen.

IV. (Von hohen Bersohnen und dem Predigtamt soll niemand böses reden.) Niemand soll von hohen Bersohnen, dem ehrwürdigen Predigtamt und anderen frommen ehrlichen Leuten übel oder arges reden.

V. (Nach der Polizey-Ordnung soll man sich bey Hochzeiten etc. richten.) Mit den Hochzeiten, Kindelbiren und Amtskosten soll es der ausgekündigten Fürstlichen Polizeyordnung gemäß gehalten werden.

VI. (Ohne Leuchte soll keiner spät auf der Gasse sich finden lassen.) Bey rechter Zeit soll ein jeder sich still nach Hause verfügen und niemand ohne Leuchte und guten Bescheid späte auf den Straßen sich finden lassen.

VII. (Einigkeit wird empfohlen.) Bürger und Nachbahren vertragen sich mit einander, so viel immer möglich, wohl und feindlich.

X. (Vom Feldraub.) Niemand entfertige dem anderen etwas vom Acker oder aus dem Garten Obst oder anderes Gewächs.

XI. (Rechte Maas und Gewicht soll man haben.) Einjeder habe rechte Maas, Scheffel, Gewicht und Ellen, damit niemand im Handel möge vorsehlich vonvorteilet werden.

XVII. (Im Kauf soll niemand den anderen fallen.) Keiner soll auch den anderen nicht in Kauf fallen.

XXI. (Die Gäste sollen wohl beachtet werden.) Einjeder soll gute Acht haben auf seine Gäste, und wohl zusehen, welche er herberge.

XXII. (Redlichkeit wird ge- und Uebersetzung verboten.) Wie auch einjeder ehrlichen Leuten und Fremden Gästen Redlichkeit thun soll, und sich solches nach der Billigkeit bezahlen lassen mag.

XXVII. (Von Erhaltung der Zimmer und Wohnungen.) Jeder Mann soll seine Wohnung und Zimmer im wesentlichen Stande oder Gebäude halten.

XXXI. (Aufsicht auf Feuer und Licht.) Einjeder bewache in- und außerhalb der Jahrmärkte und sonstigen Feuer und Licht mit Fleiß.

XXXII. (Ohne Leuchte soll nicht in Ställen und anderen gefährlichen Orten gegangen werden.) Es gehe niemand selbst ohne Leuchte in Ställen oder gefährliche Derter, lasse es auch von den Seinen oder Fremden nicht tun.

*) Für den, den es interessiert, sei bemerkt, daß dies alles Fichte'sche Gedankengänge sind. Dieses echt deutschen und echt frommen Mannes sollten wir uns mehr und mehr erinnern. Er war einer unserer deutschen Propheten.

XXXVIII. (Mist soll weggeschafft werden.) Es soll ein jeder vor seiner Tür den Mist weg schaffen, und für seiner Tür es reinhalten.

XXXIX. (Jeder soll 1 Wasserspritze und 2 lederne Wassereimer haben und wie man sich bei Feuersgefahr zu verhalten.) Es soll auch ein jeder Bürger zum wenigsten 1 Wasserspritze und 2 lederne Wassereimer haben. Und ob es sich, welches der allmächtige Gott gnädig abwenden und verhüten möge, zutrüge, daß ein Feuer entstände, so soll ein jeder, nach seiner Gelegenheit, ungesäumt dazu verfügen, fleißig wehren und raten helfen, alles ferneren Einhalts der oft abgelesenen Feuerordnung."

Nun, ist alles das nicht gar herzerfrischend, prächtig und treuherzig? Welche Redlichkeit, welcher Gemein Sinn, welche Frömmigkeit! Ja, vor allem, welche Frömmigkeit! Mögen wir bei unseren fortgeschrittenen Lebensverhältnissen auch ausgebildeterer und vollkommenerer Straßenpolizei-, Feldfrevel-, Feuerlöschordnungen usw. haben, wo ist der Geist schlichter Frömmigkeit, der diese alte Bürgersprache so durch und durch erfüllt? Mit unserer Macht ist es heute — weiß Gott — allein ebensowenig getan, wie zu Zeiten unserer Altvorderen, indes wäre es gut, wenn in unserem öffentlichen Leben, unserer Reichs-, Staats-, Stadt- und Gemeindeverwaltung etwas von dem Geist schlichter, von Herzen kommender Frömmigkeit zu spüren wäre. Ohne Gottes Gnad' und Günst ist all unser Tun umsonst. Solcher Frömmigkeit, solchen erfürchtigen und demütigen Aufschauens zu Gott, als dem Lenker der Menschen- und Völkergeschicke, bedürfen wir auch in dem neuen, dem besseren Deutschland, das da soll gegründet sein auf Gerechtigkeit, Weisheit, Frömmigkeit; die Furcht Gottes aber ist aller Weisheit Anfang.

Raimund Eberhard.



Pfingstlied.

(Mel.: Herbei, o ihr Gläubigen.)

O kommet, ihr Gläubigen, eilend und frohlockend,
O kommet nach Zion auf's Pfingstfest.
Höret den Chor der Jünger herrlich zeugen,
Von Gottes Taten zeugen,
Vor allem Volke zeugen,
Der Tröster ist gekommen, der Geist ist da.

Mit innigem Beten harreten die Jünger
Der Kraft aus der Höhe nach Christi Wort.
Plötzlich geschah ein Brausen von dem Himmel
Als eines starken Windes,
Ja sturmgewalt'gen Windes
Und füllte mit Säusen das ganze Haus.

Feurige Flammen webten hin und wieder,
Da wurden sie alle des Geistes voll,
Priesen und lobten Gott mit neuen Zungen,
Mit fremder Völker Zungen,
Mit ferner Länder Zungen;
Zusammen lief vor Staunen die halbe Stadt.

Nun schmücket das Fest mit maiengrünen Zweigen,
Lobsinget, lobsinget dem himmlischen Gast
Zauchzend verkündet allem Volk der Erde:
Der Geist ist ausgegossen,
Von Christo ausgegossen,
Daß alle selig werden; Halleluja!

F. Barden.

Warschau.

Von Viktor von Strank.

Der am 5. November 1916 aus dem früheren russischen Generalgouvernement der Weichsellände zu einem Königreich Polen erhobene neue Staat wird zunächst seine Befähigung zur Bildung eines Staatskörpers mit eigenem nationalen Leben nachzuweisen haben.

Vom Kumpf des russischen Staatsverbandes losgelöst, steht das neue Königreich vor der Aufgabe, der Welt zu zeigen, daß es die Fehler und Gebrechen, an denen es im Laufe seiner früheren Geschichte zu Grunde gegangen, zu vermeiden und im Sinne eines modernen Staatswesens und getragenen und durchdrungen vom Gefühl eines warmen Patriotismus, sich eine Stellung in der Welt zu begründen und dieselbe zu behaupten weiß. Je fester sich der neue Staat aufbaut, desto weniger werden die Anfeindungen seiner Gegner ihn wieder erschüttern. Ein Werk von Bestand wird aber nur in ernster und geduldiger Arbeit geschaffen, umso mehr, wenn es auf einem vielfach zerklüfteten Boden errichtet werden muß. Polens Wiedergeburt vollzieht sich mitten in einem schweren und blutigen Kriege, zu dessen glücklichem Ausgang es weder beigetragen, noch dessen staatliche Existenz es zunächst zu schützen vermag.

Zur Lösung beider Aufgaben muß es sich rüsten, wenn es den Namen und das Ansehen eines selbständigen Staatswesens beanspruchen will. Daß diese Aufgaben vielfältiger und verwickelter Natur sind, liegt auf der Hand. Möge der Eifer und die Begeisterung, von der, wie es den Anschein hat, die führenden Geister Polens erfüllt sind, eine Gewähr dafür sein, daß sie sich ihren neuen Pflichten mit ehrlicher Hingebung widmen werden.

Warschau mit einer Bevölkerung von etwas über 800 000 Einwohnern, darunter 300 000 Juden, ist der geistige Mittelpunkt Polens. Sein Aussehen ist weit mehr westeuropäisch als slavisch. Es zerfällt in drei Stadtteile, die Altstadt, die Neustadt und die Vorstädte Wola, Mokotow usw. und auf dem rechten Weichselufer Praga. Sein Straßenleben ist äußerst lebhaft, in den Hauptstädten tragen glanzvolle Läden und Magazine dazu bei, ihm einen großstädtischen Anstrich zu geben. Warschau ist der Mittelpunkt einer regen Industrie, deren Hauptzweige Maschinenbau, Holz, Leder, Tabak und Metall sind. Auf seinen Getreide-, Vieh- und Pferdemarkten, seinem alljährlichen Wollmarkt und Hopfenmarkt und seinen kaufmännischen Messen wird ein bedeutender Handel getrieben. Seine inhaltreiche geschichtliche Vergangenheit findet in manchen Denkmälern charakteristischen Ausdruck: Von denselben fesselt in erster Linie der Schloßplatz die Aufmerksamkeit des Beschauers. Hier steht auf hoher Säule der König Siegismond III., ein sehr kriegerischer Monarch, der nicht nur mit den Russen, sondern auch mit den polnischen Großen beständig im Kampf lag. Sein Hauptziel war die Eroberung Rußlands. Wäre er stark genug gewesen, dann wäre Warschau jetzt Petersburg, und Rußland wäre eine polnische Provinz. Er machte das Schloß zur Residenz der polnischen Könige. Die künstlerische Ausschmückung, die er demselben verlieh, war sehr reich und im Geschmack der Versailles gehalten. Aber die Russen haben bei ihrem Rückzug 1915 fast alle Kostbarkeiten mit fortgenommen. Das Glanzstück des Schlosses ist der sogenannte Colonnensaal. Hier wurde am 5. November 1916 die Wiederaufrichtung des Königreichs Polen proklamiert. Dabei ertönte der Gesang des alten polnischen Nationalliedes: „Gott, der Polen Jahrhunderte hindurch erhalten hat“. Es wurde unter Begleitung deutscher Militärmusik gesungen. Mit seinen ergreifenden Klängen glich der Gesang einer feierlichen Hymne. Im Schloß haben die polnischen Könige Hof gehalten, Johann Sobieski, der Türkenbesieger, Stanislaus Poniatowski, der letzte König von Polen, der 1796 in die dritte Teilung Polens einzuwilligen gezwungen wurde.

Ein Gebäude mit geschmackvollen Ornamenten in der unmittelbaren Nachbarschaft des Schlosses ist das Fuggerhaus. Man nimmt an, daß es früher ein Kaufhaus der alten Augsburgs Familie war.



Die heilige Kreuzkirche enthält eine Marmorgedenktafel nebst Büste des bekannten Komponisten Franz Chopin, der in der Nähe von Warschau seine Geburtsstätte hatte. In der unteren Kirche befand sich in einer silbernen Urne das Herz Chopins, des von seinem Volke schwärmerisch verehrten Musikers. So herrlich wie Chopin hat wohl niemand von Polen gesungen, weil die ganze Welt die Sprache seiner Töne verstand. Er komponierte Mazurkas, in denen die polnischen Helden erscheinen. Seine Nocturnos klingen wie eine ergreifende Klage über Polens Schicksal. Die Walzer von ihm sind erfüllt von der verführerischen Anmut polnischer Frauen. Und der Trauermarsch klingt wie eine Grabmusik, bei der ein ganzes Volk dem Leichenzug folgt. Man sagt, daß die Russen ihn als Revolutionär ansahen und deshalb kein öffentliches Denkmal von ihm gestatteten.

Vor einem Gebäude, das von außen einem Varietetheater gleicht, in Wirklichkeit aber das russische Gymnasium war, sitzt mit dem Himmelsglobus in der Hand ein bronzener Kopernikus. Als der große Astronom in Thorn geboren wurde, gehörte die Stadt zum polnischen Reich. Daher erblickten die Polen in Kopernikus einen Landsmann von sich. Eine wenig freundliche Erinnerung an die Russenzeit bildet eine Riesenkirche. Es ist die mit fünf vergoldeten Zwiebeltürmen und einem Glockenturm errichtete russische Kathedrale. Dieselbe paßt mit ihrem byzantinischen Stil nicht in das Stadtbild hinein und ist ein augenfälliges Symbol der früheren Fremdherrschaft.

Einen schönen Park, den sogenannten Sächsischen Garten, in der Mitte von Warschau hat August der Starke angelegt. Das benachbarte Schloß in demselben, das sich Graf Brühl, der für Sachsen so verhängnisvolle Günstling dieses Monarchen, erbaute, ist jetzt ganz verfallen und gibt keine Vorstellung mehr von dem, was jenes Palais einst in der Geschichte des sächsischen Königtums für eine Rolle gespielt hat.

An die Altstadt Warschaws grenzt das Judenviertel. Dasselbe ist von ungefähr einer halben Million Juden bewohnt, welche die russische Verwaltung dort zusammengedrängt hat. Infolgedessen herrschen hier Armut und Elend vor, welchen von seiten der deutschen Regierung nach Kräften gesteuert wird. Notdürftig fristet diese Bevölkerung hier mittels Handel und Gewerbe eine kümmerliche Existenz.

Manche denkwürdige Erinnerungen knüpfen sich an das vor den Toren Warschaws gelegene kleine Lustschloß Łazienki, von König Stanislaus Poniatowski in den Jahren 1767–88 erbaut. In demselben befindet sich ein großer Reichtum von Gemälden, darstellend geschichtliche Ereignisse und berühmte Männer aus jener Zeit. In dem das Schloß umgebenden Park erblickt man ein Naturtheater, dessen Zuschauerraum amphitheatralisch aus Stein ausgeführt ist, während die durch korinthische Säulen und Buschwerk gebildete Bühne auf der Insel eines kleinen Sees liegt.

Einen besonderen Reiz von Łazienki bildet das Zusammenwirken von Architektur und landschaftlicher Umgebung. Das Ganze ist wie ein Spielzeug, ganz nach Art jenes sorglosen Königs.

Dort muß man ihn sich denken mit seinem Hof von schönen Frauen und polnischen Magnaten. Auf der Bühne wurden hauptsächlich leichte Operetten und Tänze aufgeführt.

Auf der Insel erhebt sich ein rotundenartiger Bau mit Marmorbüsten polnischer Könige, sowie ein chinesisches Palais; gegenüber dem Palais erhebt sich ein Reiterstandbild Johann Sobieskis. Unter Spiel und Tanz verbrachte der Hof und seine Umgebung hier glänzend ausgestattete Festlichkeiten, aber während die Hofgesellschaft dem Spiel der Geigen lauschte und feurige Mazurkas ihre Aufmerksamkeit fesselten, ging der Staat seiner Auflösung entgegen.

Ungefähr in der Mitte der Hauptstraße, der Marszałkowska, ist das Zentrum des Warschauer Lebens, insbesondere des eleganten Lebens. Hier liegen die großen Hotels, welche in ihrer Ausdehnung und dem Stil, in dem sie geführt werden, nicht hinter den Pa-

riser Hotels ersten Ranges zurückstehen, die ihnen offenkundig als Muster dienen.

Ein interessanter Typ des Volkslebens ist die Polin. Sie erscheint zierlich und anmutig, die Mähe oder das Hütchen auf das dunkle Haar gedrückt.

Leben und Treiben Warschaws ist sehr bewegt; namentlich abends strömt die Menge durch die beiden Hauptarterien des Verkehrs, des Krakauer Vorstadt und die parallel laufende breite Marszałkowska. Dort ist eine unerschöpfliche Fülle von Variationen im Straßenbilde, dessen Studium fesselnd und lohnend.

Der deutsche Wirt.

Als kaum der grimme Krieg entbrannt,
Da kamen auch schon angerannt,
Zu plündern und zu morden,
Von überall und gleicher Zeit,
Längst waren sie dazu bereit,
Der Feinde wilde Horden.

Biel Hunde sind des Hasen Tod;
Sie wollten stürzen uns in Not
Und wollten klein uns kriegen.
Den starken, stolzen, deutschen Nar
Trug schon zu weit sein Flügelpaar,
Jetzt sollt er unterliegen.

Der Franzmann, Russe und der Brit',
Die schleppten viel Gesindel mit,
Und wollten damit schrecken.
Doch was sie sich auch ausgemacht,
Die Rechnung war ohn' Wirt gemacht,
Ohn' einen deutschen Reden.

Der nahm sie alle in Empfang,
War ob der Menge gar nicht bang
Und wußt sie abzuspeisen.
Biel blaue Bohnen gab's aus Guß
Und manche harte Eisenkuß,
Die Zähne zu zerbeißen.

Das war ein Gastmahl sondergleich,
Wie niemals war im Deutschen Reich,
Da werden sie dran denken.
Und an den einen deutschen Mann,
Der dies Gericht für sie erjann
Und ihnen nichts tat schenken.

Ein Feldherr ist er, hochgeehrt,
Das ganze Volk, das hält ihn wert,
Und möcht's ihm gerne zeigen.
Er hilft durch schwerste Not es durch,
Der eine, unser Hindenburg,
Ihn gab uns Gott zu eigen.

E. Wildt.

Mein Fuchsel.

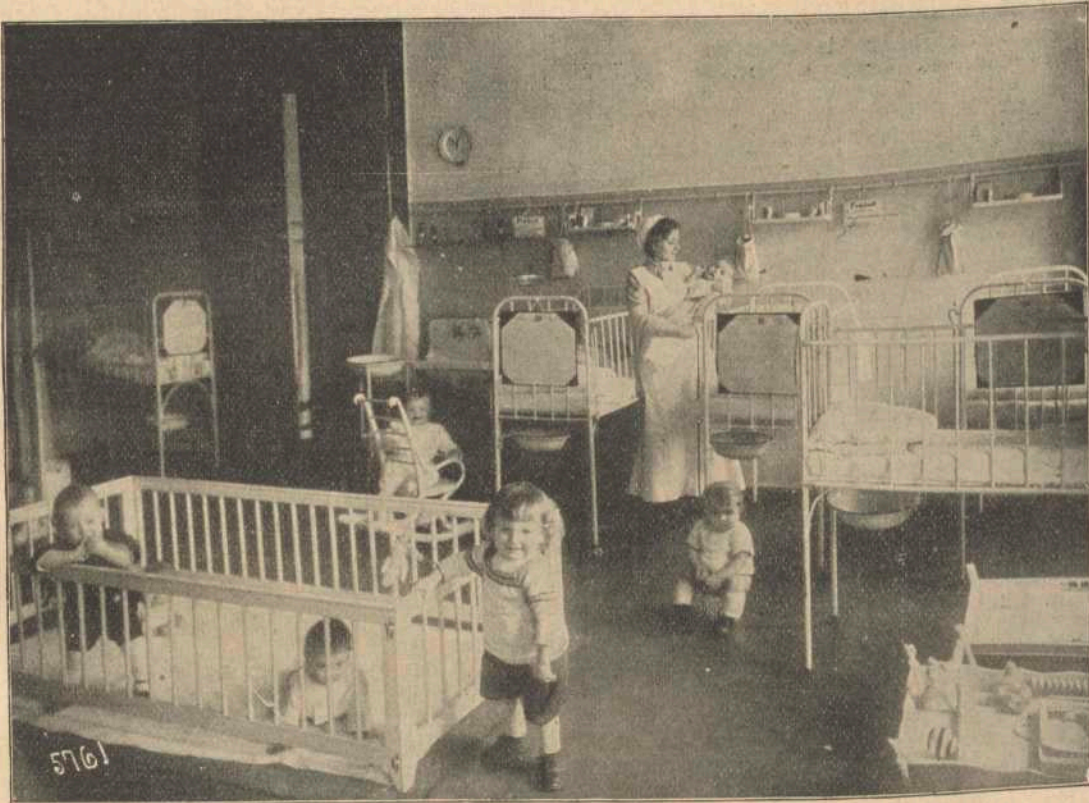
Von Hermann Prahlow.

Er ist ein echter, rechter Panje, mein Fuchsel, ein russischer Doppelpont, hübsch und zierlich, schlief und geschmeidig, aber auch — — — faul. Doch diese schlechte Eigenschaft verschwindet fast ganz gegenüber den vielen guten, durch die sich Fuchsel mein Herz erobert hat, und durch die er mir ein lieber Kamerad geworden ist. In Rußlands Schnee und Rumäniens Schlamm und Schmutz hat er sich glänzend bewährt und sich als eins unserer zähesten und ausdauerndsten Pferde gezeigt. Doch nicht nur seine körperlichen Vorzüge heben ihn hervor aus der Menge, sondern vor allen Dingen seine geistigen. Fuchsel ist nämlich ungeheuer klug. Schon sein äußeres verrät das. Der kolossale Kopf steht kaum im Verhältnis zu dem zierlichen Körper, und die ausdrucksvollen, beweglichen, rehbraunen Augen verraten, daß in diesem Kopfe die tiefsten Probleme durchdacht werden. An der Spitze dieser Probleme stehen jene bligenden, blinkenden, ratternden, polternden Angeheuer, die plötzlich aus dem Erdboden hervordachsen mit großem Lärm und noch größerer Schnelligkeit näher kommen und alles zu zermalmen drohen. Sie sind Fuchsels schlimmste Feinde. Entweder rettet er sich vor ihnen durch

schleunige Flucht mit einem kühnen Sprung über den Straßengraben, — und keine Spuren, kein Stod oder Schenkeldruck kann ihn daran hindern — oder aber, wo die Gräben zu breit und zu tief sind, zeigt er einem solchen Ungeheuer seine bodenlose Verachtung, indem er ihm den dem Kopf entgegengesetzten Körperteil zuwendet, bis die Gefahr vorüber ist. Dann trottet er wieder ruhig weiter und schüttelt bedächtig den Kopf, als ob er sagen wolle: „Seltsam! — Herr. — Verrückte Welt!“ Doch bald verfällt er wieder in tiefes Nachdenken, das sich in dem anmutigen Spiel seiner zierlichen Ohren wieder spiegelt, solange bis wieder irgend so ein Ungeheuer, oder ein im Wege liegender Stein, Saß oder dergleichen sein tiefstes Mißfallen und Mißtrauen erregt.

„Mein schönes Fräulein? — — — usw. — — —“
 Aber leider, ach! Zwei zornige Augen bligten ihn an:
 „Was fällt Ihnen ein, mein Herr, mich anzureden! Ich bin vom Stabe! Ich pflege mich mit einem gewöhnlichen Batteriegaul nicht in ein Gespräch einzulassen. Bitte merken Sie sich das!“

Da stand mein armer Fuchsel wie ein begoffener Pudel. Tief geknickt schlich er zur Seite, und die sonst so beweglichen Ohren hingen schlaff herab. Das war ein harter Schlag in seinem jungen Leben. Aber er hat ihn bald überwunden, besonders nachdem er erfahren hat, daß derartige Erlebnisse nicht nur im Leben der Pferde, sondern auch im Leben der Menschen vorkommen sollen.



In der Kleinkinderbewahranstalt.

Fuchsel besitzt nämlich einen stark ausgeprägten Ordnungssinn. Liegt etwas im Wege, was nach seiner Meinung nicht dorthin gehört, so senkt er den Kopf, spitzt die Ohren, weitet die Nüstern und geht vorsichtig im Bogen daran herum, scharf den Störenfried im Auge behaltend.

Eine besondere Vorliebe hat Fuchsel für alles Weiße, Mollige. Liegt weicher, frischgefallener Schnee, so wälzt er sich mit dem größten Behagen darin. Leider aber hält er alles Weiße, auf das er tritt, für geeignet, sich darin zu wälzen. So kommt es vor, daß er auch im tiefsten Schlamm und Schmutz mit der größten Selbstverständlichkeit herumtollt, um dann mit einer triefenden Schlamm-schicht bedeckt, wie ein Milpferd, wieder aufzutreten. Schilt man ihn dann und sagt gar: „Du Schwein!“, so ist er beleidigt, zieht die Nüstern in krause Falten und schüttelt den Kopf, als ob er sagen wolle: „Du weißt auch wirklich nicht, was gut tut.“

Würde er sich nun allerdings in diesem Zustande selber im Spiegel sehen können, so würde er das Schwein bestätigen, denn Fuchsel besitzt auch ein starkes Schönheitsgefühl. Häßliche Pferde mit hervortretenden Rippen und spitzen Hüftknochen kann er nicht leiden, kommt ihm ein solches zunahe, so schlägt und beißt er danach. Begegnet ihm aber eine kleine dralle Braune oder dunkeläugige Schwarze, so gerät er aus Rand und Band.

In dieser Hinsicht hat ihn wohl am meisten die kleine schwarze Doldi vom Abteilungsstab aus der Fassung gebracht. Es war an einem schönen Herbsttage und ein glücklicher, oder wohl besser unglücklicher Zufall führte Fuchsel neben die kleine schwarze Doldi mit dem glänzenden Sammetfell, der seidenweichen Mähne und den feurigen Augen. Sie sehen und lieben war eins bei Fuchsel. Artig den Kopf gesenkt, mit edel gebogenem Nacken näherte er sich ihr mit anmutig tändelnden Schritten und schmachtendem Blick:

Dei irste Verch.

Winder gah slapen, vörbi is din Tied,
 Für doch dei Verchen all singen er Lied,
 Stiegen taum Haben so lustig, so frie;
 Winder, gah slapen, din Tid is vörbi. — —
 Un ud du, Weihdag, so deip in min Hard,
 Dat man dat brennen, wilt Frühjohr nu ward.
 Gott sie din Hapen, o Hard sie din Licht;
 Bringt ud denn Gräd'n, drümm ängstig di nich.

J. Dahnke.

Nichts unmöglich.

Die Leistungsfähigkeit unserer ehernen Mauern in Ost und West und im besonderen in der großen Sommeschlacht ist mit Recht bewundert und gepriesen worden auf alle nur mögliche Weise. Aber auch jeder, der ehrlich ist, sagt wie unser kaiserlicher Herr: „Gott hat uns die Kraft dazu gegeben, sonst wäre es nicht gegangen.“

Aus der alten kriegerischen Zeit der Propheten, etwa 700 Jahre ehe Christus geboren wurde, stammt ein Wort der Kraft, das lautet: „So spricht der Herr der Heerscharen: Ist solches unmöglich vor den Augen des übrigen Volkes zu dieser Zeit, sollte es darum auch unmöglich sein vor meinen Augen?“ Sacharia 8, 7.

Wer eine Bibel hat, kann's im 7. und 8. Kapitel dieses Buches nachlesen, wie Gott klagt über den Abfall von Ihm, um dessen willen Er strafen mußte; und wie Er Gnade verheißt für die, welche in der schweren Zeit ihn suchen.

So ist's noch heute.
 Er ist da, Er ist bereit zu helfen. Wo sind die Hände, die sich für innere und äußere Not nach Ihm ausstrecken?

Er ist daheim und draußen nötig. Gott züchtigt, aber nicht zum Verderben, sondern um die Menschenlinder auf den Weg zurückzubringen, der allein ihnen Heil und Segen bringen kann. Er ist nicht gleichgültig gegen die große Not der Zeit, Er ist nicht ohnmächtig ihr gegenüber, sondern Er wartet, wartet, wartet auch auf dich. In seiner Hand hält er den Frieden und alle kostbaren Güter, die nur Er zu vergeben hat. Bei ihm ist kein Ding unmöglich. Das halte fest und suche Sein Antlitz!

H. v. R.
(Aus der „Somme-Nacht“.)

Kriegsgebet.

Vom Blute raucht die Erde;
Dies Blut, es schreit zu dir.
Daß bald ein Ende werde,
O Herr, das flehen wir.
Sei du auf unsrer Seite
Mit deinem Schirm und Schutz;
Sei du mit uns im Streite
Und brich der Feinde Trutz.

Du wollest auf uns sehen
In unsrer tiefen Not;
Zu dir, o Herr, wir flehen
Um unsrer täglich Brot.
Der Felder goldne Saaten,
Nimm sie in deine Hut!
Daß alles wohl geraten,
O Herr, mach' alles gut.

Im Leben und im Sterben,
Erhöre unser Flehn,
Daß, Herr, uns nicht verderben,
Deutschland nicht untergehn!
Gib Kraft uns durchzuhalten,
Wie groß die Not auch sei!
Erstehn laß aus dem alten
Ein Deutschland, groß und frei!

Und rufen einst die Glocken
Nach diesem Weltenbrand
Mit jubelndem Frohlocken
Ihr „Friede!“ durch das Land,
Dann kommen wir getreten
Zu dir, Herr Zebaoth,
Mit Singen und mit Beten:
„Nun danket alle Gott!“

Fr. Winkel.

Lazarettzüge.

Langsam, ganz langsam trägt der Lazarettzug seine teure Last der Heimat zu. Munitionszüge, Truppentransporte kreuzen seinen Weg und verursachen oft stundenlangen Aufenthalt. Wie eine Ewigkeit dünkt er den matten, bleichen Gestalten, die in den blendend weißen Betten ruhen. Noch vor wenigen Tagen befanden sie sich mitten im tobenden Kampfgetümmel, doch jetzt dürfen sie einmal ordentlich ausruhen nach all den Leiden und Anstrengungen. „Der Heimat zu“, „der Heimat zu“, singen die rollenden Räder, und ein seliges Lächeln verflärt die bleichen Gesichter. Nur wer selber eine Fahrt im Lazarettzuge mitgemacht hat, kann das Glücksgefühl ermessen, das den Verwundeten durchflutet, wenn der Zug ihn nach langen schweren Monaten wieder durch deutsche Gänge führt. Wieder daheim! Zwei inhaltschwere Worte! Viel Leid birgt so ein Lazarettzug in sich, aber auch viel inniges Glück.

Der Lazarettzug, der von weitem erkennbar ist an dem leuchtenden roten Kreuz auf weißem Grunde, hat die Aufgabe, Verwundete und Kranke von der Front oder Etappe in die Heimatlazarette zu überführen. Er holt sich seine Last entweder von der Front oder aus den Feldlazaretten, in denen auf diese Weise wieder Platz für neue Zugänge geschaffen wird.

Der vordere und hintere Teil des Zuges besteht

aus den Krankenwagen, der mittlere aus den Operationswagen, den Wirtschaftswagen, dem Arztswagen und der Küche. Die Krankenwagen sind in der Regel in weißem oder elfenbeinfarbenem Anstrich gehalten und für die Aufnahme von 10—12 Verwundeten oder Kranken eingerichtet. Die Krankenbetten, die auch als Tragbahnen Verwendung finden können, ruhen je zwei über einander in federnden Gestellen, so daß die Stöße und Erschütterungen des Wagens ganz unwirksam gemacht sind. Die Betten haben mannsbreiten Abstand von einander, um dem Arzte eine möglichst große Bewegungsfreiheit zu geben. Die Verwundeten oder Kranken werden im Zuge nämlich nicht nur gepflegt, sondern auch ärztlich behandelt.

Bei chirurgischen Eingriffen oder Operationen wird der Verwundete in den Operationswagen geschafft. Doch werden größere Operationen während der Fahrt möglichst vermieden. Der Operationswagen enthält einen Operationstisch, fahrbare Behälter für die Messer, Scheren, Sägen und sonstigen Instrumente, Sterilisierapparate und was sonst noch zu einer Operation erforderlich ist. Man glaubt gar nicht, sich in einem Eisenbahnwagen zu befinden, sondern in einem mit allen Errungenschaften der Wissenschaft und Technik ausgestatteten Operationszimmer.

Für das leibliche Wohl der Kranken wie der Begleitmannschaft, der Ärzte und Schwestern sorgen in dem Küchenwagen mehrere Köche. Ein reich versorgter Vorratswagen versieht sie mit allem dazu Erforderlichen. Die Küche mit den großen blinkenden Kesseln und Pfannen und dem in schneeweißer Kleidung steckenden Küchenpersonal macht einen überaus anheimelnden Eindruck.

Alle Wagen sind durch eine Fernspregleitung miteinander verbunden. Eine Dampfheizung sorgt für eine angenehme Durchwärmung der Wagen. Bücher und Zeitschriften helfen dem Verwundeten über die Längeweile der Fahrt hinweg, und ganz besondere Freude ruft immer die Verteilung der Liebesgaben hervor.

Ist der Lazarettzug an seinem Bestimmungsort angekommen, so wird schnell ausgeladen. Der ganze Zug wird gereinigt und desinfiziert, die Betten mit frischer Wäsche überzogen, die Vorräte an Lebensmitteln, Verbandstoffen und Arzneimitteln ergänzt, und dann tritt er seine Fahrt zum Kriegsschauplatz wieder an. Bald werden frische Verwundete und Kranke behaglich ihre müden Glieder in den weichen Betten ausstrecken, und die rollenden Räder werden auch ihnen verkünden: Es geht der Heimat zu; es geht der Heimat zu!

D. Burchard, Kriegsfreim.

Wie bald.

Die Spanne Zeit, die dir verliehen,
Wie bald ist sie dahin, wie bald!
Die Tage, Monde, Jahre fliehen,
Und du bist starr und todesfalt.
Doch wie aus deines Grabes Hügel
Hervor des Frühlings Blume bricht,
So schwingt auf leisem Engelsflügel
Die Seele sich empor zum Licht. —

O Vater, leite meine Pfade
Hier unter deines Himmels Zelt,
Und laß mich finden deine Gnade
Dereinst in jener lichten Welt.
Der du die Blumen aus den Tiefen
Der Erde rufst hervor ans Licht,
Du weckst sie alle, die da schliefen;
Du, Herr, vergißt auch meiner nicht.

Fr. Winkel.

Ausruf.

Den Großstadtkindern öffnet
Haus und Herz!

Man nannte oft mich einen Kinderfreund. —
So will ich heut' mir dieses Lob verdienen.
Für Kinder will ich heute bitten geh'n.
Und daß ich's sage gleich mit einem Wort:
Die auf dem Land Ihr wohnet — Ihr Alle — Alle! —
Den Großstadtkindern öffnet Haus und Herz! —
O rechnet nicht! — Ich weiß, der Krieg lehrt rechnen! —
Zugleich auf Hilfe rechnet jede Not! —
Viel tausend Kinderaugen seh'n Euch an
Mit heißem Flehen: Helft uns, helft uns, helft uns! —
Laßt uns der Sonne goldnes Licht genießen! —
Wir wohnen in so engen, dunklen Straßen! —
Laßt uns den Balsamstrom der Lüfte trinken! —
Wir wohnen in so engen, dumpfen Stuben! —
Und gebt uns Brot! — Wir sind so hungrig all! —

Der Anwalt solcher Bitten möcht ich sein! —
Ihr Mütter auf dem Land — Euch sucht mein Lied! —
Der Großstadt-Mütter denkt, der zweifach armen,
Die weder Brot noch Geld ihr eigen nennen!
Auch ihre Männer sind im Schützengraben;
Sie haben ihre Kinder lieb wie Ihr, —
Und ihre Kinder sind so bleich und müde! —
Ach, wenn Ihr Euren Kindern in das liebe
Und helle Auge seht, dann laßt Gesundheit
Und Frohsinn Euch aus solchem Aug entgegen. —
Den Kindern jener aber sieht der Hunger
Mit seinem blassen Antlitz in das Auge;
Drum wurden alle sie so bleich und müde! —
Sie hungern, — hungern! — Höret dieses Wort! —
Verhungern werden sie, wenn Ihr nicht helft, —
In's frühe Grab geh'n — Ach — wenn Ihr nicht helft! —
So laßt Euch mahnen: Jetzt ist Zeit zu helfen! —
So laßt Euch bitten: Nuzt diese Zeit! —
O spendet Brot und Liebe — Beides — Beides! —
Wie? — Oder soll des Dritten grausam Herz
Sich an der Qual von sterbenden Kindern weiden?
O nimmermehr! — Fürwahr, das darf nicht sein! —
So darf's auch nimmer sein, daß solcher Not
Ihr Herz verschließt eine deutsche Mutter, —
Ein hartes „Nein“ spricht auf so heißes Fleh'n! —
Ihr Kinder auf dem Land — Euch sucht mein Lied!
Wenn sie nun kommen, Eure kleinen Brüder
Und Schwestern aus der Großstadt — gelt — Ihr werdet
Nicht kalt zur Seite stehen, werdet nicht
Sie fühlen lassen, daß sie fremd Euch sind! —
Euer warmes Herz — o öffnet's ihnen weit! —
Ihr Glücklichen, für die noch Brot genug
Die liebe Mutter hat, — die Ihr an Sonne
Euch freut und Blumen und der wogenden Saat, —
Und jene kennen Blumen kaum und Aehren! —
Ihr Glücklichen, die Ihr aus froher Brust
Den würz'gen Hauch von Wald und Wiese trinkt —
Und jene wohnen in so dumpfen Stuben! —

So flieg' denn aus, mein Lied, und grüße jeden,
Dem's Haus geöffnet steht — das Herz zugleich —
Und bringe ihm die Bitte — hörst du! — bring' sie:
Den Großstadtkindern öffne Haus und Herz! —
O sag' ihm du: Was einem solchen Kind
An Lieb' er tat — als wär' es ihm getan —
So sieht's der Heiland an — o sag's ihm du! —
Sag' ihm zugleich von einem schönen Tag,
Dem Tag der Heimkehr, da das einst so bleiche
Und müde Kind gesund und froh zurückkommt. —
Sprich ihm recht warm von solchem frohen Tag,
Da über das vergämte, ernste Antlitz
Manch armer Mutter dann ein helles Leuchten
Dankebarer Freude gleitet, frohe Kunde
Zu Vater in den Schützengraben eilt:
Geliebter Mann, gesund ist unser Kind! —
Erinnre dran: War manches, manches Herz,
Das es verlernte, an die Liebe glauben,
Wird wieder lernen dann an Liebe glauben,
In solchem Glauben wieder glücklich sein. —

So flieg' denn aus, mein Lied, komm leer zurück nicht! —
Und wenn du's schafftest nur, daß hier und dort
Ein Herz sich öffnet deinem schlichten Wort,
Daß hier und dort ein armes Großstadtkind,
Ein „Schattenkind“ zum „Sonnenkind“ sich wandelt, —
Fürwahr, mir wär's der reichste Sängerlohn! —

W. Schulz, Pastor zu Weidendorf.



Briefkasten.

„H. Eberhard.“ Mein verehrter Herr Mitarbeiter
H. Eberhard ist Landgerichtsrat in Schwerin und wohnt
dort in der Friedrich Franzstr. Nr. 29.

Papiernot. Behördliche Anordnungen und die all-
gemeine Papiernot zwingen auch mich, unser Blatt vor-
läufig nur einmal im Monat erscheinen zu lassen.
Heute muß sich jedermann Beschränkungen auferlegen.
Natürlich ist diese Einschränkung nur vorübergehend.
Ich hoffe, daß es mir gelingt, durch Reichhaltigkeit
des Inhalts diese Einschränkung so wenig wie möglich
fühlbar zu machen. Die Leser werden die behördlichen
Verfügungen kennen, sie werden auch von dem Papier-
mangel gehört oder gelesen haben, sie werden weiter
verstehen, daß die Verhältnisse immer schwieriger wer-
den, je länger der Krieg dauert. Nicht vergessen wollen
wir die Transportschwierigkeiten und den zunehmen-
den Mangel an geschultem Personal, so daß die An-
gabe eines bestimmten Erscheinungstermines unmög-
lich ist. Hoffentlich ist der Friede nicht mehr fern, so
daß wir bald wieder geordnete Verhältnisse bekommen.
C. P.



Rätsel aus alter Zeit.

1. Wo war den Füchsen am bängsten,
Und der Tag am längsten?
2. Wo wird das Wasser am teuersten verkauft?
3. Was kann man mit aller Welt Reichtum nicht
erkaufen?
4. Ich bin glänzend, schön und rein,
Aber schmutzig hinterdrein.
5. Mein Schwesterchen und ich,
Ihr Bruder, gleichen sich
Sehr wenig; sie ist schwarz, ich weiß,
Sie stets mehr kalt, ich stets mehr heiß.
Wir fliehen uns; doch sie folgt stets mir und ich
ihr nach,
Und niemals wohnten wir noch unter einem Dach.
6. Von meiner Mutter kam ich ohne Kopf und Fuß,
Und viele lassen sich mich so recht wohl behagen;
Allein mit Kopf und Fuß bin ich für deinen Magen
Auch ein ganz gutes Ding, nur daß man warten
muß.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Kreuzrätsel:

ju	no
bel	te

Marisch. — Hast, Last, Raft, Gast.

Wichtig!

Die Leiter von Gemeinde-, Volks-, Schul-, Vereins- und Lazarett-Bibliotheken seien darauf aufmerksam gemacht, daß die Buchhandlung des Kaufungen-Verlages in Rostock einen

großen Posten billiger, besond. stark u. dauerhaft gebund. Bücher

abzugeben hat. Es handelt sich um die Werke erster Autoren (Achleitner, Alexis, Auerbach, Beherlein, Blüthgen, Böhlau, Bölsche, Boy-Ed, F. von Bülow, Busse, M. G. Conrad, Dahn, Dose, Ebers, Ebner-Eschenbach, Eckstein, Enking, Engel, Fontane, Frenssen, Ganghofer, Geißler, Hauptmann, Heimburg, Herzog, Heyse, R. Jünger, Lauff, Marlitt, R. F. Meyer, Raabe, F. Reuter, Riehl, Rosegger, Schönaich-Carolath, F. Sommer, D. Spedmann, A. Sperl, H. Stegemann, R. Strak, R. Voß, Wildenbruch, Zobelitz u. a.) Die Preise bewegen sich zwischen 50 und 150 M. Gedruckte Kataloge stehen gratis zur Verfügung.

Buchhandlung des Kaufungen-Verlages, Rostock, b. d. Marienkirche 16a

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen und 4 1/2% Schakanweisungen der V. Kriegsanleihe können vom

21. Mai d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 15. November 1917 die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“ in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihe und für die 4 1/2% Reichsschakanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts oberhalb der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die I., III. und IV. Kriegsanleihe ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916 und 2. Januar d. J. fällig gewordenen Zinscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22, zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.



an versäume nicht, bei einem Aufenthalt in Rostock das Antiquariat der Kaufungen-Buchhandlung aufzusuchen.

Lutherfestspiele.

Ernst Ege, Luther auf Koburg.	50 Bfg.
Ludwig Reineke, Am Fuße der Wartburg.	30 Bfg.
„ In Luthers Garten.	30 Bfg.
„ In Luthers Bahre	30 Bfg.
Fanny Stodhausen, Luthers Weihnachtslied.	30 Bfg.

Wegen Probeexemplare, Personenzahl, Aufführungsrecht wolle man sich freundlichst an die Geschäftsstelle dieses Blattes wenden.

Die 2. Auflage von Professor Hachagen's ausgezeichnete Schrift:

Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau.

Preis 1,— Mk.

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In Frankreich starb den Heldentod mein
ältester Bruder, der Architekt

Hermann Püschel

Feldwebel in einem Eisenbahnregiment

Inhaber des eisernen Kreuzes II. Klasse.

Er tat bis zuletzt seine Pflicht fürs Vaterland.

Ernst Püschel.



Die „Mecklenburgische Heimat“ ist Vereinsblatt des Vereins zur Erhaltung und Förderung Mecklenburger Art und Sitte und unterstützt die Bestrebungen des „Heimatbundes Mecklenburg“ und des Meckl. Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Die „Heimat“ erscheint vierzehntägig. Durch die Post bezogen vierteljährlich 50 Pfg. ausschließlich Bestellgeld; bei direkter Bestellung beim Verlag von 3 Stück an freie Zusendung. Auf je 10 Stück 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 8.

Juni-Nummer.

1917.

Der Dichter des Lutherspruchs.

Von Fr. Winkel.

Das Jahr 1917 erinnert uns in besonderem Maße wieder an einen der größten Söhne unseres Volkes, der vor 400 Jahren sein gewaltiges Werk begann, an Martin Luther. Ohne Scheu und Menschenfurcht, in festem Vertrauen auf Gott und auf seine gerechte Sache verfolgte und erreichte er das Ziel, das er sich gesteckt hatte: Glaubensfreiheit und Befreiung aus geistiger Anzucht. Am 31. Oktober 1517 schlug er seine 95 Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg, und diese Hammerschläge hallten wider in ganz Deutschland, ja in ganz Europa und entfachten einen Kampf der Geister, wie ihn die Welt kaum zuvor gesehen hatte.

Diese Tatsache ist allgemein bekannt, und ebenso weiß jeder, daß Luther die Bibel übersezt und auf der Wartburg dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat. Dies ist bei manchem „Lutheraner“ so ziemlich alles, was er von dem großen Reformator weiß. Die ganz Klugen wissen noch, daß von ihm das Wort herrührt:

„Wer nicht liebt Wein,
Weiß und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.“

Doch ist es durchaus nicht genug, ob Luther diesen Spruch gedichtet oder uns auch nur überliefert hat. In Luthers Schriften findet er sich nicht, auch sonstige literarische Nachweise sind bisher nicht gebracht worden,

und daß die Verse sich durch mündliche Ueberlieferung bis auf unsere Tage sollten erhalten haben, ist doch wohl nicht anzunehmen. Gedruckt erschienen sie zum erstenmal in Nr. 75 des „Wandsbeker Boten“ vom Jahre 1775, und zwar in einem kurzen Gedicht mit der Ueberschrift: „Devise an einen Poeten“, welches Gedicht mit den Worten schließt:

Wer nicht liebt Wein, Weiß und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang,
Sagt Doktor Martin Luther.

Der Verfasser dieses Gedichtes ist wahrscheinlich ein Mecklenburger, nämlich kein Geringerer als Johann Heinrich Voß. Denn in seinem Musenalmanach vom Jahre 1776 ließ dieser den Spruch mit der Unterschrift Dr. Martin Luthers wieder abdrucken, und in dem mir vorliegenden Almanach von 1778 veröffentlichte er unter seinem Namen ein Gedicht „An Luther“,

das zum Teil als eine weitere Ausführung jenes Spruches anzusehen ist; man beachte z. B. die folgenden Strophen:

Wer ist, der nicht beim
Kraftgesang
Des Weisen auf zu
Taten sprang,
Dem nicht die Seele
sonnenhoch,
Ein Adler mit dem
Adler flog?

Wem schafft nicht
Gottes edler Wein
Aus Donnerwolken
Sonnenschein
Und reißt der Lebens-
geister Tanz
Zum Tugendkampf
und Siegeskranz?



Der Kaiser auf einem Spazierritt.

Was laßt den Frommen in der Zeit
Mit Andung höh'rer Seligkeit
Als Mädchenbild und Mädchenfuß,
Des Weibes heiliger Genuß?

In der letzten Strophe des Gedichts lehrt dann der Spruch wieder; sie lautet:

Doch jeder Christ und gute Mann
Stimmt laut mit dir, o Vater, an:
„Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang.“

Doch schon damals war die Ansicht, daß Luther der Dichter des Trinkspruches sei, keine allgemein geltende, und manche schrieben ihn, und das mit vollem Recht, J. H. Voß zu. Für diesen sollten die Verse einmal noch recht unangenehme Folgen haben; denn als er sich 1776 um das Konrektorat in Hamburg bewarb, wurde seine Wahl besonders dadurch vereitelt, daß seine Gegner, zu denen namentlich der durch seinen Streit mit Lessing bekannte Hauptpastor Goeze gehörte, in der Unterschrift des Spruches im Musenalmanach von 1776 eine Verunglimpfung Luthers erblickten. Voß berichtet hierüber am 10. Januar 1777 an Ernestine Voie in einem Brief, der allerdings auch noch keine völlige Klarheit in betreff des Dichters unseres Spruches gibt. Er schreibt u. a.: „Der Senior hat die Bosheit gehabt, als er meine Gelehrsamkeit und Sitten nicht mehr bezweifeln konnte, Luthers Gesundheit im Almanach von 1776 so anzuführen, als ob ich sie aus Muthwillen ihm untergeschoben hätte“.

Noch auf eine andere Quelle ist hingewiesen worden. Sandboß (Hanthippus) spricht die Vermutung aus, daß deutsche Studenten den Spruch über die Alpen von Italien nach Deutschland gebracht und daß Luther ihn gefannt habe. Er stützt seine Ansicht darauf, daß in Italien die Verse noch heute im Volksmunde leben, wie er sie in seiner vierten „Hampfel-Spreu“ (1883) anführt:

Chi non ama il vino, le donna e il canto
Un pazzo egli sara e mai un santo,

d. h.

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der wird ein Narr sein und nie ein Heiliger.

So auffallend die Uebereinstimmung zwischen den italienischen und deutschen Versen auch ist, so ist damit über den Dichter immer noch nichts Gewisses gebracht; denn die Vermutung von Sandboß ist doch eben nur — eine Vermutung, und, wie oben bemerkt, findet sich der Spruch bei Luther ja überhaupt nicht, und so ist es aus diesem Grunde allein schon nicht angebracht, ihn für den Verfasser zu halten.

Der Vermutung von Sandboß läßt sich übrigens eine andere gegenüberstellen, worüber meines Wissens bis jetzt noch nicht hingewiesen worden ist. Voß, der ja während seiner Universitätsstudien in Göttingen sich eifrig mit dem Italienischen beschäftigte, hat vielleicht die oben angeführte italienische Fassung des Spruches gefannt, und er wäre demnach nicht der Dichter, sondern nur der Uebersetzer. Sollte dies der Fall sein, so müßten sich die Verse allerdings schon bei einem italienischen Schriftsteller oder in einer italienischen Spruchsammlung jener Zeit finden; das ist aber bisher nicht nachgewiesen.

Andererseits ist es ja aber auch nicht ausgeschlossen, daß der Spruch nicht von Italien nach Deutschland, sondern umgekehrt von Deutschland nach Italien gewandert ist, daß er dort als Lied bearbeitet und gesungen worden ist, wegen seines Inhalts, der ja ganz dem lebensfrohen, genußfreudigen Sinne des Südländers entspricht, Anklang und Verbreitung gefunden hat und auch dort in der Fremde mit der Zeit zum geflügelten Wort geworden ist.

Fassen wir kurz noch einmal das Gesagte zusammen. Durch Voß wurde der Spruch zuerst in Deutschland bekannt; denn jedenfalls hat er ihn in dem Blatt seines Freundes Matthias Claudius, in dem „Wandsbeker Boten“, zuerst abdrucken lassen (1775); er gab ihm sodann (1776) einen Platz in seinem Musenalmanach und legte ihn endlich (1778) einem Gedicht „An Luther“ zugrunde, dessen letzte

Strophe abermals mit dem Spruche schließt. Auch hat er selbst nicht in Abrede gestellt, der Verfasser zu sein, denn in den oben angeführten Briefworten wehrt er sich doch nur gegen die Annahme seiner Gegner, als ob er die Verse „aus Muthwillen Luther untergeschoben hätte“.

Wenn man sich dies alles vergegenwärtigt, so ist man wohl berechtigt, Johann Heinrich Voß, den berühmten Sohn Mecklenburgs, für den Verfasser des Lutherspruches zu halten.

Sib uns Frieden!

Bersöhne, Herr, bersöhne!
Mach' End dem grausen Krieg!
Führ' uns durch Kreuz zur Krone;
Führ' uns durch Nacht zum Sieg,
Auf daß uns sei beschieden
Nach Kampf und Schlachtentod
Ein neues Morgenrot:
Sib Frieden, Herr, gib Frieden!

Es steht die Welt in Flammen,
Die Erde raucht vom Blut;
Soll stürzen sie zusammen
Ob unserm Frevelmut?
Laß schaun uns, das gemieden
Uns lang, dein Angesicht;
Verwirf, verwirf uns nicht!
Sib Frieden, Herr, gib Frieden!

Nicht feige wollen klagen
Wir heut in bitterm Schmerz;
Nicht zittern und nicht zagen
Soll unser banges Herz.
Noch herrschet ja hienieden
„Der Herre Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott.“
Sib Frieden, Herr, gib Frieden!

Die Arme mach' zum Hammer,
Die Herzen mach' zu Stahl.
Vergessen sei der Jammer,
Vergessen sei die Qual.
Einst wird uns sein beschieden
Nach Elend, Nacht und Not
Ein neues Morgenrot.
Sib Frieden, Herr, gib Frieden!

Fr. Winkel.

Wozu die Heimat mahnt

Der innere Sieg.

Der nachfolgende Artikel hätte eigentlich schon im Februar den einleitenden Worten in Nr. 1 folgen sollen. Aber es war damals nicht möglich gewesen. Der zur Verfügung stehende Raum war so beschränkt, die Fülle der druckreifen Manuskripte so groß, und dann sollte nicht nur einer hauptsächlich zu Worte kommen! — Und nun ist durch die andauernde Kriegszeit der Raum noch geringer geworden! — Erfreulicherweise aber tragen die verehrten Leser den Räten des Verlages Rechnung, und dafür seien sie bestens bedankt. Noch ist es nicht zu spät, das Nachfolgende zu sagen. — Natürlich mußte der Artikel die gegenwärtige Lage berücksichtigen. —

Zum Schluß meines Artikels in Nr. 1 erzählte ich von dem eisgrauen Major, der da sagte: „Wir müssen immerzu siegen, um so eher haben wir den Frieden!“

Unsere Heere haben sich noch nicht schlagen lassen, sie reihen Erfolg an Erfolg; unsere Luftschiffe reihen Erfolg an Erfolg und unsere U-Boote nicht minder. Die letzte Entscheidung des Weltkrieges naht. Darum kommt alles darauf an, daß wir daheim standhalten, und die sicheren Sieges- und Friedensheifer nicht opfern und so den inneren Sieg erringen, ohne den der äußere Sieg nicht möglich sein wird.

Die gegenwärtige Kriegszeit ist eine sehr harte Geduldschule für unser Volk, für tausende unter uns wohl

die härteste. Wir dürfen nicht müde werden, uns selbst, unseren Nächsten, unsere Volksgenossen immer wieder zur Geduld zu ermahnen; denn auf unser Müdewerden, auf unsere Ungebild spekulieren unsere Feinde und scheuen nicht die verzweifeltsten Anstrengungen, uns zu verwirren, uns die Zuversicht und Hoffnung zu nehmen. Ich würde es mit vielen, vielen anderen freudig begrüßen — schon allein angesichts der steigenden Papiernot —, wenn unsere Zeitungen ihre Spalten weniger mit den Brandreden feindlicher Machthaber und den frivolen Hegereien und Drohungen der feindlichen Presse anfüllten. Was bezwecken denn unsere Feinde mit ihrem Geschrei und ihrem Geschreibsel anderes, als uns zu erschrecken und einzuschüchtern, damit wir unsere Regierung und unsere oberste Heeresleitung noch kurz vor dem Endsieg zum schmachvollen Nachgeben zwingen. Immer wieder tauchen in unserem Volke Alarm- und Schreckensnachrichten auf; wir sollten es doch nie vergessen, daß noch immer feindliche Spione unter uns rührig am teuflischen Werke sind. Ganz im Vertrauen erzählen die Flammacher, daß wir im Osten und Westen bedenklich stehen, daß unsere Führer vielfach versagt haben, und ähnliche Lügen. Schade, daß man nicht von Staatswegen das Recht hat, einem solchen Wichtigtuer mit einer guten deutschen Ohrfeige zu antworten! Da raunt man sich allerlei Niederdrückendes über einen vierten Winterfeldzug zu, indem man ängstlich auf Amerika weist. Als ob Hindenburg und die U-Boote warten werden, bis Amerika im Sommer 1918 mit seinen Rüstungen fertig ist!

Wo bleibt denn das Vertrauen zu unserer obersten Heeresleitung, zu unserem unbefleglichen Heer, zu unserer sieghaften Marine?! Haben sich diese drei auch nur ein einziges Mal unseres Vertrauens unwürdig gezeigt?! Der Zweifler wird feierlich eingestehen: Davon kann keine Rede sein; er wird aber achselzuckend hinzufügen: Diese drei werden's nicht schaffen, der Krieg dauert doch schon drei Jahre! — Darauf wird mit aller Entschiedenheit zu erwidern sein: Jahr für Jahr kamen neue Feinde, es ist um so bewundernswerter, daß unsere Heeresmacht in diesen drei Jahren die Feinde bisher so gut in Schach gehalten hat. Vertrauen ist ein überaus kostbares Gut, und auch der Regierung unbedingt zuteil werden.

Auch der Regierung! Ja, es erfüllt uns mit großer Sorge, wie sich in dem so starken Felsen, deutsche Einigkeit genannt, Risse und Spalten zeigen. Unsere Helden draußen — und sie haben es auch schon schmerzlich bekannt — verlieren die Freundschaft, wenn sie hören und sehen, wie man daheim anfängt, sich um Parteiprinzipien die Haare auszuraufen; dafür fließt kein Helbenblut. Der Kaiser hat gesagt: Der Deutsche ist unbeflegbar, wenn er einig ist. — Nein, die Friedensziele irgend einer Partei können uns nicht frommen. Darum ist uns nicht bange, daß unser Kaiser für eine deutsche Frieden sorgen wird. Erst aber muß die letzte Entscheidung gefallen sein. In unserer offenen Hand liegt der Sieg, nun müssen wir dafür sorgen, daß sich die Hand auch schließt. Darum die Sieges- und Friedenshelfer Geduld, Vertrauen, Einigkeit nicht opfern! Darum den inneren Sieg erringen und festhalten!

Ernst Büchel.

Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.

Von Landesuperintendent Gerhard Folsien.

Matth. Kap. 5, V. 10.

Die Feinde haben des Kaisers Friedensangebot abgelehnt. Sie erklären: dieser Kaiser habe seit Jahren sie zu überfallen begonnen; er habe 1914 alle ihre erdenklichen Vermittlungsvorschläge roh zurückgestoßen, er habe sich nicht bändigen lassen, loszuschlagen ohne alle Not aus bloßer Mordgier; so sei denn nun kein anderes Mittel, Europa Ruhe zu schaffen, als ihn und sein Reich erst zu zerschmettern. Wir lesen es, und uns tanzen die Buchstaben vor den Augen: das Wort erstirbt auf den Lippen, der Gedanke verflucht im Gehirn, nutzlos ist jede Erwiderung, nur das Blut kocht in den Adern, so außer sich ist das innerste Gerechtigkeitsgefühl. Buchstäblich sagen sie das, was umgekehrt wir ihnen zu sagen haben, angenommen, daß wir trotzdem ihnen nicht Zerschmetterung sondern Versöhnung anbieten. Ja, es ist so: diese englischen und russischen und französischen Volksführer, — sie sind keine Menschen mehr, sondern Teufel, die alle Einsicht

in Bosheit erstickt, allen Anstand in Gemeinheit ersäuft haben. Nichts gilt mehr: Wahrheit und Gerechtigkeit, geschweige denn Menschlichkeit und Friedfertigkeit: „Europa mag ermordet werden, wenn nur ich als Minister auf meinem Sessel mich halte!“ Uns aber ist zumute, wie meinem ruhigen Menschen, der in ein Tobsüchtigenhaus eingesperrt ist, wie einem elenden Verurteilten, vor dem die Hölle sich aufröhrt.

Un den Menschen kann man verzweifeln. Gott sei Dank, daß über den Menschen Gott waltet. Dadurch kommt wieder Ordnung in die Unordnung, werden auch wir aus der Hölle wieder in den Himmel gerissen. Jesus schließt seine Seligpreisungen mit dem Spruch:

Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.

Wie es sich zum Schluß gehört, erreicht hier alles den höchsten Punkt. „Um der Gerechtigkeit willen gar verfolgt werden“, ist der Gipfel aller Leistung und Erlebung eines Gerechten, ist Christentum bis zum Märtyrertum; aber dann dafür „das Himmelreich haben“, ist der Gipfel des Gegensatzes zwischen Unordnung und Ordnung, Menschen-Teufel und Gottesregiment: dort wollen sie uns vom Erdboden verschwinden lassen, hier wird uns statt dessen das Himmelreich gegeben.

Uns? Sind wir auch wirklich die, „die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden“?

Stedbrieflich verfolgt werden, ist keine Krone wert. Ein verfolgtes Gend ist es wohl, aber keine verfolgte Unschuld. Kein Märtyrertum, sondern Verbrechen. Wenn Serbien wegen Mordbüherei von Oesterreich verfolgt wird, darf es nicht auf Entschädigung oder Verherrlichung rechnen. Deutschland wird auch verfolgt. Zu einem wahren Kesseltreiben gegen Deutschland sitzen alle europäischen Großmächte im Sattel; das ist die eigentliche Jagd, und Deutschland der Edelhirsch, und Frankreich und Rußland die Meute, und Amerika der Wilberer, und Italien der Raubvogel, und England der Jagdgeber; die Verfolgung Serbiens durch Oesterreich gab nur auf dem Nachbarhof das erste Jagdsignal, durch das dann die bereite Meute sich nicht mehr halten ließ. Warum das? Deutschland wird nicht verfolgt wegen Mordbüherei und Raub-Willerei und Umstürzerei, wegen Mordbüherei und Raubmorderei. Alles, was die Feinde davon jetzt vorgeben, sind lächerliche Lügen. Sie ihrerseits hatten längst die Jagd bis ins einzelne vorbereitet, das Jagdgebiet abgesteckt, die Hunde dressiert und eingeteilt, — weil der Edelhirsch zu groß, zu kostspielig ward. Es ist ein Kampf nicht um der Ungerechtigkeit, sondern um der Gerechtigkeit willen, nicht aus Not, sondern um Geld, nicht zur Verteidigung des Vaterlandes sondern zur Beseitigung des Konkurrenten.

Aber geradezu um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden?

Kommt das überhaupt vor? So gewiß, als der Ungerechte einen Vorteil davon haben kann. Gerechtigkeit ist nicht Gerechtigkeit, aber Ungerechtigkeit ist — Gerechtigkeit, und zwar im Gegensatz zu der Ungerechtigkeit; Gerechtigkeit ist das Anglied der Bösewichter; Gerechtigkeit verfolgt die Ungerechtigkeit, wie das Licht die Finsternis, die Sonne den Nebel, darum muß die Ungerechtigkeit die Gerechtigkeit verfolgen wie Satan den Heiland bis in die Wüste hinein. Schon aus unbewußtem Selbsterhaltungstrieb. Das Gute ist Feind des Bösen, der Glaube Gefahr für den Unglauben, wie der Richter Schreckgespenst des Gefindels.

Brauchen wir zu reden von Jesus, von den Aposteln, den Märtyrern? Um ihrer Gerechtigkeit willen wurden sie verfolgt. Flachheit wollte Flachheit, Bosheit wollte Bosheit bleiben. Wenn eine jüdische Hohepriesterchaft das noch zu verhüllen suchte, die heidnische Volkshefe gab ihm rohesten Ausdruck.

Unser Kaiser wird auch wegen seines Christenglaubens verhöhnt. „Das ist das Widernatürlichste an diesem Kaiser“, schreibt eine französische Zeitung, „daß er ein frömmelndes Wesen hat.“ „Frömmelnd“ ist ein Ausdruck, der beabsichtigt, die „Frömmigkeit“ zu etwas Nichtswürdigem zu stempeln. Haß und Angst sind die Eltern solcher Worte. Vergessen wir nicht: es sind ihrer viele unter den feindlichen Großdiplomaten, die den Kaiser persönlich kennen: sie wissen, daß er großmütig ist, nicht großmütig; Friedemehr, nicht Friedestörer; fromm, nicht frömmelnd. Um so mehr verleumdete sie ihn, damit seine sittliche Kraft in der Welt nicht ihnen gegenüber unliebsamen Einfluß geltend mache. Je heller das Licht, desto dichter die Lumpen und Lappen, um es zu umwickeln; je höher der Turm, desto dichter die Kräben, ihn zu umkreisen; je wirksamer die Persönlichkeit, desto geschäftiger an der Verleumdung diejenigen, die durch die eigene Persönlichkeit eine Gegenwirkung niemals erzielen können. Lloyd George muß schon lügen, Briand schmähen, wenn er sich dem Kaiser gegenüber vor der Welt behaupten will. Die Gerechtigkeit verfolgen muß er.

Weißt du einen Augenblick nur aus deiner Vergangenheit, eine Lebenslage, in der offenbar ward, daß man mit Späßen dich verspottete um deines festen Christenbekenntnisses willen, mit Fingern auf dich wies um deines standhaften Christenwandels willen? mit Verger dich abseits ließ um deiner einsamen Christentreue willen?

Selig sind sie, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.

Eine Verheißung nur für die Ewigkeit? Nur? Kann es denn größere geben? Wenn sie nur nicht eben zu groß wäre, als daß wir sie fassen können! Aber doch faßt auch sie nicht das alles in sich, was Jesus mit seiner Verheißung umfassen will. Wenn ein Volk als Volk um seiner Gerechtigkeit willen verfolgt wird, so ist es für dies Volk als Volk gar keine Verheißung, wenn die einzelnen Volksglieder dereinst „das Himmelreich“ ererben sollen, — das Volk als Volk mag in der Verfolgung untergehen.

Aber jedem Verfolgten gilt die Verheißung, auch dem verfolgten Volk. Es ist eine Verheißung gerade auch für die Zeitlichkeit. So langsam hinkt Gottes Gericht nicht, daß wir bei aller Unbill erst auf eine jenseitige Genugtuung vertröstet werden. Nicht oft genug kann man es sagen: „Himmelreich“ heißt „Gottes Reich“, „Gottes Königsherrschaft“ — hier auf Erden! Sol es dir nur hinunter, in die Gegenwart, in dein Leben, in dein Herz hinein, da ist sein Platz. „Wenn auch die ganze Welt euch um der Gerechtigkeit willen verfolgt, selig seid ihr, denn ihr werdet nicht hinausgestoßen aus der Welt, sondern als Bestandteil des Reiches Gottes bleiben in der Welt, durch die Kraft des Namens Gottes Herrschaft ausüben über die Welt.“ So ist es gemeint. Es ist das Jüdische, was Luther meint, wenn er singt: „Das Reich muß uns doch bleiben,“ — hier inmitten der Feinde, die jetzt Satans Reich aufrichten.

Seht die Apostel! die Märtyrer! Was Verfolgung hat erfinden können, an Eisen und Feuer, hat sie erfunden. Sie übertrug sich selbst in grauigster Ueberspannung. Jene waren nicht auszurotten, blieben Sieger, behielten die Herrschaft. „Das Reich war ihr,“ das Reich des Christentums; aber das Reich des Heidentums ging den Verfolgern verloren. Weil die sittliche Kraft in ihnen eine unverwundliche Lebenskraft war.

Ein Volk, das um seiner Gerechtigkeit willen verfolgt wird, hat Kräfte in sich, die es unüberwindlich machen. Es ist wie ein urgesunder Baum, der immer wieder ausgrünt. „Das Reich“ ist sein, d. h. „die Zukunft“ ist sein; „das Himmelreich ist sein“, d. h. „die Herrschaft ist sein,“ die es als Gottesvolk durch Gotteskraft ausüben muß. Teufelischer Sinn bedeutet Abstieg, göttlicher Geist aber Aufstieg, jener ist Leben zersetzend, dieser Leben setzend.

Ach, wäre unser Volk immer mehr und mehr ein Volk mit rechtschaffener, mit tiefgläubiger Seele! Der Teufel und Satan und Beelzebub könnten es nicht um seinen Platz bringen. Nicht mit ihren Lügen, die zum Himmel — lachen, wo sie weinen sollten! Nicht mit ihren Truppen, die nur Bewaffnung haben, aber keine Ueberzeugung! Nicht mit ihren Führern, denen die ganze Welt jetzt abgeneigt und schonungslos die furchtbare Verantwortung aufhalsen wird!

Dort steht der Kaiser! In seiner ausgeredten Friedenshand hält er die Gerechtigkeit, als seinen Schmuß, sichtbar vor der Welt! Und schon fühlt die Welt, daß er, der Verfolgte, der sein muß, der den Sieg, das Reich, die Herrschaft durch Gott behalten wird. Jenen gilt das Wehe: mene, mene, tekel upharsin; ihm neigt sich die Wage zu. Warum? Die Gerechtigkeit wiegt doch zu schwer mit.

O deutsches Volk von heute,
wie bist du doch verhaßt!
Die Welt ist eine Meute,
die dir die Gurgel faßt!
Weil stolz dein Banner wehet,
— auch, weil du gläubig bist?
Heil denen, die man schmäheth
um dich, Herr Jesu Christ!

Warnemünde.

Ein schönes Märchen ist mir Warnemünde,
Am Obotritenufer eine Krone,
Nicht unverdient versielet scharfem Hohne,
Wer seinen holden Zauber nicht verstünde.

So oft ich seinen Reizen mich verbünde,
Umwallt von seinem köstlichen Dione,
Erklingt mein Inneres im Freudentone,
Und wolle ich anders sagen, tät ich Sünde.

Des blauen Meeres wechselreiches Weben,
Der weiße Strand mit seinem bunten Leben,
Die Feuertürme, die gewalt'ge Mole,

Die Flugmaschinen in den Wolkentrüben
Und in der Ferne Moskows stolze Spitzen:
Wer schwelgte nicht bei so viel Pracht im Wohle!

Franz Bardey.

Die Mole bei Warnemünde.

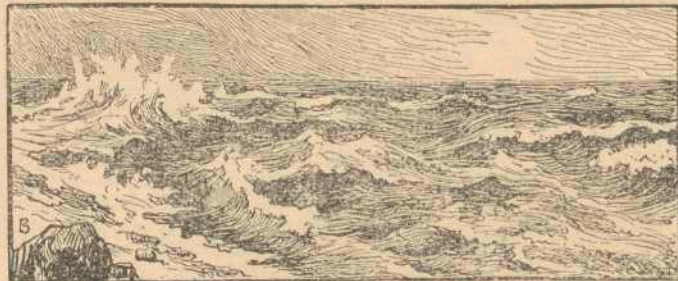
Wem drängte nicht dein Lob sich auf die Zunge,
Du allgeliebte, vielgerühmte Mole.
Du gleichst wahrhaftig dem magnet'schen Pole,
Tagtäglich ziehst du an dich alt und junge.

Hier lab' ich mich am wilden Tigersprunge
Der Wellen, die benezten meine Sohle,
Und mit der ausgelassenen Menge jöhle
Ich durch den Sturm aus urgesunder Lunge.

Hier folg' ich vom granitenen Gestühle
Den Schiffen, die den blauen Spiegel schmücken,
Dem stolzen Sonnenrad am Himmelsdome.

In heil'gen Schauern zittern die Gefühle,
Und ich empfinde mit berauschten Blicken
Unendlichkeit in jeglichem Atome.

Franz Bardey.



Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

(5. Fortsetzung.)

Es gibt Leute, denen das Meer nichts sagt, die durch das Rauschen und Plätschern der Wellen nervös werden, deren Gemüt bei längerem Aufenthalt am Meere die Langeweile peinigt. Nicht vergessen will ich jene Materialisten, die den Aufenthalt am Meere deswogen scheuen, weil würzige Seeluft den Appetit besonders stark anregt, was notwendig zur Folge hat, daß man viel mehr als zuhause ißt, man also immer dicker und der Geldbeutel immer dünner wird.

Wer aber den heiligen Zauber des Meeres auf sich wirken läßt, wen es mit unwiderstehlicher, geheimnisvoller Macht hinzieht zu den dunklen wogenden Wasserfluten, der ist glücklich zu nennen. So schön die Berge sind in all ihrer Pracht — und wer Thüringens Lieblichkeit oder der Alpen Majestät kennt, kann mit Recht von der Schönheit der Erde singen — das eine bietet uns das Gebirge nicht in dem Maße wie das Meer: Wie wirkt das Meer so beruhigend und erquickend auf den vom Alltagsstreben und -staub ermatteten Menschen! Und dann noch das eine, für ein religiöses empfindendes Gemüt so wichtige: auch bei der herrlichsten Aussicht im Gebirge sieht man Grenzen; den Eindruck des Unendlichen, Ewigen gewährt uns der Anblick des Meeres.

Es ist wohl schon manchemal betont worden, soll aber auch hier gesagt sein, denn gute Vergleiche sind zu selten, als daß man sich nicht immer wieder ihrer erinnern dürfte: beim sinnenden Anschauen des Meeres werden Empfindungen in uns wach, die das unruhvolle

Treiben des Alltags übertönen; schwindet das Hin- und Herflattern der Gedanken, wie es die Tagesarbeit bedingt; die Gedanken ordnen sich, sie werden rein, sie vertiefen sich, und vor dem geistigen Auge steht ein klares Bild: das Meer gleicht dem menschlichen Leben.

Stets unruhig wie das Meer ist unser Leben: da stürmt und braust es, zerbricht die Schranken, rücksichtslos, unbarmherzig, vernichtungsbringend. Da schlägt ein Mensch durch schrankenlosen Ehrgeiz oder unbezähmbare Launenhaftigkeit oder krankhafte Geldgier oder eiskalten Egoismus tiefe, ja tödliche Wunden. Und die Menschen mit dem guten Herzen und dem edlen Streben — machen sie ihr und ihrer Lieben Leben nicht unruhig durch die Jagd nach dem Glück, nach dem Ruhm, dem Tageserfolg? Wo sind die

Das weite, unübersehbare Meer weht in uns den Eindruck des Unendlichen, Ewigen. Der Sinn wird fromm, das Herz sehnt sich empor zum Herrn der Ewigkeit, und die dringende Bitte der Jünger wird wach: „Herr, hilf uns, wir verderben!“

Mir haben es die Seeleute immer wieder versichert — und ich kann mich nicht eines einzigen entsinnen, der das Gegenteil sagte: in Sturm und Not, von den Wogen hin- und hergeworfen, im Angesicht des Todes gab es nur einen Hoffungsstrahl in der Nacht des Grauens, konnten Herz und Lippen nur immer wieder stammeln: „Herr, hilf uns, wir verderben!“

* * *

Ein Montag war's. Die Natur im frischen Frühlingschmuck, festtäglich übergossen vom Strahlenglanz der Sonne, der Himmel blau, wolkenlos. — Ich hatte mich in N. freigemacht.

Bald nach dem Mittagessen gingen meine Frau und ich durch den alten kühlen Buchenwald zum Meer. Wir benutzten nicht den bequemen Pfad der Ausflügler, der, von ihr nur getrennt durch eine dünne Baumreihe, parallel der Landstraße läuft. Rechts bogen wir ab auf einen wenig betretenen Steig. Abwärts pflügte ein altes Frauchen emsig Waldmeister, indes ihr Mann rauchend an einem Holzstoß lehnte, mit sich und der Welt zufrieden. Das waren die einzigen Menschen, die wir auf unserer Wanderung trafen.

Es muß nicht immer Sonntag sein, um uns mit festtäglicher Stimmung zu erfüllen. Für viele ist der Sonntag der schrecklichste Tag der Woche, weil an ihm die Arbeit ruht, und eher empfinden sie alles andere als festtägliche Stimmung. Der Gedankenaustausch mit einer gesegneten Persönlichkeit, das liebevolle Sich-verkennen in ein köstliches Buch, der Weg durch den grünen Wald zur einsamen Bergeshöh', am brausenden Meer entlang, das Zusammensein mit geliebten Menschen — das alles gießt doch in ein empfindendes Herz sonntägliche Stimmung.

Erst der Gegensatz läßt uns den eigentlichen Wert einer Sache erkennen. Der Berliner Tiergarten, die Waldlandschaft zwischen Berlin und Potsdam, der große Garten Dresdens, das Rosenthal bei Leipzig — so wundervoll und einladend sie sind, sie büßen ihre Reize ein durch die Fülle luftwandelnder Menschen — sonntags und wochentags — und die festtägliche Stimmung bleibt aus. Da lob' ich mir unsern stillen alten Buchenwald; kunstvolle, kiesbestreute Wege, prächtige Blumenbeete, marmorne Denkmäler und schattige Bier- und Kaffeeärten weist er allerdings nicht auf; er ist noch immer wenig gepflegt, kunstvolle Natur; die Menschen, die ihn aufsuchen, verkrümeln sich in ihm, da ist keiner dem andern im Wege, da können sich die Gedanken sammeln, da kann sich die Brust weiten und das Herz sich der Freude öffnen. Da kommt die festtägliche Stimmung, unmerklich und in reicher Fülle.

Wir hatten uns mit niemandem verabredet, brauchten also nicht innerhalb einer bestimmten Zeit am Ziele zu sein.

Durch die Baumkronen strich ein sanfter Wind. Die Luft war erfüllt von dem Duft der frischen Lenzesgaben. Außer uns keine Seele weit und breit! Die rauhe, rastlose Außenwelt lag irgendwo fern von uns. Ja, dann kommen lauter Sonntagsgedanken, und Zeit und Gelegenheit bieten sich zu allerlei herzerquickenden Aussprachen.

Wir waren länger als eine Stunde in reinem Naturgenuß und vollkommen innerer Harmonie gegangen, als wir die weißen Willen des kleinen Seebades, das unser Ziel war, zwischen den Stämmen hindurchschimmern sahen. Da wir weder hungrig, noch durstig waren, um uns nach der Stätte körperlicher Erquickung zu sehnen, strebten wir einem Vorsprung des Damms zu, der sich längs des Meeres hinzog.



Sonntagsjäger.

Menschen, die in dem Zufriedensein mit dem Gegebenen ihres Lebens wahres Glück finden?! Nie genug, immermehr, immermehr! Ach, wer in die Menschenherzen hineinleuchten könnte, um die verborgenen Wünsche zu erkennen! Er würde erschrecken. Eine Gottesgnade ist es, daß neunhundertneun- undneunzig Tausendstel dieser Wünsche nie in Erfüllung gehen, denn sonst — wie viel Ströme von Tränen würden dann noch geweint, wieviel Familien vernichtet, wieviel Freude begraben! Wie würden dann erst Mißgunst, Habgier, Streit, wie würden dann erst die Höllengeister regieren! Seit Jahrhunderten kämpfen die Menschen gegen die Zerstörungswut des Meeres, das sie den „blanken Hans“ nennen. Weiße Besonnenheit hat auch in manchem Menschenleben heilsame Schranken aufgerichtet, um das stürmische Blut zu bändigen und brauchbar zu machen. Das böse, unruhvolle Menschenherz — soll es nützen, bedarf es der Schranken.

Aber unser Leben ist nicht nur infolge eigener Schuld, selbstbereiteten Leides so schwer und unruhig, auch fremde Schuld und nicht verschuldetes Leid senken uns in Trübsal und Zweifel und nehmen uns die kostbare Ruhe. Dann nistet sich im Herzen die Frage fest: „Warum das gerade mir?“ und streut den Samen der Verbitterung aus. Da hilft denn nur das eine, um das innere Gleichgewicht wiederzuerlangen:

Hier sah ich vor Jahren unsern ehemaligen Superintendenten stehen, vom Meere Abschied nehmend, weil ihn der Landesfürst in die oberste Kirchenbehörde berufen hatte.

Eine einfache Bank war aufgestellt, denn von hier aus hatte man einen unvergleichlich schönen Ausblick auf das Meer.

Mit Bedauern merkten wir, daß schon jemand auf der Bank saß.

Dieser jemand mußte unser Nahen gehört haben. Unwillig darüber, in seiner Einsamkeit gestört zu werden, wandte er sich um.

Es war Oberst von Bork.

Er erkannte mich, erhob sich und kam mir freundlich entgegen.

Er freute sich, meine Frau kennen zu lernen und küßte ihr in alter Ritterlichkeit die Hand.

„Ein ganz Unbekannter werde ich Ihnen nicht mehr sein, gnädige Frau,“ sagte er scherzend, „und das zwar nicht nur durch den unverantwortlichen, von keiner Sachkenntnis beunruhigten Philistergeist unserer teuren Stadt D., sondern auch — und das ist mein Trost — durch die sachlichen, mir und meinen Absonderlichkeiten gerecht werdenden Berichte des Herrn Gemahls.“

Wir setzten uns.

Das Meer, tiefgrün, war bewegt und brauste in melodischem Wellenschlag zu uns herauf. In den Lüften über uns schnurrte und furrte es weniger melodisch. Ein Flieger war es von der nicht weitgelegenen Fliegerstation, der unablässig über dem kleinen Seebad kreiste.

Bork wies nach oben.

„Wer uns das in meiner Jugendzeit gesagt hätte! Und dann der Zeppelin! Riesige Fortschritte, meine Herrschaften! Wenn es wieder mal Krieg geben sollte, das da oben wird uns ausgezeichnete Dienste tun.“

„Krieg?“ sagte ich mißbilligend. „Gott bewahre uns vor diesem Unglück! Unter hochentwickeltesten Kulturstaaten sollte es doch nicht mehr zu einem Kriege kommen können. Der Krieg ist etwas Unwürdiges, Barbarisches, Heidnisches, Unmenschliches.“

Langsam schüttelte Bork den Kopf, und hart klang sein Wort:

„Solange die Schlechtigkeit in der Welt regiert, muß es Kriege geben, bis das Gute endgültig siegt. — Wir erleben das nicht mehr. — Was nützen Kultur, Bildung, sittliche Anschauungen, Christentum, solange Habgier, Neid, Haß, Schweinehundgefinnung stärker sind?! — Verzeihen gnädige Frau den unparlamentarischen Ausdruck! Aber ich glaube, keine Sprache der Welt hat eine so treffende, alles in sich fassende Bezeichnung für das, was an Schlechtigkeiten in einem Menschen stecken kann!“

„Als Verteidigung kann man dem Kriege eine sittliche Berechtigung zugestehen!“ so kam ich ihm entgegen.

Bork sah zum Meere hinüber und strich langsam seinen Bart; dann sagte er nachdenklich:

„Sie meinen, nur der Krieg in der Verteidigung ist sittlich berechtigt?! — Ich behaupte, auch der Angriffskrieg ist es. Nur bewußte Bosheit wird es bestritten, daß unsere Kriegserklärung 70/71 sittlich berechtigt war. Ich bin kein Freund des Theoretisierens. Die kalte Praxis wirft zuviel der schönsten Theorien über den Haufen. — Als Soldat bin ich zu praktisch erzogen, da gibt es wenig Raum und Zeit zum Grübeln; für den Soldaten gibt es nur zwei Aufgaben zu erfüllen: Gehorsam und Pflicht bis zum letzten Blutstropfen. Ist der Krieg da, hat der Soldat über keine ethischen Fragen nachzugrübeln, sondern einzig und allein dem Befehl des obersten Kriegsherrn zu folgen und diesem Herrn blindlings zu vertrauen. Das hieße ja gleich zu Anfang den Krieg verlieren, wollte man den Soldaten Gelegenheit geben, über die sittliche Berechtigung des Krieges, über die Fähigkeiten des Kriegsherrn zu debattieren! Gehorchen und blindlings vertrauen, dann ist der Weg zum Sieg nicht verschlossen. Verkennen Sie nicht die hohe ethische Bedeutung der militärischen Disziplin! Als alter Ries-

ther werden Sie dieselbe um so eher würdigen können. Das Riesther Regiment ist keine Spielerei, sondern dient einem der wichtigsten Erziehungsziele: das frühzeitige Lernen des Gehorsams, des Sichunterordnens, des Anerkennens einer Autorität.“

Bork schwieg wie erschöpft. Er nahm den Hut ab und strich mehreremale durch das Haar. Angespannt sah er auf das Meer. Vom Westen näherte sich ein kleiner Personendampfer, der sich tapfer seinen Weg durch die aufgeregten Fluten bahnte.

(Fortf. folgt.)

Am Abend.

Schon will es Abend werden,
Von fern der Kuckuck ruft.
Die gold'nen Abendwolken
Zieh'n träumend durch die Luft.

Von Blüten überhangen
Steht dort der Fliederstrauch
Und atmet süße Düste
Im sanften Abendhauch.

Doch meine Augen schweifen
Weit übers stille Tal
Und freundlich grüßt herüber
Der Sonne letzter Strahl.

Nun atmet alles Frieden,
Und haucht in süßer Ruh'.
Der Tag ist müd, und leise
Schließt er die Augen zu.

R. Eberhard.

Aufgaben und Ziele niederdeutscher Art.

Von D. Welzien.

Ich trabbele gegenwärtig in den Sümpfen vor Riga herum. Man hat hier etwas weniger das, was sonst in Kurland fast regelmäßig gegeben ist: Die Gleichstellung der landschaftlichen Sonderart mit derjenigen Norddeutschlands. Es ist also nicht in dem Maße, wie wohl sonst, die Anregung da, sich sozusagen unmittelbar in die Heimat zurückversetzt zu denken. Es muß wieder mehr etwas anderes hinzukommen zu solchem Endzweck.

Ich kenne nun aus den verschiedenen Zeitaltern und Dienstorten dieses langen Krieges nichts, was so sehr Bindeglied zwischen jeder Lebenslage und jedem gottverlassenen Menschen-Kaff zur Heimat, zum alten, trauten Haus sein könnte, wie niederdeutsche Art und Sprache. Wo sie wirken, wo ihre Laute an unser Ohr dringen, da haben wir so etwas wie ein Stimmen der Instrumente im großen Konzert des Heimatgefühls vor uns. Und ich darf gerade auf dem Grunde der Erfahrungen in diesem unerhörten Kampf annehmen, daß zumal des deutschen Menschen teuerster Besitz Heimatgut ist. Soll dieses gewaltige Ringen überhaupt einen volksverständlichen Sinn haben, dann liegt dieser Sinn in Heimatwerten verborgen. Und soll uns hinwegwiederum die jetzt erprobte Kraft nicht verloren gehen, so tun wir gut, mit besonderer Liebe all das zu umfassen, durchzudenken, was uns fester an die Heimat knüpfen kann.

Das sind so Gedanken vom Tage. Es mag sein, daß sie nicht für jedermann gleich nahe liegen. Immerhin: Hier und anderswo im Bannkreis der Schützengräben versteht man sie. Und da wir schließlich allenfalls nicht zu unserem Vergnügen, sondern im Dienste des Vaterlandes hier sind, wird man an erster Stelle daheim schon einmal zum mindesten anhören können, was an Gedanken oben bezeichneter Art draußen aufkam.

Wir Mecklenburger leben in einem nieder- oder plattdeutschen Kernland. Außer Holstein und vielleicht noch Hannover-Oldenburg ist kein deutscher Landstrich so vorbestimmt zum Plattdeutschsein, wie eben das Obotritengebiet. Das wissen wir ja wohl alle. Wer nichts davon ahnt, nehme Reuter zur Hand, denke daran, daß dieser heimische Dichter, wie wenige sonst, die Kraft in sich trug, Typenbildner zu sein, frage sich, ob seine Menschen niederdeutsch im eigentlichen Sinne sind oder nicht. Die Antwort wird genügen.

Wenn wir so ausgesprochen Niederdeutsche sind, dann könnte, wie mir scheint, in der Zukunft doch wohl noch recht viel mehr als vordem die bewußte Pflege unseres

hervorragendsten Eigenzuges, recht eigentlich unserer Eigenart, eine Stätte bei uns finden.

Wie stand es denn seither um solcherlei Arbeit? Es sind zu nennen die plattdeutschen Vereine. Ueber die Bedeutung ihrer Arbeit sind verschiedene Ansichten im Umgang. Daraus kann hier nicht weiter eingegangen werden. Genug, daß die tüchtige Arbeit einzelner Vereine hervorgerufen wird. Ingleichen ist das Wohlwollen der maßgebenden Kreise im Heimatland für die Sache gern anzuerkennen. Endlich brauchen Namen, wie Wossidlo, nur genannt zu werden, um ihre Bedeutung kurz zu kennzeichnen. Alles in allem ein bemerkenswerter, im einzelnen sehr erfreulicher Anfang.

Allerdings nur das. Im ganzen genommen, ist die Sachlage derart, daß ohne energische Verstärkung der bewußten, planmäßigen Pflege in erster Linie der plattdeutschen Sprache, die Sache zweifellos in steigendem Maße sehr eingreifender Schädigung ausgesetzt sein wird. — Was kann getan werden, um zu stärken, was solange unser sicherer Besitz war?

Ich will hier einzig versuchen, ein paar Grundlinien zu ziehen. Erreichen läßt sich ja überall nur dann etwas, wenn Köpfe, die etwas bedeuten, selbständig die gegebene Note erfassen, für sich durchdenken und auf dem Grunde der dabei gewonnenen Ueberzeugung handeln. Gelingt es, dergleichen anzuregen, dann ist viel gewonnen. Das aber kann, wie mir scheint, auch mit wenig Worten geschehen; was ist, sieht in unserem Falle ohnehin jeder, der sehen will.

So weise ich denn zunächst einmal hin auf die große Arbeit, die auf niederdeutschem Gebiete die Schule leisten könnte, aber — ich muß sagen: leider! — nicht leistet.

Sehen wir uns die Volksschule an. Was gibt sie dem Plattdeutschen? Ein halb Duzend Stücke im Lesebuch! Lernt der Schüler sie lesen? Lernt er Geschichte und Struktur seiner Muttersprache verstehen?

Ich habe gerade während des Krieges viel mit Plattdeutschen aller niederdeutschen Gauen zu tun gehabt. Es war mir lieb. Lesen aber konnte und mochte von solchen Kameraden nur ein ganz außerordentlich geringer Bruchteil Gebilde eigener Sprache. Und so gut wie keiner ahnte etwas von Vergangenheit und geistigen Werten eigenster Art. Von anderem gar nicht zu reden.

Wie sollte es auch anders sein! Wenn Schule und Lehrer helfen sollen — und sie müssen es, wenn man vorwärts will — dann ist es unumgänglich, auf den Seminaren mit Entschiedenheit und Wärme die werdenden Lehrer mit gegebenen Werten vertraut zu machen, vor allem erst einmal sie systematisch anzuleiten zur Pflege der am nächsten liegenden Eigenart, eben doch auch — wenigstens heute noch — ihrer Muddersprach. Anders gehts nicht. Denn gewiß haben viele Glieder gerade unserer Lehrerschaft wertvolle Arbeit für das Niederdeutsche geleistet. Fast alle unsere plattdeutschen Dichter, so Brindman, Brandt (Stilfried), Reuter, Schröder, waren Lehrer. Aber wir müssen eben versuchen, diese Erscheinungen zur Regel zu machen, denen, die Liebe zur Sache haben, und auch anderen, nahe zu legen, was auf dem Spiele steht. „Wir müssen uns alle mit dem Gedanken beschäftigen: Wie kommen wir zum besten unseres Volkstums auf der ganzen Linie weiter? Dann geht es! Dann hört auch die Teilnahmslosigkeit auf, die das Gymnasium zur Sache stellt. Endlich: dann gibt es die Tatsache nicht mehr, daß eine so durchaus niederdeutsche Hochschule, wie die unseres Landes, dem Vorgehen z. B. Hamburgs (Vorchling), Hannovers (Stammier) nichts an die Seite stellt. Dann wird die Lebensart Wossidlos, die Arbeit nun auch für ein Wörterbuch unserer Heimat Sprache noch etwas besser vorangehen, wie es seither geschah. Und man wird, denke ich, dazu kommen, die Kunst im Heimatland mit anderen Augen anzusehen!

Was wissen wir heute über einen sehr engen Kreis von Fachgelehrten hinaus z. B. von Vergangenheit und Gegenwart unserer bildenden Kunst? Welcher sozusagen Gebildete weiß, daß es einen K. D. Friedrich gab, der Mecklenburger war? Welcher andere: Daß wir z. B. in Professor Franz Bunte einen der feinsten Beherrscher der Landschaftskunst besitzen? Wer weiß etwas davon, wie verbittert Ludwig Brunow in den letzten Jahren seines Lebens über so manche Verständnislosigkeit war?

Das sind nur einige Fragen. Ich könnte mehr von der Art geben. Aber wozu? Das allein bringt uns auch nicht weiter. Es soll auch überall nur ein Stein des Anstoßes sein für die Vertiefung der Erkenntnis, daß die Heimat Pflege zunächst vor allem des Heimatlichen braucht. Daß wir aufzeigen müssen, wo unsere Stärke liegt. Daß wir es tun müssen uns zur Freude, anderen zur Bereicherung. Ererbtes erwerben, um es zu besitzen: Darin liegt eine der großen Lehren dieser schweren, ach, so schweren Zeit. Wer es jetzt nicht lernt, lernt es nie.

Dichtung und Bühnenkunst — auch sie müssen und werden Teil haben an rechter Selbstbestimmung. Die Wege,

die Beher und Wossidlo gebahnt haben, die Wege zum lebenswarmen Volksschauspiel niederdeutscher Art, ich meine, sie müßten gangbar sein, wenn wir nur wollten. Immer wieder, es ist nicht um einzelner willen, daß wir vorwärts wollen und müssen in angestammtem, niederdeutschem Geist, es ist um unseres Volkes willen. Wir wollen den Geist nicht fahren lassen, der unser Eigenstes einhüllt. Die neue Zeit bringt ihm sehr viel mehr Gefahren, wie die alte. Das ist keine junge Weisheit, das ist ein Ansporn, wach zu sein, Hand in Hand zu arbeiten an einem Werte der Liebe und der Freude, am guten, alten mecklenburgischen Volkstum.

Dorfskinderlein.

Dorfskinderlein Ihr, —
Wenn ich in's Aug' Euch seh',
Daraus die ewige Seele leuchtet, —
Märchenfroh und selbst ein Märchen,
Wie zieht's dann die eigne
Still verträumte, einsame Seele
Zu Euch mit mächtigem Zug! —
Ach, wenn ich im Kreis so der Kinder weile,
Der Kleinsten gerad', —
So froh vertrauend ihr Herz, —
So harmlos glücklich, —
Dann ist's mir, als wär' ich noch einmal
Auch wieder ein glückliches Kind! —
Einst neht ich ihr Haupt mit dem Wasser der Taufe, —
Einst werd' ich — ich hoff's — den Segen Gottes
Ihnen bringen am Morgen des Palmsonntag.
Wollt' Gott, daß zu immer reicherm Leben
Dornröschen in ihrer Seele erwache, —
Das Königskind, das Gotteskind.
W. Schulz-Beidenorf.

Blotrode Rosen.

Blotrode Rosen, Zi lüchten un glöhn,
Blotrode Rosen, wat blöht Zi so schön?!

Blotrode Rosen — in all Zuch Pracht
Heft Zi för mi ol ees blöht un lacht.

Blotrode Rosen, nu schint mi keen Sänn!
Weet Zi, worüm gor so trurig ik bün?
Blotrode Rosen — 't Hart brekt mi schier,
Den'n ik so leef hadd, de is nich mihr.

Blotrode Rosen, he wir mit in'n Krieg,
Drömt un süng bet tolest noch von Sieg.
Blotrode Rosen — dat wille Meer
Rehm em un gev em nich wedder her.

Blotrode Rosen, ik plükt Zuch woll af,
Künn ik mit Zuch em noch schmücken sin Grass.
So aewer — seggt — wat sall mi Zuch blöhn?
Blotrode Rosen — ik mag't nich seh'n.

E. Wildt.



Vord. Bei der infolge der Papiernot bedingten monatlichen Erscheinungsweise unseres Blattes konnte ich nicht regelmäßig die Fortsetzungen meiner Erzählung „Oberst von Vord“ veröffentlichen. Ich hatte noch soviel Material zur Verfügung, das auf baldigen Abdruck drängte, daß ich Manuskripte, die Fortsetzungen verlangen, bis auf günstigere Zeiten zurückstellen mußte. Die Vord erzählung ist eine Erziehungsgeschichte. Die Erziehungsfrage ist mehr als je zu einer brennenden geworden. Die Bewegung für die Einheitschule ohne konfessionelle Schranken ist ständig im Wachsen begriffen. Es wäre dazu nicht gekommen, wenn die Kriegezeit tatsächlich die christliche Weltanschauung gefördert und vertieft hätte. Gleich nach dem Kriege werde ich ein größeres Werk über die Schulfrage aus der Feder des Professors D. Haschagen veröffentlichen, das sehr gut die Gefahren der erstrebten Einheitschule beleuchtet. Die Erzählung des Oberst von Vord befaßt sich mit einer speziellen Erziehungsfrage. Darüber ein anderes Mal mehr.

E. P.

An Amerika.

Ra, ümmerto, wenn Du denn meenst
Du künnst dor noch bi fehlen,
Un müßt' nu noch to godelegt
En beten Krieg mitspelen.
Dat sall uns wider kümern nich
Un makt uns keen Gedanken.
Wi hebben dat so lang al wüßt,
Wohen dat güng, din Zanten.

Umfsüs heft du nich all de Johr
John Bullen starft den Rücken;
Denn ahn din Hülp, dat is uns ffor,
Wir he al lang in Stücken.
So aewer hett dat Västernul
Noch stedig Nahrung fregen;
Doch glöw man nich, dat di dat bringt
Ot en lütt beten Segen.

Good business — dat is din Wurt
Un is alleen de Röder.
Wat weet din „Mister Wilson“ denn
Bon anner heilig Göder.
In'n Vann', wur blot de Dollar hett
De Herrschaft an sit retten,
Dor is, woför das Hart süs slögt
Al ganz un gor vergeten.

Dor reden s' blot 'ne grote Sprak
Bon Minschlichkeit un Rechten,
Bon Freiheit un von all so wat,
Dat s' keenen laten knechten.
Un sünd in Wöhrheit wider nix
Als lütte Krämerseelen,
De sif dörch disse hoge Tön.
Wull'n beten Ansehn stehlen.

Ne, dat is nix, Amerika,
Mit di, dat heft verraten.
Man god, dat wi uns ümmerher
Blot up uns sülvst verlaten.
Wi müchten tuschen nich mit di,
Din Gold künn di verbarben,
Dor is't bi uns en annern Snad,
Woför uns Helden starben.

De geben hen ehr kostbor Blot
Doch för ganz anner Dingen,
Un haben uns leem Herrgott schenkt
Uns of en god Gelingen.
„För'n Kaiser un för't Vaterland“
So hörst du hier dat ropen.
För Hus un Hird, un Fru un Kind
Dor striden s' alltohopen.

För allens wat uns leet un wirt
Un sit Kröllerns Tiden.
De Brit kann för sin'n Dot so nich
Dat dütsche Wesen liden.
He mücht 't an'n leewsten ganz un gor
Mit Gut un Hor verspielen,
Wilt em nich glückt, dor fast du nu
Uns noch de Fähen wisen.

Doch mank uns liggt de grote Dif,
Dor kümmt so licht nich roewer,
Un unner't Water sünd wi bi
Doch säler woll al aewer.
Blot dat du di so kriegem leetst,
Dat ded uns bannig kränken.
Ra, lat dat man, Amerika,
Wi warden an di denken.

G. Wildt.



Ich war ein Krämer schlimmster Sorte;
Doch nimmst den Anfang du dem Worte,
So nenn' ich einen grimmen Helden,
Von dem uns alte Sagen melden.

Fr. Winkel.

Die A e fährt den Wagen,
Drin ruht E a, das Kind.
Nun, Leser, kannst du sagen,
Wer diese beiden sind?

Fr. Winkel.

Kunst und Wissenschaft blühte in mir, wie nirgends in
Deutschland.

Streiche ein Zeichen mir fort, setze ein anderes ein,
Sieh, dann nennet das Wort dir eine freundliche See-
stadt,

Sicher ist dir sie bekannt, such' sie am baltischen Meer.
Fr. Winkel.

Die 2. Auflage von Professor Hachagen's aus-
gezeichneter Schrift:

Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau.

Preis 1,— Mk.

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu be-
ziehen.

**Was hat Luther
in dieser Kriegs- und Notzeit dem
evangelisch-lutherischen Pfarrer
in Deutschland zu sagen?**

Von

Univ.-Professor D. Fr. Hachagen.

Preis für 1 Exemplar 2.— Mark.

Jeder Kirchlichgesinnte müßte diese Schrift lesen.

Von den bekannten illustrierten

Künstlermonographien

hat mein Antiquariat die bekanntesten Meister (Begas,
van Dyck, Dürer, Richter, Rubens, Schinkel, Schwind usw.)
für 1.35 Mk. pro Band abzugeben.

Von Anfang Juli 1917 ab befinden
sich meine sämtlichen Büros in

Rostock, Langestraße Nr. 87.

Die Fernrufnummer 1775 bleibt
die gleiche.

G. W. Büschel.



Die „Mecklenburgische Heimat“ ist Vereinsblatt des Vereins zur Erhaltung und Förderung Mecklenburger Art und Sitte und unterstützt die Bestrebungen des „Heimatbundes Mecklenburg“ und des Meckl. Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Die „Heimat“ erscheint vierzehntägig. Durch die Post bezogen vierteljährlich 50 Pfg. ausschließlich Bestellgeld; bei direkter Bestellung beim Verlag von 3 Stück an freie Zusendung. Auf je 10 Stück 1 Freigekopier.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 9.

Juli-Nummer.

1917.

Königin Sophie Luise von Preußen, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin.

Von Fr. Winkel.

„Perlen bedeuten Tränen.“ sagte einmal die Königin Luise zur Zeit ihrer größten Not. Ein wahres Wort. Tränen fließen auch im Palast, und auch eine Krone schützt nicht vor Leid und Unglück. Ja, oft wohnt das Unglück besonders gern in Fürstenschlössern, und es ist dort um so schwerer zu tragen, als es ja den Augen der neugierigen Menge sich nicht offenbaren darf. „Die schlimmsten Schmerzen sind auf Erden, die ausgemeint und ausgeschwiegen werden.“ Die Wahrheit dieses Dichterwortes hat schon so manches gekrönte Haupt erfahren, wenn auch die Welt nichts davon sah, wie das Herz zuckte in bitterem Weh.

Eine Kreuzträgerin auf dem Thron war auch die mecklenburgische Fürstentochter, deren Gedächtnis die nachfolgenden Zeilen gewidmet sein sollen: die Königin Sophie Luise von Preußen, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, deren trauriges Schicksal heute kaum bekannt ist.

Prinzess Luise wurde am 6. Mai 1685 als Tochter des zu Grabow residierenden apanagierten Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Schwerin und seiner Gemahlin Christine Wilhelmine von Hessen-Homburg geboren. Sie war noch nicht drei Jahre alt, als ihr der Vater durch den Tod entzissen wurde. Das Leben in der kleinen Residenz brachte nicht viel Abwechslung, und die Prinzessin, die unter mütterlicher Obhut eine gute Erziehung erhielt, wuchs in einfachen Verhältnissen auf. Ihre äußere Erscheinung war nicht unsympathisch. In ihrem lesenswerten Buche: „Unter der wendischen Krone“ (Berlin, F. Fontane) schildert Helene von Krause die Prinzessin nach einem lebensgroßen Bilde im Residenzschloß zu Schwerin folgender-

maßen: „Sie hatte ein feines, vornehmes Gesicht mit angenehmem Ausdruck, zarte Farben, blaue Augen und blondes Haar. Die Nase ist fein und länglich, der Mund sehr klein, die Gestalt schlank und mittelgroß. Ein hellblaues Kleid mit weißen Einsätzen trägt sie, noch nicht den häßlichen Rokoko-Keisrock, vielmehr eine hübsche, malerische Tracht.“

So war die äußere Erscheinung der Prinzessin, als der König Friedrich I. von Preußen um ihre Hand anhielt.

Der damals 51 jährige König war schon zweimal Witwer geworden. Seine erste Gemahlin, eine Prinzessin von Hessen, starb schon nach kurzer Ehe. 1684 vermählte er sich mit der geistvollen Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover, die, eine Freundin des berühmten Philosophen Leibniz, auf Kunst und Wissenschaft und auf die Entwicklung des geistigen Lebens in Berlin einen bedeutenden Einfluß ausübte. Im Jahre 1705 wurde ihm auch diese seine zweite Gemahlin durch den Tod entzissen. Die Ehe war nicht glücklich gewesen. Die Charaktere waren zu verschieden. Kurz vor ihrem Tode äußerte die Königin zu einer ihrer Hofdamen: „Beklagen Sie mich nicht, denn ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem König, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit gibt, seine Pracht darzutun.“ Wie recht die Sterbende hatte, zeigte die pompöse Beisetzung der Königin, bei welcher Feier eine verschwenderische Pracht entfaltet wurde. So kostete



Rudolf Sohm, ein großer Sohn Mecklenburgs.

der Katastroph im Dom allein schon die Kleinigkeit von 80 000 Taler.

Nach drei Jahren schritt der König zum dritten Ehebunde. Daß nicht leidenschaftliche Liebe diesen Bund zuwege brachte, liegt auf der Hand. Vielleicht waren es politische Beweggründe, die den König diese Wahl hatten treffen lassen; vielleicht hoffte er dadurch die Erbansprüche Preußens auf Mecklenburg noch fester zu gestalten.*)

Als die Unterhandlungen abgeschlossen waren, reiste Graf Wittgenstein nach Schwerin, wo ihm als dem Vertreter des Königs, die Prinzessin angetraut wurde. Am 27. November 1708 hielt diese ihren Einzug in Berlin, wo sie mit großem Prunk empfangen wurde. Am Königstor war in goldenen Buchstaben eine lateinische Inschrift angebracht, die in deutscher Uebersetzung lautete: „Sophien Louisen, der mecklenburgischen Venus, als sie mit triumphierender Pracht zum königlichen Beilager den Einzug hielt, darum daß sie durch eine höchst glückliche Verbindung mit dem großmächtigsten König Friedrich von Preußen das Altertum des königlich vandalischen Geblütes zu seiner Majestät erhoben und die ewige Stadt Berlin durch ihre Ankunft mit unendlicher Freude angefüllt hat.“

Am Tage darauf fand im Dom die feierliche Einsegnung des fürstlichen Paares statt. Natürlich ließ der König sich auch diese günstige Gelegenheit nicht entgehen, Prunk und Pracht zu entfalten. Die Gewänder des Königs sowohl als der Königin, erzählt Ad. Streckfuß in seinem Werke: „Berlin seit 500 Jahren“, „strotzten von Diamanten, Gold und Perlen. Dem König folgte die Königin mit der Krone auf dem Haupt, geführt vom Kronprinzen und dem Markgrafen Philipp. Vier gleichgekleidete Prinzessinnen trugen den Mantel und sechs Gräfinnen, welche alle in Silberstoff gleichgekleidet waren, die Schleppe. Lustbarkeiten aller Art, Wirtschaften, Tierhegen, Feuerwerke schlossen sich in gewohnter Weise den Hochzeitsfeierlichkeiten an“. Wochenlang jagte ein Fest das andere, und bei einer Tierhege zu Ehren der jungen Königin erlegte diese mit eigener Hand einen Auerhahn.

Zur Erinnerung an die Vermählungsfeierlichkeiten ließ der König eine silberne Denkmünze ausstellen, die auf der einen Seite den Arm mit dem Ring**) aus dem mecklenburgischen und auf der andern Seite einen geharnischten Arm mit der Krone aus dem preussischen Wappen zeigte. Auf der Seite mit dem Ring standen die Worte: „Ich gebe Herz und Sinn Dir, König Friedrich, hin“; und auf der andern Seite las man: „So geb' ich Dir die Kron, Du Herzenskönigin“.

Der König schien in der ersten Zeit sehr glücklich über das Zusammenleben mit seiner Herzenskönigin; aber nur zu bald sollte es sich zeigen, daß auch diese Ehe keine glückliche sein würde. Auch hier paßten die Ehegatten nicht zueinander, und es fehlten auch hier nicht die trennenden Gegensätze: der König prunkliebend bis zur Verschwendung, die Königin einfach und sparsam; der König gewöhnt an rauschende Festlichkeiten, die Königin aufgewachsen an einem kleinen Hofe in fast ländlicher Einsamkeit; der König reformiert, die Königin lutherisch.

Und gerade dieser Unterschied im religiösen Bekenntnisse sollte die erste Ursache zu einer Entfremdung werden. Die Königin stand ganz unter dem Einfluß ihres Seelsorgers, des durch sein lange in Gebrauch gewesenes Gesangbuch bekannten Predigers Vorst, und dieser Einfluß brachte sie, die streng lutherische Fürstin, noch mehr in Gegensatz zu ihrem reformierten Gatten, und oft genug riefen diese religiösen Meinungsverschiedenheiten einen Wortwechsel oder gar einen heftigen Streit hervor.

*) Diese Ansicht vertritt Paul v. Szezepanski in seinem Aufsatz: „Eine vergessene preussische Königin“ (Frankfurter Zeitung v. 20. Juli 1913), der zum Teil bei obiger Darstellung benutzt worden ist.

**) Wappen der Herrschaft Stargard, die einst (1304) Beatrix von Brandenburg, Tochter des Markgrafen Albrecht, ihrem Gemahl, dem Herzog Heinrich II., dem Löwen, von Mecklenburg, als Mitgift zubrachte.

„Einst ging bei einem solchen religiösen Disput die Königin so weit, daß sie erklärte, kein Reformierter dürfe hoffen, selig zu werden. Unergerlich wandte ihr der König ein, sie könne ja dann nach seinem Tode nicht sagen: „der selige König“. Einige Augenblicke war Sophie Luise betroffen, dann aber erwiderte sie: „Ich werde sagen: der liebe, verstorbene König“. (Streckfuß a. a. O.)

Der König geriet über diese Worte seiner Gemahlin außer sich. Der Pastor Vorst durfte nicht mehr zur Königin kommen, und ein Fräulein von Gräbenitz, die vertraute Hofdame der Königin, die diese aus der mecklenburgischen Heimat an ihren Hof gerufen hatte und die ihre religiösen Ansichten teilte, wurde aus Berlin verwiesen.

Die strenge Religiosität der Königin erregte aber nicht nur das Mißfallen des Königs, sondern mehr noch der leichtlebigen Hofgesellschaft und der Günstlinge, die sich natürlich darüber freuten, daß das Verhältnis zwischen den Ehegatten immer gespannter wurde; und bald führte ein eigenartiger Vorfall den vollständigen Bruch herbei.

Allgemein im Lande war die Klage über das dreifache Weh Preußens, über die Grafen Wartenberg, Wartensleben und Wittgenstein, die den König ganz in ihrer Gewalt hatten. Vielleicht fürchteten diese eine Gefahr für ihre eigene Stellung am Hofe von dem Einfluß der ernstgestimmten Königin, und sie suchten diesen deshalb um jeden Preis zu untergraben. Die Königin wagte zunächst nicht, gegen die mächtige Günstlingsclique vorzugehen, und sie lud sogar die mächtigste dieser Clique, die Gräfin Wartenberg, die alles über den König vermochte, wiederholt zu sich ein. Als diese wieder einmal, während der König verreist war, bei der Königin und ihrem Hofstaat weilte, trat plötzlich ein unbekannter Diener mit einem Kaffeebrett, auf dem eine Kanne Kaffee und einige Tassen standen, ins Zimmer. Auf die verwunderten Blicke der Königin antwortete die Gräfin lächelnd, ihr Kammerdiener wolle ihr Kaffee bringen. Entrüstet über ein so unverschämtes Benehmen befahl die Königin der Gräfin, sich augenblicklich zu entfernen und sich nicht wieder blicken zu lassen. Und als diese gar noch lachend meinte: „Das will ich doch einmal sehen!“ rief die Königin in hellem Zorn nach ihrer Dienerschaft und befahl dieser die Unverschämte aus dem Fenster zu werfen. Die Gräfin zog nun doch vor, sich schleunigst zu entfernen und kam so noch mit dem Schreck davon.

Als der König von seiner Reise zurückkehrte, beschwerte sich die Königin bei ihm über das Betragen der Wartenberg, und diese mußte Abbitte tun. Das war aber auch alles.

So hatte die Königin ihre eigene Vertraute, Fräulein von Gräbenitz, entlassen müssen; dagegen mußte sie die ihr feindlich gesinnten Elemente auch weiter in ihrer Nähe dulden. Und diese setzten ihre Wahlarbeit in der Stille fort, ja, sie scheuten sich nicht, die Königin zu verleumden und ihren Ruf anzutasten.

Da kam ein Gefühl der Vereinsamung und der Verlassenheit über die fürstliche Frau, und dies Gefühl im Verein mit ihrer religiösen Schwärmerei hatte eine große Schwermut zur Folge, die sich bald zum religiösen Wahnsinn steigerte. Ja, endlich glaubte sich die Unglückliche von ihrer Umgebung verfolgt und sah überall Feinde, die ihr nach dem Leben standen.

Der König lebte vollständig getrennt von seiner Gattin. Dazu wurde auch er von Krankheit ergriffen. „Eines Tages — so erzählt Ad. Streckfuß in seinem oben angeführten Werke — ruhte der König schlummernd in seinem Armstuhl; da wurde er durch eine grauenhafte Erscheinung aus dem Schlafe geweckt. Vor ihm stand eine hohe weiße Gestalt mit wild herabhängenden Haaren, welche ihre nackten, mit Blut bedeckten Arme und Hände gen Himmel hob, ihn mit großen Augen, aus denen der Wahnsinn glühte, anstarrte und welche sich dann plötzlich mit Zetergeschrei über ihn hinwarf. Es war die Königin, welche der Aufsicht ihrer Hofdamen entronnen war. Eine Galerie führte aus den Zimmern der Königin zu denen Friedrichs. Durch diese eilte die Wahnsinnige; eine Glastür, welche sie vom Schlafgemach ihres Gatten trennte,

zerschlug sie und verletzte sich dadurch schwer an Armen und Händen. So war sie zum König gedrungen, hatte sich über ihn geworfen und überhäufte ihn, heftig schreiend, mit Vorwürfen über sein lasterhaftes Leben. Die Bedienten, welche sich in den Nebenzimmern aufhielten, wurden durch das Geschrei herbeigerufen; sie rissen den König aus den Händen seiner Gattin und brachten diese wieder in ihr Zimmer zurück.

Der Zustand des Königs verschlimmerte sich nach diesem Vorfall zusehends; meinte er doch in der ersten Aufregung: „Ich habe die weiße Frau gesehen, ich werde nicht wieder besser werden.“ Er wurde ins Bett gebracht und verließ es nicht wieder. Die Königin aber wurde mit ihrem ganzen Hofstaat zu ihrer Mutter nach Grabow geschickt, um dort in der Stille — wie es hieß — wieder zu gefunden.

Der König starb sechs Wochen nach jenem aufregenden Vorfall, am 25. Februar 1713. Vor seinem Tode soll er noch, wie Helene von Krause erzählt, zu seinem Obermarschall von Briesen gesagt haben: „Grüßet die Königin und gebt ihr diesen Ring; wenn die Königin mich und ich sie recht gekannt, würden wir einander nicht so viel Verdruß gemacht haben.“ Aus diesen Worten geht wohl zur Genüge hervor, daß der König sich selbst nicht freisprach von Schuld an der Entfremdung zwischen ihm und seiner Gattin.

So weiste die Königin wieder in ihrer Heimat, aber ihr Leben gestaltete sich hier höchst traurig. Der alte Hans Heinrich Klüver berichtet in seiner „Beschreibung des Herzogtums Mecklenburg“ über die Königin: „Der hochselige König von Preußen, ihr Gemahl, soll derselben jährlich 100 000 Rthlr. zum Witthum nach seinem Absterben im Testament verordnet haben; es soll aber diese Königin nachher nichts erhalten haben.“

König Friedrich Wilhelm I., der im Gegensatz zu seinem prunkliebenden und verschwenderischen Vater äußerste Einfachheit und Sparsamkeit liebte, kümmerte sich nicht weiter um das Wohlergehen seiner Stiegmutter. Er verhandelte allerdings mit dem Bruder der Königin, dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin, „über Ihrer Majestät künftigen Séjour und Lebenswart“; aber diese Verhandlungen blieben — Verhandlungen und führten zu keinem Ziel. Er rief sogar den Hofstaat der Königin zurück, und nur ein treuer Kammerdiener und zwei Kammerfrauen blieben aus freien Stücken bei ihrer Herrin, die durch das Verhalten ihres Stiefsohnes, der ihr sogar ihren Schmuck und ihre Garderobe vorenthielt, in eine so üble Lage geriet, „daß sie sich nicht einmal Trauerkleider für ihren verstorbenen Gemahl anfertigen lassen konnte.“

So sah sich die unglückliche Königin ganz auf die Gnade ihrer Mutter und des Herzogs Karl Leopold angewiesen, und als ihre Mutter gestorben war und Karl Leopold die Regierung an seinen Bruder Christian Ludwig hatte abtreten müssen, war dieser ihre einzige Zuflucht in der Not.

Da traf sie noch ein schwerer Schlag. Am 3. Juni 1725 brannte das Grabower Schloß nieder, und nur mit eigener Lebensgefahr rettete der treue Kammerdiener seine Herrin aus den Flammen. Die Königin nahm jetzt ihren Wohnsitz im Schweriner Schloß; aber die Notlage der unglücklichen Frau wurde dadurch nicht gebessert. „Weder sie noch ihre Leute hatten standesgemäße, anständige Kleidung; letztere bekamen seit Jahren kein Gehalt, und es fehlte ihnen sogar an genügendem Essen.“ (Helene von Krause.)

Eigentlich war es, daß während ihrer letzten Lebensjahre immer häufiger Stunden völliger Geistesklarheit bei der Königin sich zeigten; und zu solchen Zeiten war sie auch dem geistlichen Zuspruch des Hofpredigers Menkel empfänglich, der für den Zustand der fürstlichen Kranken ein besseres Verständnis hatte als ihr Hofchef, der sie wie eine Gefangene behandelte und ihr nicht einmal einen Spaziergang im Schloßparke gestattete.

So war es für sie denn eine Erlösung, als am 29. Juli 1735 ein sanfter Tod sie hinüberführte aus dieser Zeitlichkeit in das Land des ewigen Friedens. Doch auch nach dem Tode sollte der Leib der armen Dulderin noch nicht zur Ruhe kommen, da ihre beiden

Brüder, Karl Leopold und Christian Ludwig, sich nicht darüber einigen konnten, wer dazu berechtigt sei, den Befehl zur Beisetzung zu geben. Endlich nach sechs Monaten fand die Ruhelose ihre Ruhestätte in der Nikolaiskirche zu Schwerin.

Noch heute lebt im Gedächtnis des gesamten deutschen Volkes eine andere deutsche Fürstentochter, die Königin Luise von Preußen, die Tochter des Herzogs (späteren Großherzogs) Karl von Mecklenburg-Streliß; noch heute ist unvergessen, „wie sie das Unglück mit der Grazie Tritten auf jungen Schultern herrlich hat getragen“, wie schon Heinrich von Kleist von ihr rühmend sang. Aber längst vergessen ist der Name der mecklenburgischen Prinzessin, die ein Jahrhundert vorher Preußens Königin war. Fürwahr, ein herbes Geschick, das diese Fürstin traf: von den Zeitgenossen nicht verstanden, verleumdet und geschmäht und ins Unglück gestoßen und von den Nachlebenden gleichgültig vergessen! Und doch verdient allein schon wegen dieses unverschuldeten schweren Geschicks, daß wenigstens in ihrem mecklenburgischen Heimatlande nicht vergessen werde die dritte Gemahlin des ersten Königs von Preußen, die unglückliche Prinzessin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin.

Mein Heiland Du.

Du hast für mich am Kreuzestamm
Leid, Pein und Tod erlitten.
Du hast für mich als Opferlamm
Das höchste Heil erstritten.
Nimmst von mir meine Sündenlast,
Gibst meiner Seele und Ruh und Rast.
Und süßen Trost und Frieden.

Du reichtest mir das Lebensbrot
Und tränktest es mit Gnade.
Du führtest mich aus aller Not
Hin zu dem Lebenspfade.
Ich spüre Deiner Liebe Macht,
Sie hat mich wunderbar bedacht,
Und will nie von mir lassen.

An Deiner starken Hand kann ich
Getrost das Schwerste wagen;
Sie ist mein Halt und stärkt mich
In Leid- und Kummertagen.
Der Erdenweg ist hart und schwer,
Doch fürchte ich ihn nicht so sehr,
Wenn Du mir gehst zur Seite.

Spielt mir auch böse mit die Welt
Brauch ich nicht zu erschrecken.
Du bist mein Schützer und mein Held,
Mein Helfer und mein Stecken.
Dein Blut, das ist der Lebenssaft,
Du gibst mir ständig neue Kraft
Zum Kampf' und Ueberwinden.

Du bist der wahre Freudenhort
Und Ewigkeitsbegründer.
Du hast allein das rechte Wort
Für alle Erdenkinder.
Du bist die Güte und Geduld,
Mein Heiland Du — aus Deiner Guld
Da kann mich nichts vertreiben.

G. W.

Allerlei über die Freiheit.

Freiheit, ja, was ist denn nun Freiheit? Da ist in der Welt jetzt während des Krieges so viel von Freiheit die Rede. Die Russen haben im Namen der Freiheit ihren Jaren abgesetzt und eingesperrt. Mr. Wilson, dessen heuchlerischer Mund seit Anbeginn des Krieges von Honigseim übergeflossen ist, verkündet, er ziehe im Namen von Freiheit und Gerechtigkeit in den Krieg und wolle das deutsche Volk von der Tyrannei der Hohenzollern befreien, und unsere anderen Feinde verkünden nicht minder, bei ihnen sei die wahre Freiheit, die sie dem vom preussischen Militarismus und Junkertum geknebelten Deutschland bringen wollten.

Nun ich denke, Gott bewahre uns vor der Freiheit,

mit der unsere Feinde uns beglücken wollen. Wenn's in unserem eigenen deutschen Hause etwas zu bessern gibt, tun wir es schon selber und für die englisch-amerikanische, französisch-russische Freiheit bedanken wir uns schönstens. Freiheit ist ein gar schillerndes Wort, der eine meint's so und der andere so, und was der eine Freiheit nennt, nennt der andere vielleicht ärgste Knechtschaft. Im Namen der Freiheit ist die schlimmste Tyrannei ausgeübt und sind Ströme von Blut geflossen, und das Feldgeschrei der französischen Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ hat die entsetzliche Schreckensherrschaft heraufbeschworen, die die Weltgeschichte kennt. In der Tat hat unser Bismarck Recht, wenn er es einmal ausspricht: „Es gibt kein Wort heutzutage, mit dem mehr Mißbrauch getrieben wird, als mit dem Worte „frei“. — Meiner Erfahrung nach, versteht jeder unter Freiheit nur die Freiheit für sich, und nicht die für andere, sowie die Verpflichtung der andern, sich jeder Beschränkung der Freiheit des Empfindenden absolut zu enthalten.“ — Und ebenso heißt bei Goethe:

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst Du viele befreien, so mag es vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst Du es wissen? Versuch's! —

Nun, Freiheit in diesem Sinne, im Sinne schrankenloser, ungebändigter Willkür ist so recht ein englisch-amerikanisches Gewächs, obwohl's gewiß auch bei uns Deutschen nicht an Aposteln einer derartigen Freiheit fehlt. Man braucht nur an die Kriegswucherer zu denken! Solch eine Freiheit nenne ich „Elfbogenfreiheit“. Wer die stärksten Elfbogen hat und sie am rücksichtslosesten gebraucht, der ist frei. Diese Freiheit ist was für die Starken, die Mächtigen, die Reichen, die Schläuen. — Die Schwachen, Gerungen, Armen, Einfältigen müssen's sich im Namen dieser Freiheit gefallen lassen, von jenen geknechtet, ausgegogen, gemißbraucht, übertölpelt zu werden. Und der Staat hat sich bei Weite nicht einfallen zu lassen, sich der Schwachen, Gerungen, Armen, Einfältigen anzunehmen. Alles gehen lassen (*laissez faire, laissez passer*) ist die Parole. „Das freie Spiel der Kräfte“ darf nicht gestört, die „freie Konkurrenz“ nicht gehemmt werden. Nun, das freie Spiel der Kräfte, die freie Konkurrenz führt in Wahrheit zu nichts weiterem als zu äußerster Brutalität, rücksichtslosester Ausbeutung, schrankenlosester Selbstsucht, ärgster Mammonsanbeter, schlimmster Knechtschaft und Bedrückung. Gott bewahre uns vor solch einer Freiheit, der typisch englisch-amerikanischen Freiheit, und wir haben überreichlich Grund, unserm greisen, weisen Kaiser Wilhelm I. und seinem treuen Kanzler Bismarck zu danken, daß sie durch die Anbahnung der sozialen Gesetzgebung — der Kranken-, Alters-, Invaliditäts- und Unfall-Versicherung — einer derartigen Freiheit ein für allemal den Nigeln vorgehoben haben.

Gegenüber dieser Freiheit im falschen, im fremdländischen Sinne, erhebt sich nun die Freiheit im wahren, im deutschen, das ist im allgemein menschlichen, im sittlichen Sinne, die Freiheit, die nicht Willkür, Zügel- und Zuchtlosigkeit ist, sondern höchste Gesetzmäßigkeit, Gebundenheit im Gewissen.

Zu eben der Zeit, da sich in Frankreich während der großen Revolution das Feldgeschrei: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ erhob, erhoben auch in Deutschland drei wahrhaft deutsche und fromme Männer ihre Stimmen und verkündeten den deutschen und zugleich allen Völkern die frohe Botschaft von der Freiheit des Menschen. Kant, der große Philosoph von Königsberg, Schiller, unser herrlicher, deutscher Sänger und Dichter, und Fichte, der gewaltige Redner an die deutsche Nation, sind diese Propheten der wahren Freiheit.

Da heißt's bei Schiller:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren;
Laßt euch nicht irren des Böbels Geschrei
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!“

Freiheit, eins der drei „Worte des Glaubens“, (Freiheit, Tugend, Gott), von denen es zum Schlusse heißt:

„Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
Solang er noch an die drei Worte glaubt.“

Im gleichen Sinne verkündeten die anderen beiden, Kant und Fichte, die Freiheit. Sie stellten den in Frankreich aufs Schild gehobenen „Menschenrechten“ die „Menschenpflichten“ gegenüber, und deuteten damit die Freiheit im Sinne des freiwilligen Willens, den sittlichen, den göttlichen Geboten zu gehorchen, der sittlichen Verpflichtung zu genügen. Nicht im schrankenlosen, ungezügelter Ausleben des eigenen Ichs fanden sie die Freiheit, sondern in innerer Selbstzügelung, in der Unterordnung des eigenwilligen Willens unter Ideen höherer Art im Dienste des eigenen Volkes, ja der Menschheit. Solch ungezügelter Sichausleben der Triebe, Reigungen und Leidenschaften nannten sie Knechtschaft, und die von ihnen verkündete innere Frei-

heit konnte ihrer Ansicht nach bestehen auch bei äußeren Banden und Fesseln, wie Schiller dies in seinen Versen verkündet. In der Selbstbefreiung von den Antrieben der Sinnlichkeit und der schrankenlosen Selbstsucht erblickten sie das Wesen der Freiheit, und alle äußere Freiheit ist nach ihnen nichts nütze, sofern sie nicht dazu hilft, die innere Freiheit zu entbinden; alle äußere Freiheit ist nur um der inneren Freiheit willen da. In diesem Sinne verkündet nun auch als Vierter Goethe das Wesen der Freiheit. In ungezählten Versen und Sprüchen spricht er es aus:

„Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht,
Wer sich nicht selbst bezieht, bleibt immer Knecht.“

Und ferner:

Doch wenn ein Mensch von allen Lebensproben,
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen, das ist er, das ist sein eigen!“
„Von der Gewalt, die alle Menschen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“

Sodann: „Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
der täglich sie erobern muß.“

„Niemand ist mehr Sklave, als wer sich für frei hält,
ohne es zu sein.“

„Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben das, daß wir etwas vernehmen, das über uns ist.“

„Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten.“

„Die Schwierigkeit bleibt immer, bei Jungen und Alten, daß derjenige, der sein eigener Herr sein will, sich auch selbst zu beherrschen wisse, und dieser Punkt wird in der Erziehung, aus Macht als einer Ursache verabsäumt.“

„Der Mensch fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt.“

II. a. m.

Mit der Verkündung dieser Lehre von der inneren, der sittlichen Freiheit aber brachten die Genannten durchaus nichts Neues. Sie holten nur altes gediegen goldenes Erbgut aus dem Schutte wieder hervor und stellten es in seiner Reinheit, Klarheit und Schönheit ihren vom falschen Glanz der französischen Freiheit geblendeten Zeitgenossen wieder vor Augen, damit die Herzen zum Guten, Wahren, Tapferen, Mannhaften erweckend. In der Tat, altes Erbgut war ihre Lehre. Da verkünden schon alte, fromme Heiden: „Freiheit, das heißt Gehorchen“ (Seneca) und:

„Sage, wer ist nun frei? Wer weise sich selber beherrscht,
Den weder Armut noch Tod, noch Ketten und Bande erschrecken,

Der die Begierden bezähmt, nach eitler Ehre nicht trachtet,
Der da tapfer und stark in sich selbst am Irdischen nicht kleeht.“ (Horaz.)

Da verkündet der „herubiniſche Wandersmann“, Angelus Sileſius:

Schleuß mich, so streng Du willst, in tausend Ketten ein,
So werd' ich doch ganz frei und ungeſſelt sein.

Und Friedrich der Große schreibt in einem Briefe: „Unterliegt der Mensch den Leidenschaften, so ist er Sklave, überwindet er sie, so ist er frei. . . . Wer zwischen Vernunft und Leidenschaft wählt, ist, denke ich, frei, oder Freiheit hat gar keinen Sinn.“

Verfänger dieser Freiheit aber hat's unter den Deutschen zu allen Zeiten gegeben, wie dann noch der General Gröner in der Reichstagsrede vom 29. November 1916 bei Einführung des Gesetzes über die Zivildienstpflicht es aussprach: „Das Gesetz will die Freiheit im höchsten sittlichen Sinne. Jedem einzelnen deutschen Manne soll es in Kopf und Herz eingehämmert werden, daß er seinen eigenen Willen unterzuordnen hat unter den Willen des Vaterlandes.“ Und so könnte man noch unzählige Sprüche deutscher Männer aus alter und neuer Zeit über diese wahre, echte Freiheit anführen. Diese Freiheit aber ist, so heißt's bei dem herrlichen, deutschen und frommen Manne, Ernst Moritz Arndt, „kein leerer Traum, sondern in ihr lebt Dein Mut und Dein Stolz und die Gewißheit, daß Du vom Himmel stammst.“

Ja allerdings, diese Freiheit, die auf Selbstüberwindung, Selbstsucht, sich Beugen im Dienste höherer, den Einzelmenschen überragender Ideen hinausläuft, weist übers Irdische hinaus ins Himmlische, übers Menschliche ins Göttliche, und so ist denn diese Freiheit im deutschen Sinne zugleich Freiheit im christlichen Sinne. Sie „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ ist Beugung des Eigenwillens unter Gottes Willen, frei werden vom Gesetz der Sünde und Knecht werden der Gerechtigkeit. (Römer 6, 18.) In diesem „Gesetz der Freiheit“ sollen wir bestehen und dereinst gerichtet werden. „Wer aber durchschauert in das voll-

kommene Gesetz der Freiheit und darinnen beharret, und ist nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern ein Täter, der selbige wird selig sein in seiner Tat.“ (Jakobus 1, 25.)

So wollen wir denn nun unsere Feinde reden lassen von Freiheit, so viel sie wollen. Wir aber wollen uns mühen, frei zu werden im deutschen, im sittlichen, im christlichen Sinne. Durch solche Freiheit aber dringen wir auch zur Gerechtigkeit hindurch, und je mehr wir um solche Freiheit und Gerechtigkeit ringen, um so mehr dürfen wir hoffen und vertrauen, daß der gerechte Gott uns auch im Kampfe um die äußere Freiheit unseres Volkes zur Seite stehen und uns nicht versinken lassen wird. Was aber die politische Freiheit anlangt, von der jetzt so viel geredet wird, so seien wir dessen eingedenk, daß sie nur einem sittlich tüchtigen, innerlich freien Volk zum Heile zu dienen vermag, und daß, wenn neben den freiheitlichen, politischen Rechten nicht das tiefgegründete Bewußtsein der sittlichen, der vaterländischen Verpflichtung steht, alle politische Freiheit uns nur in den Abgrund, in Niedergang und Vernichtung hineinführt. Ja „das Schlimmste ist“ — so heißt es bei Goethe — „Der Dünkel des irrigen Wahnes, es könne jeder im Taumel seines heftigen Willens die Welt beherrschen und richten.“ Im Gegenteil: „Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen.“ Darum ist denn auch diejenige Regierung die beste, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.“ So bleibt es dann auch hier dabei:

„Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer Knecht!“
Nur einem innerlich freien Volke gereicht politische Freiheit zum Heil. Wollen wir also politische Freiheit, so mühen wir uns vor allem, innerlich frei zu sein und zu bleiben.
R. Eberhard.

Unter dem blühenden Apfelbaum.

1.

Das Märchen unter dem Apfelbaum.

Das schimmernde Lenzenwunder,
Der blühende Apfelbaum, —
Nichts Schöneres weiß ich zu finden
In des Frühlings prangendem Raum! —

Sei's, daß ihn das Leuchten der Sonne
Mit Armen der Liebe umschleicht,
Sei's, daß des Abendrots Schimmern
Im Märchenglanz ihn umfließt. —

So in des Abendrots Schimmern
Ich jüngst gesehen ihn hab',
Als ein Traum mein Augenlid rührte
Mit goldenem Zauberstab. —

Nir war's, als kam' es geschritten
Aus des Waldes verschwiegenem Haus
Das Märchen — in seinen Händen
In blühender Fliederstrauch. —

Und als es mit leisen Sohlen
Am Garten gekommen nun war, —
An den Apfelbaum leicht es da lehnte
Des Hauptes dicht wallendes Haar. —

Rotkehlchen war auch gekommen
Und zwitscherte süß und hold —
Sie alle drei nun umspannen
Vom roten Abendgold. —

Und der Mond kam und silberne Rege
Wob er um Garten und Haus —
Und das Märchen weilte noch immer,
In der Hand den duftenden Strauß. —

Als könnt' es nimmer sich trennen
Vom schimmernden Apfelbaum,
Als könnt's auch nichts Schöneres finden
Als ihn in des Frühlings Raum. —

Und seine sinnenden Augen —
Die dunklen — wandt' es mir zu,
Die sprach's: Was hier du schauest,
In's Lied jetzt fass' es du! —

So sag' ich, daß, was zusammen
Gehört, ich schaute im Traum:
Das Märchen mit goldigen Haaren,
Den blühenden Apfelbaum. —

Mir ist's auch, als säh' ich nun immer,
Wenn die Lüfte des Abends weh'n,
Mit seinen dunklen Augen
Unter dem Baum das Märchen steh'n.

2.

Der Knabe unter dem Apfelbaum.

Im Garten stand ich jüngst am Apfelbaum,
Sah seinen weißen, duft'gen Blütenaum,
Und wie auf zarte Knospen, halb erschlossen.
Solch flücht'ger Purpurschimmer ausgegossen. —

Wie trank die Brust entzückt die klare Luft! —
Verlangend auch nach Licht und Lenzenduft
Erhob der Baum sein Haupt zur Morgenhelle;
Doch seine Brust birgt eine morsche Stelle! —

Die fraß sich tief schon in sein Leben ein. —
Ob wohl des nächsten Frühlings Sonnenschein,
Sein würzig Weh'n der kranke Baum wird trinken? —
Er wird zuvor wohl schon in Tod versinken. —

Und hurt'gen Schritts — die Freude, mich zu seh'n,
Den guten Freund — ließ solchen Schritts ihn geh'n —
Kam auf des Gartens morgenstillen Wegen
Ein lieber Junge nun mir froh entgegen. —

Des Nachbar's einzig Kind, mir lang bekannt, —
Und freudig lächelnd bot er mir die Hand. —
Ach, ihm lag auch solch Rot auf zarten Wangen;
In seinen Augen auch solch' Lichtverlangen! —

Und brennender noch ward sein Wangenrot
Vor Freude, als er nun die Hand mir bot.
Auch glänzte ihm im Aug' solch' eigen Schimmern, —
Ich sah's auch sonst an ihm — solch' Fieberflimmern! —

Bald lehnte müd er an des Baumes Stamm;
Im leisen Weh'n vom Zweig herniederkam
Manch' lichte Blüte zu des Knaben Füßen, —
Wie eines Leidgenossen stilles Grüßen. —

Rasch ward sein Atmen nach so kurzem Gang —
Und ward noch rascher und sein Blick ward bang; —
Am kranken Baum lehnt' schwer der kranke Knabe:
Sie beide — ach — des Todes sich're Habe! —

Wer wußt' es nicht! — Der Tod geht ein und aus! —
Ich führt' den Knaben sacht zurück in's Haus —
Das arme Kind — im Lebensglanz gebrochen! —
Ein Wort von Otern hab' ich ihm gesprochen. —

W. Schulz, Pastor zu Weidendorf.

Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

6. Fortsetzung.

Plötzlich lachte Bork auf, indem er auf den Dampfer wies:

„Dieser kleine mackelige Dampfer — er erinnert mich an einen harmlosen Philister, der sich ehrlich durchs Leben quält und trotz aller Stürme und Widerstände regelmäßig Tag für Tag sein Pensum erledigt, bis die Maschine nicht mehr funktionieren will. Ich muß so lebhaft an unsern „Gans Dampf in allen Gassen“ in Niesky denken, den ledigen Bruder Joratan Lindenbein. Er war Nachtwächter, Kleiderreiniger, Oberkellner und auch so ein bißchen Beichtvater. Sie werden dieses Original kaum gekannt haben. — Die erste Nacht in der Nieskyer Anstalt werde ich nie vergessen — —!“

Bork zog eine Zigarrentasche hervor.

„Sie gestatten wohl, gnädige Frau?“

Er reichte mir die Tasche. Dann steckte er sich selbst eine Zigarre an, schlug ein Bein über das andere und schien sich sehr behaglich zu fühlen.

„Meine erste Zigarre habe ich in Niesky geraucht,“ plauderte er, „ein furchtbares Kraut war es, von Bruder Schulz in der Dedernikerstraße, der trotz aller Frömmigkeit ein großer Schnapsfabrikant war. Der kleine schwarze Friesen, der bei Mars la tour den Heldentod fand, hat mitgeraucht, ist ihm aber verurteilt schlecht bekommen!“

„Herr Oberst, eine Frage! Warum sind Sie gerade in Niesky erzogen?“

„Meine Familie ist zwar in Norddeutschland beheimatet, hat aber in Schlesien viel Verwandtschaft, väterlicher- und auch mütterlicherseits. Diese Verwandten schickten ihre Jüngens mit Vorliebe nach Niesky, wohl hauptsächlich wegen des dort herrschenden streng religiösen Tons. Ja — und dann hat auch ein

alter Onkel, der in einer anderen schlesischen Brüdergemeine wohnte und ein begeisterter Anhänger des Herrnhutertums war, dringend dazu gerieten, den wilden Jungen in die strenge klösterliche Zucht der Herrnhuter zu schicken, und ich glaube auch, daß dieser Onkel den Ausschlag gab; nicht strenge Frömmigkeit des alten Herrn war es — Vater war religiös gleichgültig — wohl aber die Hoffnung, den Onkel zu beerben, mag den praktisch gerichteten Vater veranlaßt haben, des Onkels Wunsch zu erfüllen.

„Meine Eltern besaßen ein Gut, nahegelegen einer wunderschönen Stadt. Mein Vater beschäftigte sich mehr mit Politik, als mit Landwirtschaft, war daher auch viel weg; er war mir eigentlich fremd geblieben, er besaß auch nicht die Gabe, mit Kindern umzugehen; er war auch viel zu wenig da, als daß wir Kinder Zeit genug gehabt hätten, das rechte Vertrauen zu ihm zu fassen.

„Mit der Mutter war es auch nicht viel anders, obwohl sie herzlicher zu uns Kindern war und unser Vertrauen besaß. Doch auch sie hatte leider ihre Sonderinteressen, denen sich das Familienleben unterordnen mußte; sie fuhr viel in die Stadt, denn sie war sehr eifrig nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit der Tat, letzteres mehr, als es dem Vater lieb war, in den verschiedenen wohlthätigen und vaterländischen Vereinen beschäftigt. Die Landesfürstin hielt große Stücke auf die Mutter, so daß die Mutter eine Vertrauensstellung bei der Fürstin errang.

„Das war natürlich viel Glanz auf unser Haus; meine Schwester ist auch glücklich Hofdame geworden; mir selbst aber hat dieser Glanz nichts genützt.

„Der Eltern Kraft und Zeit war ja nur zu reichlich in Anspruch genommen, so daß für das Gut ein Administrator, für das Haus eine Hausdame engagiert wurden, und meine Schwester wie ich bekamen erst eine Erzieherin, und als die Autorität dieser Dame in die Brüche ging, einen Erzieher.

„Diesen Erzieher, einen braven Theologen, legte von vornherein die Mutter mehr, als uns Kindern heilsam war, als Gehilfen bei ihren mannigfachen wohlthätigen Bestrebungen in Beschlag. Der Erzieher profitierte schließlich dadurch in recht beneidenswerter Weise, er erntete eine gute Pfründe ein, die ihm ein sorgenfreies Leben verschaffte. Wir Kinder profitierten allerdings von dieser eigenartigen Auffassung einer Erzieherthätigkeit nichts.

„Aber selbstverständlich waren wir Kinder daran schuld, daß wir nichts lernten, und so wurde denn beschlossen, für meine Schwester wieder eine Erzieherin anzustellen, mich aber nach Niesky zu schicken.

„Der Erzieher brachte mich mit Extrapost nach Berlin, wo mich der Vater mit einer riesigen Kofferkiste unter dem Arm in Empfang nahm.

„Vater und ich fuhren nicht gleich nach Niesky, sondern blieben noch einige Tage in Berlin. Vater hatte in seinem Zimmer im Hotel de Rome, wo später der große Noon seine Heldenseele aushauchte, nachdem ihm noch unser alter Kaiser durch seinen Besuch die letzte Lebensfreude bereitet hatte, ein Bett für mich aufstellen lassen. Der Erzieher wohnte privat, erschien aber pünktlich zur festgesetzten Zeit an jedem Morgen, um sich meiner anzunehmen, denn Vater hatte zu wenig Zeit dazu.

„Vom Schulunterricht war natürlich keine Rede, und niemals hat mir der Erzieher besser gefallen, als in jenen Tagen, was allerdings kein besonderes Lob für seine erzieherischen Fähigkeiten ist.

„In jenen Tagen kam ich aus dem Staunen über all dem Unerhörten-Neuen, das die große Stadt dem ahnungslosen Landkinde bot, nicht heraus.

„Hatte mich zuerst des Vaters Entschluß, mich nach Schlesien zu bringen, bis zu wütenden Tränenausbrüchen empört, denn ich wollte mich um keinen Preis von der geliebten Heimat trennen und verabscheute die neuen Verhältnisse, so söhnten mich die herrlichen Tage reichlich mit dem mir anfänglich unerträglich erscheinenden Lobe aus.

„Ein Kind denkt wohl kaum an die Zukunft, es lebt mit seiner ganzen kleinen Persönlichkeit in der

Gegenwart und denkt nicht über die Frage nach, ob es auch mal anders kommen könnte; es meint, daß es immer so angenehm bleiben müßte; allerdings — bei traurigen Erfahrungen wünscht es sich Sonnenschein.

„Ich dachte tatsächlich in meinem unvernünftigen Kinderverstand, daß es immer so herrlich wie in Berlin bleiben oder daß mir Niesky neue Herrlichkeiten bereiten würde, und fuhr ganz getrost mit Vater in das unbekannte Land.

„Auch heute — nach beinahe sechszig Jahren — weiß ich nicht, ob Vater einen pädagogischen Zweck im Auge hatte, als er mir die angenehmen Tage in Berlin schenkte.

„Der Görlitzer Bahnhof in Berlin wurde damals gebaut, seine Stelle vertrat eine abscheuliche Bretterbude.

„Die Gegend, durch die wir fuhren, ist nun nicht gerade durch besondere Naturschönheiten ausgezeichnet, sie bewahrt jene verächtliche Bezeichnung für die Mark — „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse“. In Lübben, der Stadt der sauren Gurken, probierten wir diese Spezialität des Lübbener Handels, und ich habe es später nie versäumt, so oft der Zug in Lübben hielt, die obligate Gurke mit großem Behagen zu verzehren. Das hat wohl jeder Nieskyer Schulbube getan, vorausgesetzt natürlich, daß er einen Groschen mit gutem Gewissen ausgeben durfte, denn ein Groschen ist ja für Nieskyer Verhältnisse eine ansehnliche Summe.

„In Usmannsdorf hinter Hänichen mußten wir den Zug verlassen. Dort erwartete uns die vorfindliche Kalesche von Bruder Plümcke, dem Verwalter des Nieskyer Gasthofes, die Herrnhuter sagen wohl „Gemeinlogis“.

„Mir machte die Fahrt in dem alten Kumpellasten auf den holprigen Wegen großen Spaß, was ich vom Vater nicht sagen kann. Der knurrte und brummte über die unbequeme Fahrerei und stieß erleichtert ein „Gott sei Dank“ aus, als wir an den ersten Häusern von Niesky vorbeifuhren.

„Auch Niesky hat ganz das charakteristische Aussehen der Herrnhuter Kolonien, wie ich es auch später in Gnadenberg, dem Orte, wo der schon erwähnte Onkel wohnte, bestätigt fand. Man hat nicht den Eindruck eines Dorfes, sondern den einer kleinen Stadt, die nach einem wohlgeordneten praktischen Plan angelegt ist. Den Mittelpunkt bildet der Platz, in den die Hauptstraßen einmünden. In Gnadenberg mit seinen gepflegten Laubgängen ist der Platz geradezu eine Sehenswürdigkeit. An dem Platz liegen die nur den Herrnhutern charakteristischen Gemeinhäuser: der Kirchsaal — in Gnadenberg liegt er übrigens inmitten des Platzes —, die Predigerwohnung, das Brüderhaus, das Schwesternhaus, das Witwenhaus und in Niesky noch das Weltkind, der Gasthof.

„Hier stiegen wir ab, von dem freundlichen Bruder Plümcke begrüßt, der andauernd „danke sehr“ und „danke schön“ sagte, wenn man mit ihm redete, so daß man annehmen mußte, der Mann sei schon so dankerfüllt deswegen, daß man ihn überhaupt eines Blickes für würdig hielt.

„Ach, wie armfelig war die Stube, die wir bewohnen sollten, im Vergleich zu dem Prachtzimmer im Hotel de Rome in Berlin! Und doch war es Plümckes Staatsstube. Der Gute hielt es anscheinend für seine Pflicht, uns nicht nur durch die Versicherung, daß es sein bestes Zimmer sei, sondern auch durch die geheimnisvolle Mitteilung, daß sich in diesem Zimmer, an dem schwarzen Haken am Türrahmen ein Gast aufgehängt habe, die Bedeutung dieses Zimmers recht eindrucklich machen.

„Während dann Vater mit dem Wirt, der des Vaters Worte mit seinem ständigen „danke sehr“, „danke schön“ begleitete, wegen des Abendbrotes verhandelte, sah ich zum Fenster, das nach dem Platz wies, hinaus. Da bemerkte ich denn etwas ganz Absonderliches, so daß ich laut aufschrien mußte. Ich rief den Vater herbei und zeigte auf weibliche Wesen, die merkwürdige weiße Häubchen aufhatten.

„Auch Bruder Blümcke war in aller Bescheidenheit an das andere Fenster getreten.

„Aber das ist ja die übliche Tracht unserer Schwwestern, wenn sie in die Kirche gehen,“ erklärte der gute Mann und setzte ein wenig entrüstet hinzu: „Darüber lacht man doch nicht!“

„Vater fragte, ob denn jetzt — es war kurz vor sieben Uhr ein Gottesdienst stattfände. — „Eine Liturgie wird gesungen“, war die Antwort. — Ob es lange dauerte? Nur ein halbes Stündchen.

„So, Junge, da hättest du ja die beste Gelegenheit, dich mit der Brüdergemeinde bekannt zu machen.“

„Und so wanderten wir denn beide der Kirche zu, obwohl ich lieber auf dem Platz spazieren gegangen wäre oder noch lieber schon gegessen hätte.“

Der Bauernstand.

Du sehr verachteter Bauernstand,
Bist doch der beste in dem Land,
Kein Mann dich gnugsam preisen kann,
Wenn er dich nur recht siehet an.

Wie stünd' es jetzt um die Welt,
Hätt' Adam nicht gebaut das Feld?
Mit Haden nährt sich anfangs der,
Von dem die Fürsten kommen her.

Es ist fast alles unter dir,
Ja, was die Erde bringt herfür,
Wobon ernährt wird das Land,
Geht dir anfänglich durch die Hand.



Am Dorfteich.

„Als wir die Kirche betraten, gabs auch allerlei zu Staunen. Unsere ehrwürdige riesenhafte Marienkirche daheim mit ihren bis in die Unendlichkeit strebenden Säulen und Hallen, ihrer altertümlichen, reichgeschnitzten Kanzel, mit der Fürstenloge, dem Ratsgestühl, dem bilderreichen, prächtigen Altar, der mächtigen Orgel, deren Metallpfeifen und goldene Arabesken im Sonnenlicht wie überirdisch herabblitzten und leuchteten, mit ihren altersgrauen Grabdenkmälern erhoben vor meinem geistigen Auge — und dagegen hier diese puritanische Einfachheit, dieser schmucklose weißgestrichene Saal mit den weißen Fenstervorhängen, den weißen Häubchen auf der Frauenseite, den weißen Bänken und dem grün behangenen Tisch davor, hinter den sich bei Beginn des Gottesdienstes der Geistliche setzte, ohne Talar, ohne Halskrause, blos im schwarzen Rodanzug.

„An jenem Abend wurde nur gesungen, und zwar wechselten Gemeinde, Chor und Prediger ab. Es war alles so neu, so fremd. Ein freundlicher Bruder hatte uns sein Liturgienbuch gereicht, aber die Melodien waren uns meist unbekannt. So lauschten wir denn dem Gesang, und ich habe es immer wieder bestätigt gefunden, so voll, klangschön und rein wie in der Brüdergemeinde habe ich nie wieder einen Gemeindegesang gehört.

„Nach dem Abendbrot schickte mich Vater zu Bett, er wollte noch Zeitungen lesen und seinen Wein austrinken. Ich war reichlich ermüdet.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser, den uns Gott gegeben,
Uns zu beschützen, muß doch leb'n,
Von deiner Hand, auch der Soldat,
Der dir doch zugefügt manchen Schad'.

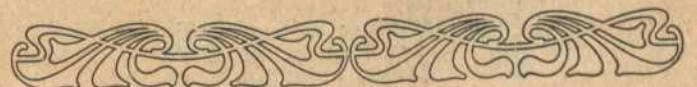
Fleisch zu der Speis' zeugst du allein;
Von dir wird auch gebaut der Wein;
Dein Pflug der Erden tut so not,
Daß sie uns gibt genugsam Brot.

Die Erde wär' ganz wild durchaus,
Wenn du auf ihr nicht hieltest Haus.
Ganz traurig auf der Welt es stünd',
Wenn man kein'n Bauersmann mehr fünd'.

Drum bist du billig hoch zu ehr'n,
Weil du uns alle tust ernähr'n.
Natur, die liebt dich selber auch,
Gott segnet deinen Bauernbrauch.

Vom bitterbösen Podagram
Hört man nicht, daß's an Bauern kam,
Das doch den Adel bringt in Not,
Und manchen Reichen gar in Tod.

Aus *Simplicius Simplicissimus*
von H. J. Chr. von Grimmelshausen.



Gott hett noch kein vergäten!

Wenn di dat Unglück hett tau Bord'n räten,
Wenn gor kein Licht di lücht in düst're Nacht;
Denn dänkst du woll, nu hätt di Gott vergäten,
Dei süs so oft hett fründlich an di dacht.
Din armes Hard is denn woll ganz terräten.
Dat dat all schier an Gott vertwiefelt will.
Doch wäs' man still, Gott hett noch kein vergäten;
Hei weit ud woll, watt hei mit di noch will!

F. Dahnke.

Trost!

Wenn in sweren Tieden
Di dei Svermaut frett an't Hard,
Wenn du gor so väl möst lieden
Un di alles nahmen ward,
Möst du still taum Herr-Gott bäden,
Liesing rauwen Dag un Nacht.
Un paß up, hei warr di helpen,
Denn sin Og is immer wach.

F. Dahnke.

Deutsche Treue.

Uns Deutschen hat keine Tugend so hoch gerühmt und (wie ich glaube) bisher so hoch erhaben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, Nein Nein lassen sein, wie dessen viel Historien und Bücher Zeugen sind. . . . Wir Deutschen haben noch ein Fünkeln (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig schämen und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Walen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welsche und griechische Unart einreißt, Gott erbarme es! so ist dennoch gleichwohl noch das übrig bei uns, daß kein ernster, grenlicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er „ein Lügner“ schilt oder gescholten wird.

Und mich dünkt (soll es dünken heißen), daß kein schädlicher Vaster auf Erden sei, denn Lügen und Untreu beweisen, welches alle Gemeinschaft der Menschen zertrennt. Denn Lügen und Untreu zertrennt erstlich die Herzen; wenn die Herzen zertrennt sind, so gehen die Hände auch voneinander; wenn die Hände voneinander sind, was kann man da tun oder schaffen? Wenn Kaufleute einander nicht Glauben halten, so fällt der Markt zugrunde. Wenn Mann und Weib einander nicht treu sind, so läuft sie hinten aus, der Mann vorn aus, und geht, wie jener sagt: „Wehre, liebe Else, wehre, daß wir nicht reich werden; brich du Krüge, so breche ich Töpfe.“ Wenn ein Bürgermeister, Fürst, König nicht Geleit treulich hält, da muß die Stadt verderben, Land und Leute untergehen. Darum ist auch im welschen Land solch schändlich Treuen, Zwietracht und Unglück. Denn wo Treu und Glaube aufhört, da muß das Regiment auch ein Ende haben. Christus helf' uns Deutschen!

Dr. M. Luther.

An die Natur.

Der Großstadtlärm war dumpf verklungen,
Ich ging durch's blüten schwere Korn,
Ein Vogel, der am Tag gesungen,
Saß müde unterm Hedendorn.

Ein tiefes, wunderbares Schweigen
Lag träumend über Flur und Hain,
Und nur der Grille letztes Geigen
Klang in die Einsamkeit hinein.

Mir zog — vom Abenddust umwoben,
Ein heiliger Fried ein die Brust,
Als hätt' ich nie von Kampfestoben,
Von Lärm und Staub und Haß gewußt.

Und ist es wieder Gottes Wille,
Daß Großstadtschauer mich umweh'n,
Laß ich die Schönheit deiner Stille
In meinem Herzen auferstehn.

Anna Korff.

Die Behandlung der indischen Vasallen durch England im jetzigen Kriege.

Von Viktor von Strank.

Seit dem Eintritt Englands in den Weltkrieg ist dasselbe mit allen Kräften bemüht gewesen, Nachrichten zu verbreiten, welche darauf hinausgehen, daß die große Masse der Bevölkerung seines indischen Reiches mit zur Schau getragener Begeisterung für Großbritanniens vermeintliches Recht eingetreten und auf seiner Seite zum Kampf gegen dessen Feinde entschlossen sei. Es wurde dabei bemerkt, daß die meisten indischen Fürsten, vom mächtigen Nizam von Hyderabad, dem Beherrscher von 12 Millionen Untertanen, bis zum kleinsten Lehnsherrn, der britisch-indischen Regierung sofort nach Kriegsausbruch hohe Geldbeträge übergeben, und ihre ganze Truppenmacht, die Einkünfte ihrer Staaten, manche sogar ihr ganzes Privatvermögen zur Verfügung gestellt haben, und daß außerdem überall in Indien große Versammlungen abgehalten werden, in welchen die eine die andere an Loyalitätskundgebungen überbietet, in überschwenglicher Weise ihrer Opferwilligkeit und Ergebenheit Ausdruck gibt, und das alles, nachdem man in Friedenszeiten von beständigen Gährungen und wiederkehrender Unruhe in Indien gehört hatte. Diese nicht unberechtigten Gerüchte beruhten darauf, daß England vermöge schlauer Diplomatie es von jeher verstanden hat, die Machthaber Indiens, sowie die Fürsten auch der mehr oder weniger selbstständigen Vasallenstaaten seinen Zwecken dienstbar zu machen. Es hat für einen Fall, wie dieser Krieg, längst alles vorbereitet, und jeden einzelnen nach seiner Eigenart und seinen Fähigkeiten so bearbeitet, daß es seiner im Kriegsfall sicher ist.

Bei allen großen Fürsten Indiens, wie dem Maharadscha von Meisur, dem Gaekwar von Baroda, und allen anderen siten britische Residenten und starke Garnisonen in dominierenden Stellungen, daß den eingeborenen Hoheiten sofort der Atem ausgeht, sobald sie sich rühren wollen. Ähnliche Verhältnisse bestehen bei allen anderen indischen, größeren Vasallenstaaten. Nominell haben diese Fürsten eine ziemlich selbstständige Stellung, doch dürfen sie in auswärtigen Angelegenheiten keinen Schritt tun ohne vorherige Zustimmung der Residenten. In inneren Fragen hütet sich in weiser, wohl überlegter Zurückhaltung der Resident, sich ohne Not einzumischen. Er unterhält dabei sehr freundschaftliche, gesellschaftliche Beziehungen zum Fürsten, englische Damer lassen sich von dem Fürsten gerne Brillanten und andere kostbare Geschenke machen usw. Nicht nur durch militärischen Druck werden etwaige Widerstandigkeiten und Selbständigkeitsgelüste im Zaum gehalten, sondern mehr noch durch auf das feinste eingefädelt, in der frühesten Jugend beginnenden persönlichen Einfluß. Fast jeder junge, indische Prinz hat seinen britischen Erzieher und Vormund. Dazu werden Leute gewählt von ausgesucht diplomatischen Eigenschaften, feinstem Taktgefühl und hervorragender Begabung, zu welcher besonders die Gabe gehört, ihre Zöglinge an sich zu fesseln und zu beeinflussen. Ein solcher Vormund nimmt, sobald es angeht, von dem jungen Fürsten völlig Beschlag, leitet vollständig seine Erziehung, überwacht ihn in jeder Weise. Es wird von ihm für eine tabellose, englische Ausbildung gesorgt. Staatswissenschaften werden gepflegt, der junge Prinz wird für die zukünftige Verwaltung seines Staates in sorgsamster Weise vorbereitet. Die Finanzen seines Landes werden unter den Ratschlägen der Regenten in muster-gültiger Weise geregelt, selbstverständlich wird dabei der Sport in jeder Weise geübt und gepflegt. Alles dies unter den Augen und fast unmerklichen Leitung des Vormunds. Kurzum, letzterer versteht es, die jungen Prinzen vollständig an sich zu fesseln, als treuer, stets teilnehmender Freund, Vertrauter und Berater in allen Lebenslagen. Dabei werden die Brahmanen, welche in früheren Zeiten ausschließlich die Erziehung der Fürsten zu leiten hatten, möglichst ausgeschaltet und auch eine Abneigung gegen dieselben wachgerufen und gepflegt. Als und zu werden Reisen nach England und nach dem Kontinent unternommen, stets in Begleitung des väterlichen Freundes. Unmerklich werden die Schwächen seines Charakters berücksichtigt, je nach Umständen genährt und geschürt. Wenn dann der junge Raja majorenn wird, mit 16 Jahren, oder wenn er als Maharadscha auf den Thron kommt, so ist er so sehr an seinen väterlichen Freund gewöhnt, letzterer ist ihm so unentbehrlich geworden, daß er denselben bittet, auch fernhin sein Freund und Berater zu bleiben, denn er hat sich längst daran gewöhnt, ohne es selbst zu fühlen, keinen Schritt zu tun ohne dessen väterlichen Schutz, der ihm zum Bedürfnis geworden ist. Kurz, der Maharadscha ist bei vielen hochentwickelten Eigenschaften, selbst bei despotischer Veranlagung, ein unselbständiger Charakter mit manchen Schwächen geblieben. So ungefähr standen bei Beginn des jetzigen Krieges die Dinge bei den meisten indischen Großfürsten. Auf einer Seite der britische Resident, der jederzeit einen

militärischen Druck auszuüben vermag, auf der andern der väterliche Freund, der dieselben Zwecke durch seinen persönlichen Einfluß zu erreichen versteht. Da dämmerte die Kriegsgefahr herauf. Resident und Vormund waren längst darauf vorbereitet. Nun wurde jeder einzelne der Fürsten sofort mit allen Mitteln bearbeitet. Man hielt ihnen, deren Thron ohnehin vom guten Willen Englands abhängt, vor, daß sie nun endlich einmal Gelegenheit haben würden, ihre Freundschaft demselben durch die Tat zu beweisen, ihre Loyalität zu zeigen und dadurch ihren Thron für alle Sprache: „Wenn Eure Hoheit sich entschließen könnte, eine Truppenabteilung dem Kaiserlich-englischen Gouvernement zur Verfügung zu stellen, womöglich selbst an der Spitze ihrer Truppen auszuge oder den jüngeren Bruder als Stellvertreter sendete und anböte, die ganzen Kosten des Krieges selbst zu tragen! Eure Hoheit ist ja so reich und mächtig und darf nicht hinter kleineren Fürsten zurückbleiben. Euer Hoheit sind andere Fürsten bereits zugekommen, es ist höchste Zeit, auch etwas zu tun, sonst fällt ihre Zurückhaltung auf, und man legt dieselbe übel aus.“ Und der eitle Maharadscha, sei es, daß er sich begeistern läßt, sei es aus Schwäche, weil er seinem väterlichen Berater gegenüber noch nie Nein gesagt, geht in die Falle und sagt auch dann nicht Nein. Und wenn er zögern sollte, so weiß er, daß die britische, starke Garnison stets bereit ist, zu erscheinen und den Wünschen der Engländer den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Wenn je einmal ein indischer Vasall allzu selbstständig wird, wenn er trotz des auf ihn ausgeübten militärischen Druckes doch seine eigenen Wege geht, dann hat England auch noch andere Mittel, den Abtrünnigen vor voreiligen Schritten zu bewahren. Die meisten Maharadschas haben daher für den Fall eines Krieges ihre Beteiligung an demselben auf Seiten Englands vorher zugesagt. Der Maharadscha hat gleich bei Beginn des Kampfes einen großen Geldbetrag zur Verfügung gestellt und ist damit beschäftigt, seine tauglichste Truppe auszuwählen, welche er auf den Kriegsschauplatz entsendet, womöglich unter Führung eines Prinzen seines Hauses, eingedenk des alten indischen Wahlspruches:

„Wenn was auf Erden heilig ist,
So ist es eines Fürsten Wort.“

Auf diese und ähnliche Weise hatte sich England die Hilfe und Unterstützung der Fürsten seines indischen Reiches im voraus bei Anfang des Krieges gesichert. Charakteristisch dafür war die Sprache des offiziellen englischen Pressorgans, in welchem es hieß:

Der Krieg in Europa hat die Untertanen seiner Majestät im indischen Kaiserreich näher zum Thron gebracht. Noch niemals war die Harmonie der Gefühle und die Solidarität der Interessen zwischen Herrscher und Volk, zwischen der souveränen Macht und den Vasallenstaaten enger verbunden, als in der gegenwärtigen Zeit. Und nun folgt die Aufzählung der Loyalitätskundgebungen und Spenden, welche patriotische Fürsten zur Verfügung des englischen Gouvernements gestellt haben.

Indien hat ca. 700 einheimische Fürsten, die kleinen mitgerechnet.

Trost.

Draußen steh'n die Lilien weiß,
Linden blüh'n und Rosen,
Und die Schmetterlinge leif
Wiegen sich und kosen.

Süße Düfte ziehn herein,
Kommen von den Nissen
Und vom Heu, das dort am Rain
Duftet im Verwehen.

Merkst du nicht des Sommers Pracht,
Du betrübtes Herze?
Gib den Sorgen Gute Nacht,
Wehre deinem Schmerze.

Der die Erde und das Meer
Und den Himmel machte,
Kennt auch deiner Sorgen Heer,
Stillt den Kummer sachte.

Größer als dir Helfer — nein —
Sind nicht Leidensstunden;
Und die Hülfe bricht herein,
So Er's gut befunden.

W.

Das stumme Spiel.

Strandnovelle von Anita Horst.

1.

„Tantchen!“

„Ja, mein Kind?“ Klingt es fragend zurück.

Wir sitzen auf der großen Steinterrasse vor dem Kurhaus; zu unseren Füßen rauscht das Meer.

Tantchen ist meinem Blick gefolgt:

Ein hochgewachsener, junger Offizier in hellgrauer Livree steigt eben die Stufen zur Terrasse empor und läßt sich — nicht weit von uns — an einem Tischchen nieder. Nun nimmt er die Mütze ab und fährt sich mit der Hand über das sorgfältig gescheitelte dunkle Haar.

Und jetzt lacht er, während er mit dem Kellner spricht, der ihm anscheinend eine Bestellung ausrichtet. Wie Sonnenschein fliegt es über das ernste Gesicht, und unter dem dunklen Schnurrbartchen werden zwei Reihen tadelloser Zähne sichtbar.

„Ein bildhübscher Mensch,“ flüstert Tantchen mir zu.

„So — findest du?“ Ich tue ganz gleichgültig und krigel weiter an meinen Ansichtskarten.

„Meinst du nicht auch, Lieselotte,“ beginnt Tantchen wieder, „daß er Ähnlichkeit mit Dr. Steinmüller hat?“

„Hm, ja — ich weiß nicht,“ versetzte ich zögernd und blickte noch einmal hinüber, „merkwürdig bekannt kommt er mir vor —“

Nach einer Weile erhebt sich Tante.

„Komm, Kind, wir müssen gehen.“

„D, schon?“ entfährt es mir bedauernd. Doch nehme ich gehorjam mein Tischchen auf, während Tante nach ihrem Schirm greift.

Und nun ist es wie ein Spieglutchenlaufen an den dichtbesetzten Tischen hin. Auch an dem jungen Offizier müssen wir vorüber. Ich halte beharrlich die Lider gesenkt — und fühle doch seinen Blick — — —

Unten auf der Strandpromenade nimmt Tantchen meinen Arm und erklärt mir wieder, daß wir die alte Geheimrätin nicht warten lassen dürfen; daß wir uns sehr beeilen müssen, um sie noch anzutreffen.

Ich höre kaum hin. Vor meiner Seele steht das Bild eines schlanken Offiziers mit dunklen Augen. Wer es wohl sein mag? Ob er zur Kur hier weilte — wie wir — oder vorübergehend nur — auf einen Tag — da war?

Ob wir — ihn wiedersehen?

2.

Und wir sahen ihn wieder — sahen ihn täglich —. Schon am andern Morgen erzählt uns die Badefrau, daß in der Dünenstraße ein Erholungsheim für verwundete Offiziere eingerichtet worden ist, und daß erst gestern wieder zwei neue gekommen sind.

Uha!

Und dann sitzen wir unter den Tannen beim Frühkonzert. Tantchen in ihre Zeitung vertieft, die sie sich nachschicken läßt; ich mit meinem Frühstück beschäftigt, das ich bis aufs letzte Krümelchen verpfeife.

Da hebt die Musik wieder an, und leise summe ich die bekannten Weisen mit.

Und plötzlich taucht zwischen den dunklen Tannen eine hellgraue Livree auf — der Offizier von gestern ist's. Er geht den Mittelweg entlang bis zur Halle — lehrt wieder um — — — Prüfend überfliegt sein Auge die Menge, als suche er etwas, als — suche er — mich! Denn jetzt trifft mich sein Blick — und er lächelt — — —

Gleich darauf ist er verschwunden.

3.

Zehn Tage sind wir nun schon hier, und nicht einer ist vergangen, an dem wir nicht den schlanken, dunklen Offizier gesehen. Meist ist er in Begleitung seines Freundes, der jünger scheint als er.

Meine Gedanken beschäftigen sich unausgesetzt mit ihm. — — „Nur einmal möchte ich ihn sprechen hören!“

Und auch dieser Wunsch wird mir erfüllt. Ich sitze in der Veschalle und schreibe — auf Befehl der Tante.

„Es wird nachgerade Zeit, Lieselotte,“ hat sie mir erklärt, „daß du mal einen Brief an deine Eltern

schreibst. Immer nur diese kurzen Ansichtskarten — das geht nicht.“

Und so bin ich denn gleich nach dem Baden hierher geeilt, wo es — Tinte und Federn gibt. Zwei Seiten habe ich beschrieben — da kllirrt die Glastür. Ich brauche nicht hinzusehen — ich weiß, wer eingetreten ist. „Ich fühl's an meines Herzens schnell'rem Schlag —“

Und dann höre ich ganz in meiner Nähe eine tiefe, weiche Stimme — o so weich! mein Ohr vernimmt sie mit Entzücken —

„Würden Sie mir wohl einen Augenblick die „Berliner Zeitung“ überlassen, Herr Regierungsrat?“

4.

Mühsam stehe ich vor dem geöffneten Kleider-schrank. „Was soll ich nun anziehen bei dem Regenwetter?“

Ein helles Lachen vom Fenster her, und Tantchen sagt verweisend: „Aber, Kind, wer wird sich denn von dem bißchen Regen gleich die Stimmung verderben lassen!“

Ich seufze nur. Ja, Tantchen hat gut reden; die ist auch nicht neunzehn Jahre alt und — und —

„Na, mir ist schon alles eins!“ Damit hole ich mein braunes Kostüm aus der Ecke hervor. Bis jetzt war es immer das schönste Wetter, und ich habe — „ihn“ jeden Tag gesehen —

Nun gehen wir auf den feuchten Wegen dahin; es ist ein stilles Wandern. Endlich bricht Tante das Schweigen.

„Weißt du, Herzchen, was wir tun? Wir setzen uns in Wellners Konzertsaal und trinken da einmal Kaffee. Hier draußen ist's doch zu ungemütlich.“

Auch das noch! Das hat mir gerade gefehlt! Ich dachte, wir würden ins Kurhaus gehen; vielleicht, nein sicher hätten wir ihn getroffen —

Berdrießlich trabe ich hinter Tante her, und bald haben wir das schützende Dach erreicht. Und da, wie ich Tantchen behilflich bin und ihr den nassen Mantel abnehme, schweift mein Blick durch den Saal, und ich sehe — sehe an einem Tisch zwei Offiziere sitzen: der eine klein und blond — der andere groß und dunkel und ernst —

Ich bin wie umgewandelt. Schnell die braune Jacke abgestreift — so! Wie gut, daß ich die helle Seidenbluse angezogen!

Und nun gilt es, geschickt in die Nähe jenes Tisches dort zu kommen.

„Wollen wir uns nicht hierher setzen, liebes Tantchen? Am Fenster zieht es gewiß.“

Ein verwunderter Blick streift mich, als Tante neben mir Platz nimmt.

Gleich darauf steht die Kellnerin in weißer Lack-schürze vor uns. „Bringen Sie zwei Tassen Schokolade, bitte!“ sagt Tantchen.

„Ach, mache ich erfreut.“ Ich trinke so gern Schokolade.

Hat „er“ das wohl gehört? Ein leises Lächeln umspielt seine Lippen, als er jetzt zu mir herüberschaut.

Draußen schlägt der Regen an die Fensterscheiben, und der Wind heult um das Haus; hier drinnen aber ist's warm und licht. Blühende Blumen stehen auf den Tischen, und leise, gedämpft durch das Stimmengewirr, klingt die Musik.

Ein Gefühl von Geborgenheit überkommt mich.

Und wieder tauchen jene dunklen Augen mit dem seltsam tiefen Blick in die meinen: von neuem beginnt es — das stumme Spiel.

5.

Ein herrlicher Sommertag. Vom wolkenlosen blauen Himmel strahlt die Sonne, und die Rosen im Vorgarten duften süß.

„O danke, Frau Bartels, danke!“

Unsere freundliche Wirtin hat mir ein paar Rosen zum Anstecken auf das Fensterbrett gelegt.

Heute bin ich ganz in Weiß bis auf die Schuhe. Auch Tantchen hat sich „fein“ gemacht. Sehr vornehm sieht sie aus in ihrem schwarzen Spitzenkleide. —

Tantchen ist die jüngste Schwester meiner Mutter. Früh verwitwet und kinderlos ist sie oft wochenlang der liebe Gast meiner Eltern. Und auf ihren schönen Sommerreisen nimmt sie immer eine von uns Schwestern mit.

Es ist der erste August. Am Nachmittag soll ein großes, patriotisches Konzert stattfinden. Eine fröhlich-geputzte Menge füllt den Kurgarten, der wunderhübsch mit bunten Fähnlein und Campions geschmückt ist.

Wir kommen ein wenig spät — es scheint alles besetzt. Doch da — an der Südwand des Hauses — sind noch zwei Tische frei —

„Entschuldigen Sie, meine Damen,“ dienert der herbeieilende Kellner, „aber die Plätze sind bestellt. Von den Herren Offizieren aus dem Erholungsheim,“ fügt er hinzu.

„O, nicht doch!“ ertönt da eine Stimme hinter uns, die mein Herz schneller schlagen läßt. „Die Herren Kameraden kommen erst zum Abend.“

Aus dem Hause ist ein schlanker, dunkler Offizier getreten. Jetzt wendet er sich zu uns: „Die Damen gestatten — Hauptmann Ulrich.“ Eine tadellose Verbeugung. Leise klingen die silbernen Sporen.

Tantchen neigt den feinen Kopf.

„Frau Justizrat von Halden, meine Nichte — Lieselotte Wendt,“ sagt sie vorstellend.

Und dann nehmen wir Platz. Tantchen auf dem „Sofa“, er links — ich rechts von ihr an der Schmalseite des Tisches. In ihrer gewandten, liebenswürdigen Art beginnt Tante sogleich eine Unterhaltung mit dem jungen Hauptmann, bis dieser, eine Pause im Gespräch benutzend, den Kellner herbeiwinkt.

„Die Damen trinken Schokolade, nicht wahr?“

„Warum?“ fragt Tantchen erstaunt.

„Ach!“ macht er da nur und sieht mich lächelnd an. Nun lachen auch wir, und Tante erklärt, daß ich ein Süßmäulchen sei.

„Wo ist denn Ihr Freund?“ frage ich ablenkend.

„Oberleutnant Deingel? Er segelt,“ ist die Antwort. Der Mensch ist ja so furchtbar unmusikalisch, er wollte nicht mit. Und uns steht doch heute — der Hauptmann deutet auf das Blatt in seiner Hand — „ein besonderer Kunstgenuß bevor.“

Bald tönen auch die süßen, weichen Töne einer Geige durch den Garten — ein Meister spielt.

Ich sitze ganz still — wie eingesponnen in den Zauber dieser Nachmittagsstunde. Heller, warmer Sonnenschein liegt über der Welt, und auch in meinem Herzen ist's Sonne —

„Lieselotte,“ sagt Tantchen und wirft einen Blick auf ihre goldene Armbanduhr, „es ist gleich sechs. Da eilst du doch sonst immer auf die Strandpromenade.“

O, du gutes, ahnungsloses Tantchen! Wenn doch der, um den ich gehe, mir hier gegenüber sitzt?!

Ich fühle, wie es mir heiß in die Wangen steigt. Verstohlen spähe ich nach ihm hin — in den ernsten, dunklen Augen blitzt es auf.

6.

„Langschläferin du!“

Ich fahre auf aus süßem Traum. Vor mir steht Tantchen — einen Rosenstrauch in der Hand.

„Sieh' — den hat eben der Bursche vom Herrn Hauptmann für dich gebracht.“ Und Tante legt mir einen Strauch dunkelroter Rosen auf die Decke.

„O, wie schön!“

Ich schlinge meine Arme um Tantchens Hals: „Du Liebste — Beste du!“

Lächelnd macht sie sich frei.

„Gilt das mir oder gilt das — ihm?“ fragte sie neidend. Doch wie sie keine Antwort erhält, geht sie leise hinaus.

Ich aber habe meine Lippen auf die tauig-frischen Blüten gepreßt, und in meinen Augen stehen Tränen — Tränen des Glücks.

7.

Spätnachmittag ist's. Bald wird die Sonne scheiden. Wie in flüssiges Gold getaucht alles rings umher — und das Meer gleicht einem Spiegel —

Wir sitzen im Strandkorb, Tantchen und ich. Eine

sonderbare Unruhe ist in mir — schon den ganzen Tag.
„Geh nur, Liebling,“ sagt Tante freundlich. „Wir treffen uns dann am Kurhaus wieder.“

Ich springe auf und eile davon. Mir war's, als hätte ich da eben auf dem Promenadenwege eine hellgraue Litenka gesehen.

Doch nein! „Er“ ist es nicht, es ist der Freund — allein — — —

Halt! Jetzt spricht dieser mit einem hochgewachsenen Herrn in blauem Anzug: Hauptmann Ulrich in Zivil! Wie jung und hübsch er aussieht!

Ich gehe weiter — in Gedanken verloren. Da — rasche, feste Schritte hinter mir, die näher — immer näher kommen. — — —

Mein Herz klopft zum Zerspringen. Ich biege ab und schlage einen Seitenweg ein, der unter hohen Tannen hin zum Kurhaus führt.

Doch schon hat der, vor dem ich fliehen wollte, mich eingeholt. Ich fühle meine herabhängende Linke von einer warmen Männerhand umschlossen — und „Lieselotte“ tönt es weich und leise an mein Ohr.

Mein Name — zum ersten Mal von seinen Lippen! Ich schaue auf und blicke in ein paar dunkle Augen, aus denen eine Welt von Liebe mir entgegenstrahlt.

„Lieselotte!“ beginnt der Mann an meiner Seite wieder und atmet tief — — — „War's nicht vom ersten Sehen an, als hätten wir uns lange schon gekannt?“

„Ja,“ sage ich leise, wie verträumt, „wir sind uns schon begegnet — irgendwo — irgendwann —“

„Und gehen nun zusammen!“ Ernst und feierlich, wie ein Gelöbniß klingt es.

Und sich zu mir niederbeugend, fragt er: „Sag' — willst du mein sein, mein über alles geliebtes Weib?“

Ich nicke nur, glücksverwirrt — aber ihm ist's wohl Antwort. Denn fest umschlingt mich sein Arm und er drückt seine Lippen auf meinen Mund — —

Da steht eine Bank am Wege — da setzen wir uns nieder. Stiller Abendfrieden um uns her — bald wird die Sonne scheiden. Hinter den dunklen Tannen leuchtet's wie Gold.

Und Auge taucht in Auge, und wieder beginnt es — das stumme, seltsame Spiel.

Dei güng herümmer in die Nacht
Von Stuw tau Stuw, bald lud, bald sacht.
Bör Johren wachte in dit Slott
En riken Graf von Waterpott.
Hei hett sid süßst en Leid andahn
Un fall as Geist nu rümmernahn.
Id glöw dat nich, jedoch min Fru
Seggt männig Nacht: „Fris, hörst du's nu?“
Doch id, id heww noch nie wat hört.
Un wenn Sei dat nich wider stürt,
Denn slapen S' man recht säut un sacht,
Min leuwe Fründ. Un nu, gun'n Nacht.
Id füll ok denken, bör en Preister,
Dor schugen sid de bösen Geister.“
„Na,“ lacht id, „wenn S' ok dat nich dauhn,
So hoff id doch, ganz schön tau rauhn.“ —

Id gah in mine Stuw herin,
Un wil id hellischen släbrig bün,
So sit id blot noch nah den Man,
Un wo de Wind un Wullen gahn,
Denn sprek id stink min Nachtgebet
Un stig tauftreden in min Bedd.
Un slap den Slap von de Gerechten.
Mit einmal fohr id pil tau Höchten,
Denn in dat Zimmer rögt sid wat
Un ruschelt, muschelt, huchelt dat.
En Lichtstrahl föllt mi in't Gesicht,
Bohrhaftig: in de Hand ne Licht
Steht rank un slank en bleiken Mann
Un fickt mi wild un grimmig an.
„Ah,“ raup id, „Herr, in alle Welt,
Wer hett denn Sei hierher bestellt?“
Is dit ne Tid, mi tau besäulen?
Id glöw binah, Sei willen späulen!“
Hei äwer swiggt un rullt den Blic,
As wull hei glük mi an't Genid.
„Ach,“ segg id, „leuwer Graf, nu weit
Id, wo Sei dat verlangen deist.
Dat id doran nich glükten dacht!“
Un ut min Rocktasch hal id sacht
'ne Missionsmissive rut
Un holl den Geist dei bör de Snut.
„So, leuwer Graf, nu unnerschriewen S'
Dit wichtige Papier man driemens,
Un teilen S' of en gauden Posten,
De Mission deist veles kosten.“
Und nun, ihr Herrn von fern und nah,
Was meint ihr wohl, was da geschah?
Kam war das Ding ihm vorgelegt,
Da war der Spuk wie weggefeht.

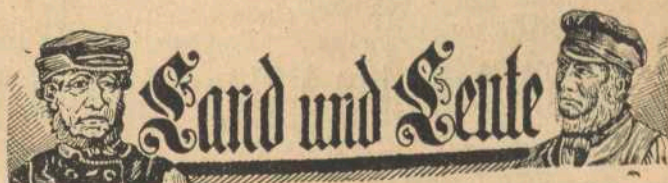
Franz Bardey.

De Paster un de Späuk.

Mit wecke Preisters is't en Staat,
Sei hewwen stets en Wig parat.
Un is de ganz Synode matt
Von Bördrag, Theßen un Debatt,
Un sitt en beten noch tausamen,
Denn sangt di' Ort an uttaufamen,
Wat an Humor un gauden Wig
In ehr Gedächtnis hett en Sig.
De ganz Synode hört denn tau
Un hägt sid in behaglich Raub
Und sammelt för ehr Wissenschaft
Un sure Arbeit nige Kraft.
So wir dat all tau Luthers Tid,
So is dat jüstament noch hüt.
Of segg id mit getroste Min',
Dat kann un dörf nich anners jin.
En Preister möt sid of mal hägen
Süs kann hei't swore Amt nich drägen. —

Bekannt as bannige Berteller
Wir unner annern Pastor Keller,
Un lād hei los up Hoch un Platt,
Denn lachten s' alltauhop sid satt.
Is mi de Sat nich falsch bericht,
Denn stammt von em des' lütt Geschicht. —

Id wir einmal in Ravensraff
Tau Nacht bi Herrn von Witt tau Gast.
Wi wir'n all lang de besten Frün'n,
Dei meistendeels sid gaud verstün'n.
Un as hei mit de Trepp' rupbröcht,
Dunn nimmt hei mine Hand un seggt:
„Leiw Pasting, sünd sei of nich bang?“
„Ah,“ segg id, „wo? Sei sünd woll krank?“
„Je,“ seggt hei, „männiglein Besäut,
Hett morgens klagt, hier wir en Späuk,



Rudolf Sohm. (S. das Titelbild.) In Rudolf Sohm, dem hervorragenden Leipziger Kirchenrechtslehrer, ist ein großer Sohn Mecklenburgs von uns gegangen. 1841 wurde er geboren. Rostock ist seine Vaterstadt. Dort studierte er auch die Rechte. Dann ergriff er die akademische Laufbahn. 1870 wurde er ordentlicher Professor für Kirchen- und deutsches Recht in Freiburg i. Br., 1872 ging er in gleicher Eigenschaft nach Straßburg. 1887 folgte er einem ehrenvollen Ruf nach Leipzig. „Auf den Gebieten des Kirchen- und Handelsrechtes, der deutschen Rechtsgeschichte, sowie des römischen und deutschen bürgerlichen Rechtes hat sich Sohm in gleicher Weise schriftstellerisch hervorragend betätigt. Seine Institutionen des römischen Rechtes“ ebenso wie seine „Kirchengeschichte im Grundriß“ zählen zu den klassischen Werken der deutschen Rechtsliteratur. An der Ausarbeitung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches hat Sohm an führender Stelle mitgewirkt. Von 1891—1896 gehörte er der zweiten Kommission zur Ausarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches an und hat den Entwurf mehrfach als Bundesratskommissar bei den Plenarberatungen im Reichstage vertreten. Wie als Schriftsteller, wurde ihm als Lehrer in gleicher Weise Erfolg zuteil, indem er durch seine klare Darstellungsgabe seine Hörer zu fesseln wußte. Der Verstorbene, der im Kriege den Verlust eines Sohnes zu beklagen hatte, war u. a. Ehrendoktor der Universitäten Leipzig, Königsberg und Budapest, sowie Mitglied der Akademien von Leipzig, München und Brüssel. 1916 wurde er durch Verleihung des Ordens *pour le mérite* für Wissenschaft und Künste ausgezeichnet.“

An'n Abend.

Wenn Liefing sich dei Sinn taur Rauh begäwen,
Wenn arbeitsmüüd all swigt dei wiede Welt,
Dat letzte Abendrot gläuhrt sich an'n Haben,
Gah id so oft henn, äwert stille Feld;
So ganz för mi allein mit min Gedanken,
Bei Liefing sich in wiede Firt denn ranen.
Den grüß id dei, dei sich dor för uns bläuden,
Bei immer noch in grüßig wille Schlacht
Mit trugen Maut dei dütsche Heimat heuden.
Un habenan wennt sich min Og dann sacht. —
„Herrgott, si mit ehr, — Herr, si du mit jeden,
Un schid uns bald den'n Sieg, schid uns den'n Fräden.
J. Dahnke.



Wie heißt der deutsche Dichter, dessen Name enthält die Namen zweier deutscher Flüsse, den Namen eines deutschen Komponisten und den Namen eines deutschen Freiheitshelden?

Fr. Winkel.

Linderung suchen in mir und Heilung die Wunden
und Kranken;

Wenderst den Kopf du und Fuß, bracht ich den
Retter vom Tod.

Fr. Winkel.

Auf Weid' und Wiese such die ersten beiden,
Die für den Landmann haben hohen Wert.
Die beiden letzten? Ach, ein kleines Ding,
Und richtet oft so großes Unheil an.
Wo Zwietracht, Haß und Neid geschäftig walten,
Da sieht man es in voller Tätigkeit.
Das ganze wächst in Gräben und auf Tristen
Und schmückt mit seiner Blüten Blau das Feld.
Fr. Winkel.

B d 8,
g m 8;
So hat es Wert,
1916

Fr. Winkel.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Tezel, Egel. — Amme, Emma. — Weimar, Wis-
mar.



Die Seligpreisungen im Kriege. Kriegsbetsunden von
Gerhard Tolzien, Landesuperintendent in Neustrelitz. —
80 Pfg. — Verlag von Fr. Bahn, Hofbuchhändler in
Schwerin.

Die Leser der „Meckl. Heimat“ haben es erfahren, welchen
Goldgehalt die in Buchform vorliegenden Kriegspredigten
über die Seligpreisungen in sich bergen und wissen dem ver-
ehrten Verfasser aufrichtigen Dank dafür. Superintendent
Tolzien ist ein besonders gesegneter Prediger, der sich
von den Künsteleien moderner Kanzelberedsamkeit fernhält,
es verschmäht, durch Neußerlichkeiten zu packen, sondern
allein das Wort Gottes und dessen Gnadengaben wirken
wirken läßt. Er hat die Fähigkeit, den Reichtum des gött-
lichen Wortes aufzudecken und damit die Herzen warm zu
machen. Als Mittelpunkt der Predigt leuchtet, wie ein
Diamant in himmlischer Reine Jesus Christus, der Sohn
Gottes, unser Erlöser. Man hat den Eindruck, daß der
Prediger von dem Segen, der dem Worte Gottes ent-
strömt, überflutet ist, und darum wird man beim Hören oder
Lesen der Tolzien'schen Predigten auch von diesem Segen
erfaßt und innerlich hochgehoben. E. P.

Wichtig!

Die Leiter von Gemeinde-, Volks-, Schul-, Vereins- und Lazarett-Bibliotheken seien darauf
aufmerksam gemacht, daß die Buchhandlung des Kaufungen-Verlages in Rostock einen

großen Posten billiger, besond. stark u. dauerhaft gebund. Bücher

abzugeben hat. Es handelt sich um die Werke erster Autoren (Achleitner, Alexis, Auerbach,
Behrlein, Blüthgen, Böhlau, Bölsche, Boh-Ed, F. von Bülow, Busse, M. G. Conrad, Dahn, Dose
Ebers, Ebner-Eschenbach, Eckstein, Enslin, Engel, Fontane, Frenssen, Ganghofer, Geißler, Haupt-
mann, Heimburg, Herzog, Heise, H. Jünger, Lauff, Marlitt, K. F. Meyer, Raabe, F. Reuter,
Riehl, Rosegger, Schönaich-Carolath, F. Sommer, D. Speckmann, A. Sperl, H. Stegemann, R. Strak,
K. Voß, Wildenbruch, Zobelitz u. a.) Die Preise bewegen sich zwischen 50 und 150 S. Gedruckte
Kataloge stehen gratis zur Verfügung.

Buchhandlung des Kaufungen-Verlages, Rostock, Langestraße 87.

Schriften von Prof. D. Gröckmacher-Erlangen (früher Rostock).

Unsere Gefallenen	15 S.
Flammen Gottes	20 S.
Unser Kaiser	30 S.

Das Panier des Kreuzes.

Ein Kaiserwort über des deutschen Volkes Welt-
stellung und seine Mission an die Völker der Erde.

Von Geheimrat Prof. D. L. Schulze-Rostock.
15 S.

Friedenswünsche

Von Geheimrat Prof. D. Walther-Rostock.
Jedes Heft 10 S.

1. Was entscheidet über des Krieges Ausgang?
2. Ich der Herr!
3. Wofür die Opfer des Krieges?
4. Das neue Deutschland.

Sindenburg.

Von Lic. Stammer-Rostock.
20 S.



Die „Mecklenburgische Heimat“ ist Vereinsblatt des Vereins zur Erhaltung und Förderung Mecklenburger Art und Sitte und unterstützt die Bestrebungen des „Heimabundes Mecklenburg“ und des Meckl. Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Das Blatt erscheint während des Krieges monatlich einmal, sonst zweimal. Vierteljährlicher Bezugspreis 50 Pfg.; von 3 Stück an freie Zustellung. Auf je 10 Stück 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die vierspalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 10.

August-Nummer.

1917.

Das vierte Kriegsjahr begann . . .

Das vierte Kriegsjahr begann — — — nun, ihr wunderfüchtigen, ihr wunderleugnenden Leute, hier habt ihr ein Wunder so herrlich und heilig! Hört nicht auf die Schädlinge in unseren Reihen, die da Angst und Mutlosigkeit verbreitend, raunen: „Schon begann das vierte Kriegsjahr — wir schaffens nicht, schließt darum einen Scheidemannfrieden!“ Daß wir das vierte Kriegsjahr begannen, ist doch kein Zeichen deutscher Schwäche, sondern ein strahlender Beweis für Deutschlands nie erwartete, unerhörte Stärke. Kräfte sind aus der Seele unfres Volkes emporgesprossen, wie sie in Friedenszeiten in dieser Pracht und Fülle nie zur Entfaltung gekommen wären: Die Opferbereitschaft, die Entfaltung, der stahlharte Wille zum Ausharren, der unerschütterliche Mut, das Unterordnen des Ichs dem allgemeinen Wohle — dem Vaterlande, die Liebe zum Nächsten, die wirklich Opfer verlangt; und neben diesen sittlichen Kräften wollen wir die geistigen nicht vergessen. Wie haben sich die berufenen Männer bemüht, die für uns zur erfolgreichen Fortführung des Krieges notwendigen Mittel zu vervollkommen, sei es in der Kriegsindustrie, sei es auf dem Gebiete der Ernährungsfrage. „Not macht erfinderisch“. Und sollen die körperlichen Kräfte nicht auch erwähnt werden? Unerhörte Strapazen mußten unsere unergleichlichen Truppen erdulden. Nicht die Bewunderung genügt kaum für diese beispiellose Anspannung der körperlichen Kräfte. Und im Vaterlande schafft das Heimatheer der Arbeiter und Arbeiterinnen Tag und Nacht unermüdlich, um das Heer an der Front mit dem nötigen Kriegsmaterial zu versorgen. Die Anspannung der geistigen und körperlichen Kräfte ist aber nur da-

durch möglich, daß sich die sittlichen Kräfte zu einer so seltenen Vollkommenheit entwickelten. Und wiederum die sittlichen Kräfte konnten nur deshalb so herrlich emporsprießen, weil unser Volk für eine gerechte Sache kämpft und duldet, nicht nur zum Wohle Deutschlands, sondern auch der ganzen Welt.

Ist das nicht schon ein Sieg?

Haben wir darum ein Recht, Kleinmütig, gar verzagt zu sein?

Unsere sittliche, unsere geistige, unsere körperliche Kraft ist in dieser bitterbösen Kriegszeit gewachsen — Jahr für Jahr. Das muß uns hoffnungsvoll in die Zukunft blicken lassen.

Unsere Feinde können nicht ein solch befriedigendes Fazit ziehen. Wirklich nicht! Es stehen sich nicht zwei gleichwertige Kämpfer gegenüber, gleichwertig in dem Gehalt des Preises, um den sie ringen. Unsere Feinde streiten nicht um eine gerechte Sache. Es ist doch erwiesen, daß unsere Feinde einen Raubkrieg führen. England, dessen brutale Geschäftsinteressen der deutsche Wettbewerb störte, ist der Anstifter. Sein größter Kriegsheker, Lloyd George, hat es auf einem Bankett in der Gildenhalle zu London geprägt, jenes frevelhafte Wort: „business as usual.“ Das Geschäft geht weiter. Uns Deutschen ist der Krieg Geisteswissenschaft, den Engländern ein Akt der Rache, geboren aus gemeinsamem Brotneid. Wir Deutschen haben England in seinem unsauberen, rein egoistischen Interessen dienenden Geschäft gestört, und darum muß Deutschland vernichtet werden. England hat sich Frankreichs Revanchegelüft, Rußlands Eroberungssucht, Italiens Treulosigkeit und der übrigen jetzt mit uns



Großherzog Friedrich Franz IV. im Felde.

kämpfenden Staaten Falschheit und Anmaßung durch den die Gewissen betäubenden Mammon, durch vernunfttrübende Versprechungen zunutze gemacht. Auch vor dem Heiligsten kennt ein England keinen Halt mehr, wenn es nur seiner Herrschsucht, seiner Geldgier dienen kann. England brachte es mit seinem Christentum in Einklang, den Chinesen das giftige Opium aufzuzwingen; England brachte es mit seinem Christentum im Einklang, massenhaft Götzenbilder für die Heiden herzustellen; England brachte es mit seinem Christentum im Einklang, die gesegnete deutsche Missionsarbeit in brutalster Weise zu zerstören und die Schwarzen gegen ihre weißen Wohltäter aufzuheizen — und das alles um des Geschäftes willen!

O, die Maske der Scheinheiligkeit stand England so gut, daß sich sehr ehrenwerte deutsche Männer täuschen ließen und ehrlich bestrebt waren, englisches Christentum bei uns einzuführen, ich denke nur an den seligen Grafen Andreas Bernstorff. Und welch ein trauriges Fiasco hat das englische Christentum durch diesen Krieg erlebt!

Eine internationale Herzenssache soll das Christentum sein, wir sehen in ihm den Boden, auf dem allein es möglich ist, daß sich die Völker zur gemeinamen segensfrohen Friedensarbeit die Hände reichen können. Seitdem aber England seine Polypenarme ausgestreckt hat, um die Länder der Welt an sein selbstfüchtiges Herz zu pressen, seitdem kann von einem internationalen Christentum nicht mehr die Rede sein, seitdem ist international daselbe wie englisch.

Man hat mit einer Heftigkeit, die keinen Widerspruch duldet, behauptet, Deutschland hätte große Schuld an diesem Kriege. Die Hauptschuldigen seien die deutsche Diplomatie, der deutsche Oberlehrer im Jägerhemd, der jüdische Handlungsreisende und mit letzterem zusammenhängend der deutsche Kaufmann überhaupt. Die unausstehliche deutsche Art des Besserwissens, der ausgestreckte wagerechte Zeigefinger — das Zeichen des Belehrenwollens — sollen unser Vaterland bei der Außenwelt in Mißcredit gebracht haben.

Diese Aeußerung ist eins von jenen im Augenblick, in angeregter Stimmung, bei einem „guten Tropfen“ geborenen Schlagworten, die verblüffen, blenden, geistreich sein sollen, in Wahrheit aber oft genug Unsinn sind und verhängnisvollen Schaden anrichten.

Wenn der Deutsche im Ausland kaum zu ertragen sein soll, dann dürfte man wohl den Franzosen und besonders den Engländer im Ausland als unerträglich bezeichnen. Wen je das Mißgeschick, sei es in Deutschland, sei es in der Schweiz oder in Tirol, mit Franzosen und Engländern zusammengeführt hat, wird mir rechtgeben, daß das Betragen dieser Leute alles zu wünschen übrig ließ. Engländer wie Franzose sollen ja — wie verschwärmte Deutsche versichern — Vorbilder in der Höflichkeit sein; der erste etwas kühl zurückhaltend, der zweite überschwenglich herzlich — aber vorbildlich höflich alle beide, nun, das mag sein in ihrem Vaterlande, das können wir nicht feststellen, da die meisten unter uns weder in England noch in Frankreich waren: das ist aber Tatsache, daß diese ausländischen Leute, sobald sie die deutsche Grenze überschreiten, das seitene Kleid der Höflichkeit ablegen und dafür den sackleinenen Kittel des Flegels anziehen. E. P.

(Schluß folgt.)

Erntezeit.

Zeit der Ernte ist gekommen;
Sieh, von gold'nen Aehren schwer,
Senken sich die Halme nieder,
Nicken leise wie im Traum.

Zeit der Ernte ist gekommen;
Siehe, schon der Schnitter naht,
Läßt die scharfe Sense rauschen:
Nieder sinket Halm um Halm.

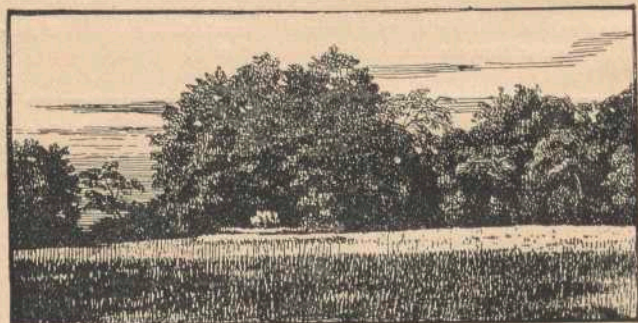
Zeit der Ernte ist gekommen;
Bald ist leer das weite Feld.
In den Scheunen ruhn die Garben,
Winternahrung, Frühlingsfaat. —

Zeit der Ernte ist gekommen;
Sieh', von rüst'gem Schaffen müd',
Eine schwere, volle Garbe
Sinnend schon dein Haupt sich neigt.

Zeit der Ernte ist gekommen;
Siehe schon der Schnitter naht,
Läßt die scharfe Sense rauschen:
Ernte hält der grimme Tod.

Zeit der Ernte ist gekommen;
Wirst, ein reifes Samen Korn,
Du in Gottes Scheune ruhen,
Auferstehn als Frühlingsfaat?

Fr. Winkel.



Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

(7. Fortsetzung.)

„Die vielen Eindrücke der letzten Tage und Stunden, auch die anstrengende Bahnfahrt hatten meine Nerven direkt in Aufruhr gebracht, daß mich wilde Träume plagten. Mitten in der Nacht machte ich mit einem entsetzlichen Schrei auf, ich hatte von dem Selbstmörder geträumt und sah ihn nun leibhaftig an dem schrecklichen Tünnagel baummeln.“

Knurrend fragte mich der schlaftrunkene Vater, was mir fehlte.

„Da an der Tür hängt er!“ stieß ich in Todesangst hervor.

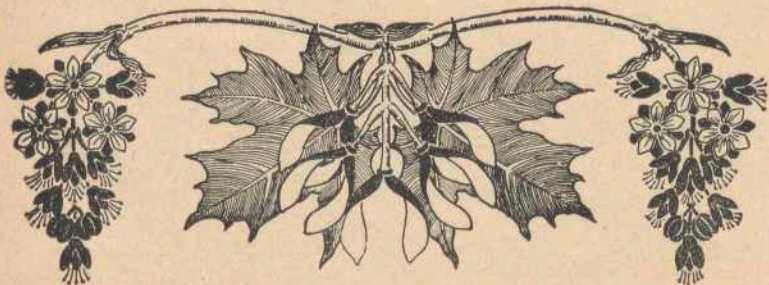
„Dummes Zeug, das ist ja mein Ueberzieher!“ schalt der Vater.

„Aber ich beruhigte mich nicht eher, als bis der Vater Licht machte und den Ueberzieher vom Haken nahm. Dann konnte ich weiter schlafen.“

* * *

„Am nächsten Morgen, kurz nach 8 Uhr, brachte mich der Vater, die unzertrennliche Aktentasche unter dem Arm, zum Direktor der Knabenanstalt. Wir brauchten nur ein wenig die Straße entlang zu gehen, die kurz vor der Gasthofstür auf den Platz mündete.“

„Ach, wie winzig und bescheiden sah das Häuslein aus, fast als wollte es sich entschuldigen, daß es wagte, vorhanden zu sein. — Sie kennen es ja, mein lieber P., und werden mir gewiß rechtgeben, daß das Häuslein eine auffallende herrnhutliche Eigenart charakterisiert. Was das Kind unklar empfand, erklärte sich der Mann durch genaue Beobachtung und Vergleich. Die Herrnhuter haben eine allzudemütige Art, dieses Ducken und Devottun, dieses ständige „darf ich das tun, darf ich jenes tun“, erinnerte mich immer, so oft ich mit einem Herrnhuter zusammentraf, es gibt natür-



lich auch Ausnahmen, an das Direktorhäuschen in Niesky.

„Als Vater die Klingel zog, war mir doch recht bekommen zumute; als sich dann aber die Tür öffnete und der Direktor selbst uns in der freundlichsten Weise willkommen hieß, schwand auch alle Beklemmung.“

„Der Direktor besaß eine hohe, feste Gestalt; das Gesicht war länglich, bartlos; kräftig war die Mundpartie herausgemeißelt, die hohe Stirn verriet den Geistesarbeiter, das spärliche graue Haupthaar war in der Mitte gescheitelt; was das Gesicht so ungemein anziehend machte, waren die von Wärme und Güte leuchtenden großen Augen, die von dichten Brauen überschattet wurden.“

„Das Auftreten des Mannes war das eines Herrschers voll achtungsgebietender Würde. Ich bin später mit vielen Schulmonarchen zusammengekommen, aber ich muß offen bekennen, daß keiner mit dem berechtigten Selbstbewußtsein, das nun einmal die Stellung verleiht, auch soviel christliche Demut verband, wie mein Nieskyer Direktor.“

„Er war ein Christ der Tat, und wie ungeheuer wichtig das für einen Erzieher ist, beweisen die pädagogischen Erfolge unseres Direktors. Ein glänzender Methodiker und Katechet war er nicht, sein Schulunterricht war sogar etwas trocken; und doch wurde sein Unterricht gehoben, veredelt durch die vorbildliche Art des individuellen Verkehrs dieses Mannes mit den ihm anvertrauten Schülern. Jeder Schüler fühlte, der Lehrer hat dich lieb, er will dein Bestes, darum hat es wohl kaum einen Jungen gegeben, der nicht mit Lust für die Unterrichtsstunden des Direktors gearbeitet hätte.“

„Er war von Haus aus — wie das in der Brüdergemeine üblich ist — Theologe; aber was will das besagen. Schulleute, die von der Theologie herkommen, sind noch lange keine guten Seelsorger. Schließlich soll nicht nur der theologisch gebildete Erzieher Seelsorger sein, sondern jeder Lehrer hat diese Pflicht zu erfüllen. Ich verstehe nun nicht darunter, daß man zu den Kindern immer vom lieben Gott spricht, oder mit ihnen andauernd betet — in der Brüdergemeine soll ja zuviel gebetet und zu wenig gearbeitet werden — Seelsorge an den Jungen treiben, heißt auch nicht, für irgendein kirchliches Dogma werben und befehlen wollen, sondern die edelsten Triebe der Kindesseele wecken und pflegen; und solche Triebe sind Gehorsam, Treue, Gewissenhaftigkeit, vor allem der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich bin gegen jeden Zwang irgendeines kirchlichen Dogmas. Aus Kindern werden große Leute; ein Kind nimmt infolge des Autoritätsglaubens ein Dogma als etwas Unumstößliches hin; sobald aber ein Mensch selbständig zu denken beginnt, stellen sich Zweifel und Kämpfe ein, und die Heuchelei beginnt — bei den charakterstarken Leuten, und find das nicht die meisten Menschen?“

„Es ist der Brüdergemeine eigentümlich, daß sie ihr ganzes Tun und Lassen, ihre Erziehungsarbeit, ihre wirtschaftliche Tätigkeit, ihr häusliches Leben unter das Zeichen des Kreuzes stellt. Einen Dogmenzwang will sie nicht kennen, ist darum auch in religiösen Fragen sehr weitherzig. Mir hat einmal ein Brüderprediger erzählt, daß er mit der gleichen Freudigkeit morgens den Lutheranern, mittags den Methodisten, nachmittags den Herrnhutern und abends den Baptisten gepredigt habe. Mir erscheint diese Weitherzigkeit in Glaubensdingen unerlaubt. Ich liebe die starke, aber nicht starre knorrige Art der Lutheraner und kann mich für die weichherzige und weitherzige Art der Herrnhuter nicht erwärmen.“

Bord hüftelte und rückte sich zurecht.

„Aber ich verliere mich da in allgemeinen Betrachtungen und will doch von meiner Nieskyer Schulzeit erzählen,“ entschuldigte er sich.

„An dem Direktor hingen wir Jungen mit aufrichtiger Liebe; jeder war bestrebt, ihn nicht zu betrüben; und mußte einmal der Direktor einen strafen, dann war der Sträfling todesunglücklich darüber, daß er den geliebten Direktor betrübt hatte.“

„Dieser Mann war mir doch ganz fremd; er war weder befreundet, noch verwandt mit mir, aber er hat

mich schmecken lassen,“ — und das sagte der alte Oberst mit tiefbewegter Stimme — „was ich bis dahin entbehren mußte: väterliche Güte, Geduld, Liebe.“

Bord schwieg, er faltete die Hände, legte den rechten Ellbogen auf die Banklehne und blickte freundlich sinnend auf das blaugrüne, ruhelos wogende Meer. Die Züge des Alten waren verklärt; in der Erinnerung schien er noch einmal die ganze Süße jener sich dem Kindesgemüt bleibend einprägenden Empfindungen durchzukosten.

Dann sagte er weich, in dankbar anerkennendem Ton: „Und wie er ein echter Vater, so war seine Frau eine echte Mutter!“

Dem alten Oberst mußten die beiden Direktorsleute wie zwei gute Sterne aufgegangen sein, die ihn begleitet haben bis zu dieser Stunde. Was für seltene gesegnete Menschen müssen das gewesen sein!

„Die Direktorin war eine kleine, behäbige Frau, in ihrem Auftreten einfach, mit in der Mitte schlicht gesticheltem Haar, wie das bei den Herrnhutern, die keinen Staat machen wollen, Sitte ist; die Gesichtszüge ernst, ich habe die Frau kaum lachen sehen; die dunklen Augen ruhten gewöhnlich prüfend auf einem; sie hatte nichts von der herzlich-vertraulichen Art ihres Gatten, ihr Wesen war zurückhaltend; im Verkehr war sie — ich möchte fast sagen — rein geschäftsmäßig; das mag wohl daran gelegen haben, daß ihr Gatte für die Pflege des Geistes und der Seele zu sorgen hatte, während ihr das leibliche Wohl der Knaben — die Kleider, die Stiefel, die Wäsche, die Betten, das Essen — anvertraut war; aber gerade darin merkte man ihr mütterliches Walten, ihre nie ruhende Fürsorge — und das tat auch schon einem grünen Jungen wohl. Was macht denn ein Kind glücklich? Doch das Bewußtsein, daß eine liebende, fürsorgende Hand für es sorgt. Schrecklich war es einem, wenn man bestraft war und kam mit der Frau Direktor zusammen; sie sagte kein Wort von der Strafe, aber die dunklen, prüfenden, wissenden Augen, die besagten genug; und so wie in einer solchen Stunde habe ich mich nie wieder in meinem Leben geschämt auch nicht in jener Stunde, als ich mich in der Aufregung meinem kaiserlichen Herrn vorstellte mit den Worten „Oberst von Bord“ und Majestät mich ungnädig zurückwies: „Daß Sie Oberst sind, sehe ich!“

Bord sah zu Boden und pfiß leise durch die Zähne; die letzte Erinnerung war ihm unangenehm; mit einer raschen, energischen Handbewegung wachte er sie weg.

„Also das waren meine Direktorsleute!“ Mit diesen Worten versetzte er sich wieder in seine eigentliche Erzählung.

„Der Direktor hatte Vater und mich in seine gute Stube geführt, wo uns die Frau Direktor in ihrer gemessenen, zurückhaltenden Weise begrüßte.“

„Vater besprach allerlei Geschäftliches mit den Direktorsleuten, während ich in dem schlichten kunstlosen Stübchen umherblickte und mich langweilte. Plötzlich richtete sich des Direktors freundliches Wort an mich. Er erzählte mir so lebendig und erwärmend von dem Anstaltsleben, daß mich eine brennende Sehnsucht danach erfaßte.“

„Endlich erhob man sich und der Direktor führte den Vater und mich zur hinteren Haustür hinaus durch ein kleines Gärtchen, vorbei an der Dekonomie, d. h. den Ställen, in den Anstaltshof.“

„Es war gerade Pause. Das war ein bewegtes Leben auf dem Hofe! Etwas Ruhe trat ein, als die Jungen des Direktors ansichtig wurden. Viele, besonders die ganz kleinen Kerle, liefen herzu und gaben dem Direktor vertraulich die Hand.“

„Der Direktor winkte jetzt einen untersehten kräftigen Jungen in meinem Alter heran, der mit großer Würde, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, lernend an der Hauswand hin und her ging.“

„Verlegen kam der Knabe herbei und begrüßte uns artig.“

„Väterlich legte ihm der Direktor die Hand auf das braune Haar und stellte vor:

„Das ist hier unser lieber Christian Rambach, der Senior der Stube, in der du wohnen wirst, Konrad;

und das ist der Konrad von Bork, unser neuester Jügling. Nun gebt euch mal die Hand!"

„Ohne sich zu zieren, offenherzig reichte mir Christian seine kurze feste Rechte und musterte mich neugierig.

„Christian, du wirst dich des Konrads annehmen!“ Ernsthaft nickte der kleine Senior. „So, und nun lerne weiter!“

Christian machte eine höfliche Verbeugung und ging gemessen der Hauswand zu, gleich darauf umringt von neugierigen Jungen.

„Er entstammt einer alten Herrnhuter Familie,“ erklärte uns der Direktor. „Sein Vater ist Missionar in Grönland. Vor sechs Jahren brachten ihn die Eltern nach Deutschland; seit der Zeit hat er sie nicht wieder gesehen. — Da bist du glücklicher daran, mein lieber Konrad: du kannst alle Ferien zu den Eltern fahren.“

„Wie ein Flecken legten sich diese Worte auf meine kindliche Freude; war das wirklich solches Glück, alle Ferien zu den Eltern zu fahren, die man doch so wenig sah, die sich doch so wenig um einen bekümmerten?“

„Als wir das Anstaltshaus betreten wollten, schoß uns ein merkwürdiges Individuum entgegen.

„Lachend fing es der Direktor in seine Arme auf: „Salt, Bruder Bergstädter, wir wollen noch leben bleiben.“

„Eine verlegene Entschuldigung stammelnd, versuchte sich der Angeredete aus den Armen seines Vorgesetzten zu befreien.

Bruder Bergstädter war ein richtig gewachsener Mensch, seine Haltung war aber so miserabel, daß man ihn für verwachsen, für aus dem Facon geraten, ansehen mußte. Seine schlecht sitzende Kleidung war mehr als einfach — in puncto Kleidung haben wir bei diesem Erzieher noch Wunderdinge erlebt. Der Kopf war sehr groß. Wirres, dichtes, braunes Haar bedeckte ihn, durch eine großväterliche Stahlbrille blickten zwei ständig hin- und herflackernde braune Augen; unter der Nase und der Unterlippe saßen ein paar schüchterne Barthärchen, die der Männlichkeit unseres Bruders geradezu Abbruch taten, denn man sah es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie sich durchaus nicht am Plage fühlten; das Wunderbarste waren aber die milchigen, rosig angehauchten Wangen, ganz wie bei einem unberührten jungen Mädchen.

„Bruder Bergstädter war ein Musterbeispiel für viele, nicht für alle sogenannten gebildeten Herrnhuter; auf gute Haltung, gut sitzende Kleidung, sorgfältige Körperpflege gab er wenig; seiner Takt, guter Ton, was man mit einem Wort Schliff nennt, kannte er kaum: ich beginne mich noch genau eines bezeichnenden Falles:

„Einer meiner Mitschüler war gestorben; Bruder Bergstädter hatte den schweren, traurigen Auftrag erhalten, die Eltern, die an der Begräbnisfeier ihres kleinen Lieblings teilnehmen wollten, im Gasthof zu begrüßen; statt sich nun seinen schwarzen Gehrock anzuziehen, erscheint Bruder Bergstädter in seinem grauen Sonntagsanzug, der schon mehr gräulich zu nennen war, ein formenloses grünes Hütchen auf dem Wuschelkopf und in der Faust den unvermeidlichen Knotenstock; übrigens, etwas Lobenswerthes will ich nicht vergessen: die Fingernägel waren an diesem Tage gereinigt.

„Es ist eine törichte Ansicht großer Leute, daß man sich Kindern gegenüber gehen lassen kann. Kinder beobachten sehr scharf, kritisieren alle Fehler der Großen streng und prägen sich dieselben dauerhaft ein.

„Die Brüdergemeinde ist zu weltfremd, sondert sich zu sehr ab, daher dieses Sichgehenlassen, dieser Mangel an guten Formen bei vielen ihrer Mitglieder.

„Nun, bei Bruder Bergstädter waren diese Mängel nur äußerlicher Natur, er war ein sittenreiner, goldtreuer, kindlich gläubiger Mensch.

„Das also war mein hauptsächlichster Lehrer und Erzieher. Zunächst imponierte er mir garnicht, er erschien mir vielmehr reichlich komisch.

„Der Direktor fragte ihn freundlich: „Darf ich dich mit deinem neuesten Schüler bekannt machen, lieber Bruder? Das ist der Konrad von Bork!“

„Der liebe Bruder schien mit seinen Gedanken ganz wo anders zu sein, er warf mir einen gleichgültigen Blick zu und sagte kurz, formenlos: „Schön — angenehm!“ Dann brammelte er etwas von einem seltenen Käfer, den irgendjemand gefunden hatte und den er unbedingt sehen mußte, und fauste in grotesken Bewegungen, die linke Schulter hochgezogen, den Knotenstock wie ein blankes Schwert kampfbereit in der Faust, mit riesengroßen Schritten über den Hof irgend einem Ausgang zu. Den Vater, der ihm verdugt nachsah, hatte er garnicht beachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Heimat.

O meine traute, süße Heimat du,
Nun liegst du wohl in stiller Abendruh'.
Die Augen schließ' ich, — wahn', ich wär' in dir,
Mein Heimatsdorf, — und wäre fern von hier.
Vor meiner Seele steht dein trautes Bild
Und grüßt mich aus der Ferne lieb und mild,
Wie eines Freundes lang entbehrt Gesicht —
Und steht vor mir im stillen Dämmerlicht.
Ein sanftes Abendrot blieb noch zurück
Wie ein Erinnern an vergang'nes Glück.
Mir ist's, als wünte aus dem Dämmerchein
Mein Vaterhaus, — rief mich zu sich hinein. —
Bald überm Dach die ersten Sterne seh'n.
Mir ist's, als müßt' ich durch den Garten geh'n. —
Ob an der Mauer noch der Fliederstrauch
Atmend wie sonst den duft'gen Abendhauch?
Ach, Alles ist wohl noch, wie einst es war
Vor langer Zeit, — vor manchem, manchem Jahr!
Dort ob der Tür das alte Hirschgeweih —
Das Fenster meines Stübchens dicht dabei —
Wie nah gerückt das Alles — greifbar nah!
Die Weinblattlaube ist wohl auch noch da! —
In ihrem Dämmern bis zur Abendzeit
Ich oft gefessen, Mütterlein zur Seit'. —
Das frohe Kind, es dacht' an Wies' und Haag, —
Und welch' ein Spiel wohl morgen kommen mag. —
Der Schildwach' steht vorm Tor — der alte Baum! —
In's Jünglingsherz schlich sich manch' holder Traum,
Stand ich gelehnt an seinen moos'gen Stamm, —
Sei's, daß vom Feld die Mittagsstille kam —
Mohnblüte in dem Haar — vom Aehrenfeld —
Sei's, daß der volle Mond vom Sternenzelt
Um Waldesnacht mit seiner weichen Hand
Aus Märchengold gesponnen Schleierwand. —
O meine Jugend du — aus Laub und Tor
Vom Vaterhaus siehst lächelnd du hervor! —
Du meine Heimat — wunderfüß und traut, —
Die über Ferne jetzt mein Aug' erschaut, —
Voll Heimweh flüchtet sich zu dir mein Sinn. —
So eilt ein schluchzend Kind zu Mutter hin.

W. Schultze.

Das Fremdwort im Plattdeutschen.

Von Fr. Winkel.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß unser Volk sich meist nach großen Kriegen, in denen es seine Kraft erprobt und seine Ueberlegenheit über fremdländische Gegner aufs neue erfahren hat, wieder auf seine deutsche Art besinnt und bestrebt ist, das Fremde, das wie eine Krankheit sich im Laufe der Zeit eingeschlichen hat, abzustößeln, auszumerzen in Sitte und Sprache, was dem deutschen Wesen widernatürlich ist. In solchen Zeiten sucht nicht nur der Einzelne solchem Unwesen zu steuern, sondern Gleichgesinnte treten zusammen, um durch Beispiel, Wort und Schrift dem Deutschtum außer auf dem Schlachtfeld auch auf geistigem und sittlichem Gebiete zum Siege zu verhelfen. So entstanden während des dreißigjährigen Krieges und nachher die Sprachgesellschaften, die bei ihrem Bestreben, die Muttersprache von allen Fremdwörtern zu reinigen, allerdings oft in das Lächerliche fiel, da sie auch die längst völlig deutsch gewordenen Lehnwörter aus dem deutschen Sprachschatz hinauswerfen und durch deutsche Neubildungen ersetzen wollten, die

keineswegs einen wirklichen Ersatz zu bieten imstande waren; man denke nur an Gesichtserker statt Nase und Zeugemutter statt Natur. Aber immer wieder kehrte das Fremdwort zurück, und wieder kam die Zeit, wo die Muttersprache verachtet in der Ecke stand, ein Afschenputtel neben der eitlen und aufgeputzten französischen Stieffschwester. Und schon der alte ehrliche Lauremberg klagte:

Söll Schippbrok heit de dütsche Sprak geleden,
De Franzöfsche heit ehr de Nase afgeschneden
Un heit ene fremde Nase wedder angeflidet.

Doch das deutsche Volk dachte nicht an das Sprichwort: „Wer sin Näs' schänd't, de schänd't sin Gesicht.“ Und noch ein Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege war selbst der Fürst, dem Deutschland so unendlich viel verdankt wie keinem anderen vor ihm, Friedrich der Große, seiner Muttersprache nicht mächtig und wollte von der deutschen Literatur nichts wissen; und

daß gar mancher sonst gute Schriftsteller wieder in geradezu unausstehlicher Weise das Fremdwort bevorzugte, wo ein gutes deutsches Wort sehr wohl am Platze war. Die Kellame hängte gar zu gern dem deutschen Erzeugnis ein fremdes Mäntelchen um; und in der sogenannten Gesellschaft waren vielfach Französisch und Englisch wieder verhätschelte Lieblinge geworden, und die Werke der Ausländer, wie z. B. des italienischen Gassenpoeten Annunzio, dessen ganze Erbärmlichkeit während des Krieges ans Licht gekommen ist, wurden massenhaft in deutschen Uebersetzungen in unserm Vaterlande gekauft und bewundert.

Und heute? Von allen Seiten sind sie über uns hergefallen, wie Hyänen über einen ruhig seines Weges gehenden Wanderer, mit ihren Waffen, mit ihren Verleumdungen in Wort und Schrift. Da hat denn der deutsche Mißge, die widerlichen Bestien mit starken Armen gepackt und zurückgeschleudert. Deutsch! Das ist



Kriegspferde.

doch schufen damals schon ein Lessing und ein Goethe ihre Meisterwerke.

Und wieder erwachte das deutsche Volk aus seinem Dornröschenschlaf, als in den Freiheitskriegen welsches Volk und welsche Art besiegt worden war. Die Namen Blücher, Stein, Arndt, Körner, Jahn allein genügen schon, um dem Leser die Geschichte jener Zeit ins Gedächtnis zurückzurufen, jener Zeit, da deutsches Sehnen, deutsches Hoffen in den Herzen der Besten wieder lebendig wurde.

Dann kam 1870 und 71 der deutsch-französische Krieg, aus dem das deutsche Reich hervorging und der eine Zeit heraufrief, wie unser Vaterland sie zuvor nie gekannt hatte. Und wieder traten Männer auf, die welschem Wesen den Tod geschworen hatten und die der deutschen Muttersprache wieder zu ihrem Recht verhelfen wollten. Und sie hatten großen Erfolg. Besonders gebührt den Behörden Dank, die so manchen fremden Ausdruck aus dem Verkehrsleben beseitigten und durch einen treffenden deutschen ersetzten. Man denke nur an Post und Eisenbahn; wie vieles hat sich dort gebessert. Da ist, um nur einiges zu erwähnen, an die Stelle des Perrons der Bahnsteig, an die Stelle des Billets die Fahrkarte, an die Stelle des Coupés das Abteil getreten und jedermann hat sich längst an diese Bezeichnungen gewöhnt.

Aber wie sah es aus im sonstigen Verkehrs- und Gesellschaftsleben? Es läßt sich doch nicht leugnen,

heute die Lösung. Unser Volk schämt sich, daß es seine Muttersprache verkannt hat und sucht die Fremdlinge und Eindringlinge hinauszuerwerfen aus seinem Hause. Gar manches ist hier schon geschehen und es soll hier ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß es ein Mecklenburger ist, der Herausgeber der Westermannschen Monatshefte, Friedrich Düfel, ein Altstreliger von Geburt, der als einer der ersten in seiner Schrift: „Verdeutschungen, Wörterbuch fürs tägliche Leben“ (Braunschweig 1915, G. Westermann. Geb. 1,50 Mk.) jedem ein vorzügliches Hilfsmittel bietet, alle entbehrlichen Fremdwörter nach ihren Bedeutungschwankungen aufs trefflichste zu verdeutschen.

Und wenn der langersehnte Friede ins Land gezogen ist? Wird dann diese Bewegung, deutsches Wort und Wesen wieder zur Geltung und zu Ehren zu bringen, weiter wirken, oder wird nach wenigen Jahren der gute Michel sich wieder von dem welschen Sirenen-gefangen einlullen lassen in den Schlaf? Das verhöte Gott! Doch darf man sich nicht verhehlen, daß die Gefahr groß ist. Liegt es doch tief im deutschen Wesen begründet, alles Fremde zu überschätzen und alles zu unterschätzen, was „nicht weit her“ ist.

Und wie sieht es aus im Plattdeutschen? Daß in den Grenzgebieten die fremde Nachbarprache ihren Einfluß auch auf das Plattdeutsche nicht verfehlt hat, z. B. das Russische in Preußen, das Dänische in Schleswig, ist ja nur natürlich; ebenso natürlich ist es, daß

z. B. in Ortschaften mit zahlreicher jüdischer Bevölkerung manche Ausdrücke aus dem Hebräischen in die Umgangssprache, namentlich in die Handelsprache übergegangen sind; sowohl in das Hochdeutsche als auch in das Plattdeutsche. Doch auch im Binnenlande herrscht das Fremdwort im Plattdeutschen. Hier gilt das Sprichwort: „Wie der Herre, so 's Gescherre.“ Ist doch unser liebes Plattdeutsch lange genug angesehen worden als die Magd des Hochdeutschen; und es ist ja bekannt, daß die Magd gar zu gerne bestrebt ist, es überall ihrer Herrin nachzumachen. Ist es da nicht erklärlich, daß die Unart, Fremdwörter zu gebrauchen, von den sogenannten gebildeten Kreisen auch auf das „Volk“ übergegangen ist?

Doch es gibt auch noch andere Ursachen, die diese Unart verschuldet haben. Zunächst ist ja unser niederdeutsches Volk selbst oft genug mit den Fremden in Berührung gekommen und kommt noch immer mit ihnen in Berührung daheim z. B. in den Seestädten und draußen im Felde mit dem buntesten Völkergemisch. Da bleiben selbstverständlich bei den Hörern gar manche Ausdrücke haften, die dann in die Heimat getragen und wie Unkraut ausgestreut werden über alles Land.

Und dann denke man wieder an die vielen Kriege, die in allen Jahrhunderten auch Niederdeutschland in Mitleidenchaft gezogen haben; hat doch auch unsere mecklenburgische Heimat im Dreißigjährigen, Nordischen und Siebenjährigen Kriege und zur „Franzosenzeit“ genug Fremde gesehen und oft als Herren gesehen: Schweden, Franzosen, Russen, Kroaten, Ungarn, Böhmen usw. Wohl knirschte der brave deutsche Michel mit den Zähnen, aber oft fühlte er sich wohl gar geehrt und versuchte die Fremden zu verstehen und in ihrer Sprache zu reden. In den vornehmsten Familien radebrechte man zur Zeit der Franzosenherrschaft ein jämmerliches Französisch; auf den Bällen, die man den fremden Offizieren zu Ehren gab, lispelten die jungen Damen errösend die eingelernten französischen Phrasen und waren hochbeglückt, wenn sie in ihren Stammbüchern von der Hand der verhätschelten Offiziere ein paar französische Reimlein davontragen konnten.

Und in den Bürgerhäusern, wo die französischen Soldaten einquartiert waren, äßte man nach, was man in den oberen Schichten sah, und auf dem Lande entspann sich wohl oft eine Unterhaltung wie zwischen Möller Boß und dem Franzosen in Reuters „Franzosenentid“.

In den vornehmen Kreisen herrschte damals noch mehr als nach dem Siebenjährigen Krieg die Mode, bei Tisch und bei den „Assembleen“ französisch zu „parlieren“ und die Kinder von französischen Bonnen und Gouvernanten erziehen zu lassen; und auch noch damals galt, was schon früher der redliche Boß von der Gutsherrin gesagt hatte:

Aber sein (des Junkers) Weib, das Geripp, das sprudelt und flucht auf Französisch
Im altfränkischen Tanz, wenn kein Puzmädchen die Kettlein
Ihr nach der neuesten Mode gehängt.

Aber auch die Behörden mit ihren Verordnungen, Gericht und Amt mit ihren Erlassen, Richter und Rechtsanwälte, Aerzte und Apotheker brachten so manchen lateinischen Ausdruck unter das Volk, dem ja schon die vielen Titel, die fast alle ein fremdländisches Gewand trugen, unverständlich bleiben mußten.

Kam doch schon in grauer Vorzeit mit dem römischen Recht auch römische Sprache nach Deutschland, die ja hier jahrhundertlang die Sprache der Wissenschaft war.

Als Ursachen der Fremdwörterpest im Hoch- und Plattdeutschen sind also besonders anzusehen: die Einwirkung der Sprache der Nachbarvölker, des Hebräischen in Ortschaften mit zahlreicher jüdischer Bevölkerung, des Englischen an der „Waterlant“, des Lateinischen als Sprache der Behörden, der Kirche und des Gelehrtenstandes und vornehmlich des Französischen als Sprache der Vornehmen. Zu dem allen kommt noch die unmittelbare Einwirkung der verschiedenen Fremdsprachen auf unsere deutsche Muttersprache während der großen Kriege, die von jeher — schon seit der Zeit,

„da die Römer frech geworden“ — unser Volk gegen die feindlichen Nachbarn zu führen hatte.

Und wie das Fremdwort ja gerade bei den Halgebildeten und Eitlen stets eine freundliche Aufnahme gefunden hat, so war es ganz natürlich, daß auch das ungebildete, urteilslose Volk es annahm und sich seiner Meinung nach damit schmückte, wie es sich ja auch sonst gerne mit allerlei fremdem Glitter und Tand behängt. Und wie solcher falscher Schmuck uns gar oft ein Lächeln ablockt, so auch die in der Regel falsch angewandten und oft bis zur Unkenntlichkeit entstellten Fremdwörter im Munde des Volkes.

Darum hat sich auch unser Fritz Reuter diese Eigentümlichkeit unseres Volkes und die daraus sich ergebende Komik nicht entgehen lassen; es sei hier nur erinnert an die Läuse: „Täuw, di will id betalen,“ „Verdüh“ und „Dat Hunn'nderbott,“ an Möller Boß in der „Franzosenentid“ und vor allen Dingen an die Prachtfigur Onkel Bräsig, der ja in ergößlichster Weise seine Rede fortwährend mit den unmöglichsten Fremdwörtern „ausstaffiert“. Wohl ist Onkel Bräsig längst tot; aber er hat doch noch zahlreiche Verwandte in Mecklenburg. Da meint ein biederer „Entspecker“: „Wir gehen die Diagnose (Diagnose) über den Kamp, dann schneiden wir ein gut Stück Wegs ab.“ Ein Soldat verabredet mit seinem „Kammraden“ ein Zusammenreffen: „hüt abend kloß acht up 'n Mark bi den groten Kadaver (Kandelaber)“; ein anderer spricht von einer Medizinalwag (Dezimalwage). Man traut seinen Ohren nicht, wenn man Äußerungen hört wie: „He het all wedder na Upstel (Hypothek) up sin Hus upnahmen,“ oder: „De Russen sünd jo en ganz unkolortiert (unkultiviertes) Volk,“ oder: „Ja, Broder, in din 'n Hus' het di ten Minsh nich to estamiern (ästimieren),“ womit aber gerade das Gegenteil gesagt sein sollte: „In deinem Hause hat dir niemand Vorschriften zu machen.“ Recht eigentümlich klingt es auch, wenn ein Schneider mit sachkundiger Miene ein Stück Zeug beurteilt: „Dat is 'n lesheren (léger) Stoff un dorbi doch leicht.“

Gar sonderbare Verrenkungen kommen vor bei den verschiedensten Titulaturen. Der höhere Geistliche (de Pap) heißt de Propoß, Popoß oder Papost und „de Herrn von 't Kunsturn“ (Konfistorium) heißen de Kunstjerakrat, de Suppendet oder Suppadent und wohl gar Kirchenrott (Matte statt Rat). Eine Erzellenz wird mit „Pestilenz“ bezeichnet; und neben dem „Altuwor“ und dem „Kastrater“ findet sich für den Sekretär der schöne Titel „Sakter“, für den Direktor die Bezeichnung „Drekter“ und für den Senator „Snater“. Und neben dem „Perfeßer“ (Professor) in der Stadt findet sich auf dem Lande, z. B. in Holstein (s. Klaus Groth und Sophie Dethlefs), der Name „Perzepter“ oder „Pozepter“ (bei J. Mähl) (Praeceptor) für den Lehrer, der früher „Simmarist“ oder „Simferist“ gewesen ist und im „Kattissen“ (Katechismus) Bescheid weiß und bei dem die Kinder zum Teil „in de Probat“ gehen (Privatstunden haben), wenn sie sonst „ehr 'n Ler nich ordentlich weeten“.

Der Kranke fühlt sich so putschent, so marod, mies, malad, miserabel; er hat „'ne schlicht Kälür“ (couleur); em deit de „Däh“*) weh; he het de Diarree (Diarrhöe), de Zulenza (Influenza), dat Potagra, de Blädersie (Pleurésie), den Krizmatismus usw. Die Namen der Heilmittel, die gegen die verschiedenen Krankheiten gefordert werden, machen oft dem flügsten „Upseker“ und seinem „Promiser“ Kopfschmerzen. Wer kann auch gleich wissen, daß Bullerjan Baldrian, ungewendte dicke Stiebel unguentum digestivum, umgewendte Napoleon dagegen unguentum neapolitanum und Gipsjakob unguentum aegyptianum, offer Peter oleum petrae (Steinöl), olle Lore oleum laurai, Düwelsdred asa foetida, Krüzossenplaster emplastrum oxycrueum Aroposora Arquebusade, Stinkmarie seincus marinus bedeutet.

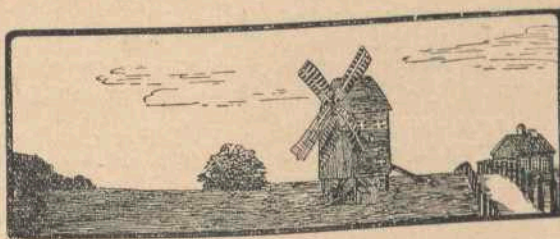
Wenn der „Kog“ (Koffat), „Mallier“ hat und ihm etwas an „sin Kurr“ (currus) „kaput“ ist, dann ist er oft „kumpawel“ (capable) und „repariert“ den Schaden, und dabei hat er es so „pressiert“, daß er

*) Vgl. la tête. Däh findet sich im Hochdeutschen bei Heinrich von Kleist: Der zerbrochene Krug.

sich „gor ken Respiet“ gönnt; vielleicht hat er zu dem Rademacher „kenen Fiduz“ (fiducia), oder er will sich ihm gegenüber „ken Demantie“ geben, oder er will mit dem „Kujon“ nichts zu tun haben, denn „dat is en Filu“ (filou); und darum „riskiert“ er es selbst. Warum soll er da noch „bel Fismatenten“ oder „'n groten Umbräsch“ (embarras) machen. Er nimmt „sin Knif“ (canif) aus der Tasche, und dann arbeitet er los, ordentlich „mit 'n Alwed“, und wenn er fertig ist, dann ist sein Kunstwerk so „propper“ und „akkarat“ oder gar „afferinenrat“ so gut, als wenn es der Stellmacher gemacht hätte. Ja, „allens süßst kurieren können, wenn 'n in de Perduly (bredouille) kümmt, dat 's probat, un manchmal is de ganze Kram blot 'ne Packatell“ (bagatelle).

Auch für die Kleidung gibt es im Plattdeutschen manche Fremdwörter. Am Sonntag setzt zuweilen auch der Tagelöhner, wenn er zur Kirche geht, seinen Cylinder, „sinen Schapötter“ (chapeau) auf und bindet ein „Schmifett“ (chemisette) vor und einen „Schlips“, im Winter einen „Schall“ (chale), um, zieht auch wohl gar „Manschetten“ an, während seine Frau „ehr Sünndagshabit (habit), ihr „Kamisol“, ihren „Mantäng“ anzieht oder ihre „Mantilg“ oder „Schenilg“ (chenille) umbindet. Am Wochentag dagegen trägt er statt des Hutes „sin Klotz“ (calotte), und am Winterabend zieht er seine „Pumpuschen“ (babouches) an. Im Sommer gehen Vater und Mutter auch wohl mit Stock und „Parapli“ und mit „all ehr Trabanten“, mit „de ganze Packasch“ (bagage) über Land, um die „Kasin“ (cousine) zu besuchen.

(Schluß folgt.)



Möller Riekhof.

Von Wilhelm Neese.

„Hebben Sei 't n' bäten dalschräben, Schaulmeister? Die Gemeinde erklärt sich da einverstanden mit, daß die Brücke über die Mühlenbäk einen neuen Belag bekommt von Eichenbohlen. — Dower nu räd't doch nich all dörch'n ein! Man kann jo sin eigen Wurd nich verstahn; dit geiht hier jo tau as in'e Judenschaul“ rep dei Schultervadder in den Darm rin un haugt mit sin grot Just up den Fisch, dat Buddel un Gläser sit heil dull versierten un schier up'e Näs fölen. „Dat is all tämlisch lat worr'n, öwer wi sünd glit farrig. Möller Riekhof hett dat Wurd.“

„Se — wat ik noch seggen wull“, fäng des' an, „wi hebben hier in't Döörp dei Witfru von den Baudner Oldag; ehr Mann kem jo verladen Harvost tau Schaden bi't Stämm-utraden. All Dokterknäp wiren ümsüs. Nu sitt dei Fru dor mit twei unmnünnig Gören, dei keinen Wadder mihr hebben, un weit nich, woans sei ehr un sit dörschfaudern bi ehr infäken; dor set sei, bi 6 Grad Kall buten, in ehr Döns achtern kollen Aben un rohrte mi wat vör. Wurans wir dat, Wihnachten steiht vör dei Döör, wullen wi ehr nich ut dei Gemeindefass' ne lütt Bihälp tauwenn? Mit teihn Daler wir dei irst Not fihrt. Nachtwächter Brümmer kann ehr jo'n Dag vör Hilligabend dad Geld hendrängen; sei möt doch ol gewohr warden, dei arm Fru, dat wi Wihnachten hebben, un ehr lütten Görn soel'n ut mal wedder Bullbutsabend fiern. Ja, dat wir dat, wat ik seggen wull“ un dorbi set dei rik Möller, as hei näumt würd, pil in dei Tranlamp, dei von den Deckbalken swälte, den dicken Dumen in sin gollen Uhrfädel hakt, dei em swor vör sinen dicken But bummelte; let sit denn mastig in sinen Staub; achteröwer fallen, dat des' vör Weihdag lud up-krischte, un lei bi sin Mitschöppen dei Reig nah an, dat linke Ög halv tauknäpen, as wenn hei seggen wull: „Dor rückt an as Rasper an Suerföhl.“

Allens wi bomstüß. As dei Möller anfäng tau räden, hadd' num's recht henfürt; sei hadden all twei Stunn' säten un sit dat fuer warden laten. Sei nehmen dat irnst mit ehr Amt un sträwten redlich för dat Woll von ehr lütt Döörp. Un dat is nich lichi för so'n Ort Lüd, Kopparbeit, dei gewennt sünd, den heilen Dag buten rümtauschörwarfen orer in'n Warfstäd mit Nadel un Twirn, Fickdracht, Sag orer Hamer rümtauhantieren. Kopparbeit grippt an, as ut dei Öff jäd as hei taum irstenmal in'n Plaug treckte.

Nu wiren sei mäud von all dat Ratslagen un Besluten, nich tau vergäten dat Bier, mit dat sei ehr Köhlen, wenn sei von't bälle Draehnen all tau drög worden wiren, immer wedder anseucht hadden. Un drög wiren sei heil oft. Also nüms nich härte tauerst up'n Möller sin Wärd; dower je wider hei mit sin Näd kem, um so mihr spielten sei dei Uhr'n. Wat, sei hadden doch nich all tau väl drunken! Is dat Riekhof, dei dor räd't, von den dat heit, hei hadd'n Gewäten, wo'n mit'n Fauder Heu in ümwenn kann; den sin Wahlspruch wir „bi Geld is gaud wahren“ un drüm nich naug von frigen künn, lißväl, wat ut dei suere Sweit anbackt von Lüd, dei nig tau bieten un tau bräken hadden, oder heite Tranen von arme Witfrugens dat blant wascht hadden. Denn möt dat doch wol nich andäm sin, wat dei Lüd von em vertellen, dor hadden sei woll wedder ut'n Kurz n' Dunnerslag mast; un dor wir woll keiner, dei em nich in'n stillen Abidd ded von wägen dei leg' Meinung, dei hei hatt hadd von em.

„Fiz'n Koem“, rappelt sit tauerst Schaulster Brüggmann up, „dei Näd hett mit bannig an't Mager gräpen“, un Bewer Sötmeldt fohrt sit mit de verwerndt Hand oemer dei Ögen: „taum Deusching, wat bitt mi dei Not in'n Ögen! Dor is in'n Döns so'n Smol, dor kann man schier Stücken rutnieden.“

„Ja, dat is ut von Kopmann Hohnagel sinen Knaster“, freiht Snider Wäpstiirt mit sin piepsig Stimm dormang, „dor kann'n Spenn' mit utröflern.“

„Kiekt den Snieder an! för jeden is so'n Tabak ut nich; dat fall jo ut Frugens gäwen, welle dei Büg an-

Meinem Freunde Adolf R. †.

Requiescat in pace!

Er war verwachsen und ungestalt,
Doch war sein Herz von gold'nem Gehalt.
Er war unscheinbar und zwerghaft klein,
Doch stark war sein Herz und von lichtem Schein.

Er war von Leibe gar fied und schwach,
Und doch war er immer tätig und wach.
Wer hätt's ihm verdacht, wenn lässig er war,
Doch treu seine Pflicht tat er immerdar.

Er hatt zu tragen des Jammers gar viel,
Doch klang es in ihm wie ein Saitenspiel.
Man dacht' wohl, er wäre voll Bitterkeit,
Doch war er von lauterster Gütekeit.

Des Trostes hätt' er bedurft gar sehr,
Doch Trost gab freundlich er jedem her.
Er hatte wohl Ursach' verzagt zu sein,
Und doch sah sein Zagen nur. Gott allein.

Er war als ein Licht in dieser Welt,
Zum Segen für viele hingestellt.
Er leuchtete helle am dunklen Ort,
Und leuchtet auch mir noch fort und fort.

Gott aber nahm ihn frühe zu sich
Und sprach: „Ich habe geliebet dich,
Getreuer Knecht, nun ruhe du aus
Bei mir im himmlischen Vaterhaus!“

Dorthin, Freund Adolf, gingst Du mir voran,
Du wiesest mir treulich die rechte Bahn.
Ein Sternlein glänzt am Himmel Du mir,
Danach nun schaue ich für und für.

Raimund Eberhard.

hebben an ehren Ritel schön franzheistern würd'n, wenn hei sik ünnerstahn würd, tau smöken."

"Dor heft Dinen Tappen weg," hoegte sik Radmacher Sadenwäter, „ja, frieg man irst, fallst'n Start woll hängen laten, as dei Scheper tau sin' Rötter säd."

"Wat, wat, meint hei mi dormit, Hollnagel?" begehrt dei Snieder up, „so'n Tütendreier will mi — „Dor snappte den Snieder sin Stimm oewer. Dit nehm dei Kopmann woher: „Wän dei Schauh paßt, kann em sik jo antreffen“ un böst'n poor Kringel ut sin Zigar' nah'n Snieder roewer.

„Aber lieben Leute, keinen Zant!“ läd sik nu dei Paster in't Mittel, „soeben erst hat unser Rietshof gezeigt, wie man das Heilandswort von der Nächstenliebe wahr machen soll, und ihr geratet euch wegen eines gewiß nicht böse gemeinten Scherzwortes unseres Schneidermeisters Wäpstiirt gleich in die Haare."

Wildef hadd sik uf dei Schulenbadder verhalt; irst krönigt hei noch'n pormal, nehm denn 'n dägten Stuck ut den Kraus, dei bör em stünn.

„Uns' Paster heft Recht, holl dat Mul, Wäpstiirt!“ jöhrt hei desen, den sin Stimm wildef wedder in'n Bäuf kamen wir, un dei von fleffen upbegehren wull, öwer't Mul: „wenn ji larmen un jug strieden wullt, so makt dat naht af."

Deuorigens dor is woll nüms gegen Möller Rietshof sinen Börslag; Fru Oldag is ne stitige Fru, bör dei man den Haut afsnähmen möt, oewer sei heft lüster tum dat nödigst. Schaulmeister, Sei faten dat woll wedder n' bäten in'n Fedder: Auf Vorschlag von Müller Rietshoff soll die Witfrau Oldag aus der Gemeindefasse 10 Taler erhalten."

„Wenn Keiner mihr wat up'n Harten hett, sünd wi nu mit uns' Dagsordnung prat; — ji blüwt woll noch'n bäten bisitten. It will furts nahhus, it möt all bör Dau un Dag wedder rut; fall morn früh up't Amt wäfen."

Schulzenbadder drückte jeden dei Hand; den Möller sin oewer höll hei 'n bäten länger fast un drückt ehr 'n deil düller as dei annern ehr.

„Sei wullen uf all gahn, Herr Paster? dat's nett, wi hebben ja den sülmigen Weg."

Un dei beiden güngen rut in den floren Winterabend; irst halten sei mal recht deip Luft nah dei dicke, stidige Luft dor binnen.

„Leiw Schulting," flüng dei Pastor denn an, „man lihr doch nie nich ut. It heft den Möller sik Johr un Dag nich mihr in dei Kart seihn; oewer man fall doch nich seggen, dat sonn' Ort Lüd kein gauben Christen sin koenen."

„Ja, Herr Pastuhr, dor moegen Sei Recht hebben; dei jeden Sünndag nah dei Kart lopen, sünd nich ümmer dei besten, un dei blot an dei hogen Festdag henlopen, blieben bäter oewerhaupt ganz tau Hus; dat is min daemlich Meinen, Herr Pastuhr."

„It will dor nix gegen seggen; oewer seggen Sei mal, wat hollen Sei von Rietshoff?"

„Se dor kann't uf keinen rechten Klaut in kriegen. Wenn hett hei süs mal an anner Lüd dacht; blot ümmer an sik. Un för wän rakt hei all dat Geld tausam! Ein Fru is dot un Kinner hett hei nich, un wenn sei em mal rutdragen nah'n Karthof, mitnähmen kann hei doch nix."

„Ja, dat Minschenhart is 'n eigen Ding." — „It biin tau Hus. Gaud'n Nacht, Schult, un gröten Sei mi morn den Herrn Amtmann."

„Schön dank, dat ward ik dauhn." — „Un still leg dat lütt Dörp dor in vullen Mandshin; von Nachtwächter Brümmer wir nix tau hören un tau seihn. Blot in'n Kraug wir noch Larm; Snider Wäpstiirt un Kopmann Hollnagel fierten Verdrag bi 'ne Buddel Rotspohn."

II.

Dat was an'n Dag bör Heiligabend. In ehr lütt Kat set Fru Oldag un termaudbarst sik den Kopp. Als ehr Mann sei mit twei lütt Gören trügglaten hadd, wat hadd sei slawt un rakt, um dei Bändneri tau hollen. Man hadd ehr seggt, wat dat nich bäter wir, dei Stell tau verköpen, ein Fru würd dei Arbeit tau väl warden. Deuer dei Kat, in dei sei an 10 Johr heil glücklich Stunn', vull von Leiw, oewer uf vull Arbeit verlämt hadd, frömd Lüd oewerkaten, dor wull sei nix von weiten; un denn süll ehr Jung doch, wenn hei mal grot wir, dei Stell ansetzen, dat hei kein frömd Lüd ehr Brot tau äten bruckte. „Dei Bändneri verköpen! ne, solang ik noch Hand un Haut rögen kann, ward dor nix ut“ hadd sei den Möller antert. Dissen hadd dat Grundstück all lang in dei Egen stäken; dat würd sin Gewäf' so moh afrunden, un denn künn hei sik jo gaud 'n graden Weg von sin Moehl nah dei Chaussee ranlegen, nu müht hei mit den sworen Fingertwagen ümmer 'n leimweg um dat halve Dörp rümmaken.

All bör einige Johr, as Oldag noch läwen ded, hadd hei mal up'n Busch kloppt. Deuer Oldag hadd em fort aflowen laten: sin Ollernawo stünn nich tau'n Berlop un'n Weg för frömd Lüd wull hei nich oewer sin Grundstück.

Nu hadd dei Mann sik dat entslegt, un dei Möller hadd dacht, nu wir dat Tid; oewer uf dei Fru hadd sik up nix nich inlaten wullt.

Na, 't schadt nich, hadd hei dacht, up einen Schlag gifft dei Buer sin Tochter nich furt, geiht nich up'n graden Weg, geiht an'n En'n up leimwägen.

Sei let sik nich marken, wur em dei Afflag argern ded. Hei wir ümmer sik fründlich gegen dei Jung, grep ehr hen un wenn mit 'n gauden Rat ünner dei Arm un nie güng hei an ehr Gören dörbt, ahn 'n poor Wärd mit ehr tau fören; af un an let hei sik dat gor biefamen, ehr'n Schilling in 'ne Hand tau stäken.

Wat Wunner, dat dei Fru sik an em wen'n würd, as sei nich mihr ut un in wüßt. Dat Gräfnis för ehren Mann, dei Dotter un Apteifer hadden heil väl Geld kost't, un dei Räkningen wiren noch nich bitahlt. Un kein Unglück kümmt allein, as dei Dirn säd, hadd Twäschken frägen, dor hadd sik Fru Oldag ehr einzig Kauf verjungen un wir ingahn, ihre dei Schlachter dor wir. Wur süll sei up'n Stug so viel Geld hertriegen. Rietshof wir glük prat un tellt ehr 200 Daler hen. Nahwers möten einanner helpen, hadd hei seggt. Deuer dat Geld müht — blot wegen dei Ordnung, as hei säd — up dat Grundstück indragen ward'n, un fiew Prozent Tinsen wiren nich tau düer; dat wir 't legt Geld un wenn hei 't in 't Geschäft let, würd't dat duuwelt verdeinen.

Un dei Tinsen hadd sei nu all tweimal bitahlt, ümmer tau recht Tid. Deuer wur süll dat Antoni warden! Wenn't dei 15 Mark Tinsen allein wiren, hadd sei sacht noch Rat schafft; oewer sei hadd in'n Sommer öfters Schrot von'n Möller halt un of Mähl. Mit dei Bitahlung hadd dat kein Al, hadd hei ümmer seggt, dei Möller. Micheli hadd hei ehr oewer mit'n mal 'ne Räknung börlegt oewer binah 25 Mark un Bitahlung verlangt. Hei hadd dat Geld up-sülsen nödig, hadd hei seggt; hei wull sik 'n nigen Gang indugen laten un müht nu jeden Penning brufen.

Sei hadd nich bitahlen könn't; dat wir 'n drög Johr west; dei Klag un dei Kartüffel hadden nich loht. Dei Möller hadd ehr verklagt; dat Urteil leg dor in'n Ruffert. Wur süll sei nu dat Geld hernähmen; wenn sei dei 30 Mark, soväl ahngefähr wiren dat mit dei Gerichtskosten, nich updrewn, wat denn! Denn kem woll gor dei Gerichtsbollzieher un ehr ihrlich Nam würd dörch 'n Dreck treckt. Un denn wirn'n jo in 8 Dag dei Tinsen för 't Hus fällig. — Un sei müht an'n En'n rut ut ehr Kat — ne, blot nich an denken. —

„Riet, uns' Mudding roht," rep dei Jung un stödd sin Süster an; hei let dei Bulßök ligen, mit dei sei an'n Hautboden spalten, un stellt sik bag bör sin Mudder up: „Wän will di wat dauhn? Eische Mann, hei fall blot kamen!“ un draugt dorbi mit sin Fuß nah dei Dör —

Wat, güng dor nich dei Husdör? Fru Oldag wischt sik fix oewer dei Egen; dat sei roht hadd, brukt nüms tau seihn.

„Man neger! — Gauden Mornn Brümmer, dat's recht, dat Sei mal börkieken; wat bringen Sei schön's?"

„Ja, wat schön's; heil wat schön's; ik will uf mal Kuklas spälen."

„Deuer is Hannjochen uf ümmer orig west? kannst Du uf bäden?" wend'te hei sik an den Jung, dei noch ümmer breitbeinig bör sin Mudder stünn.

„Fein, Unkel Brümmer."

Leiw Wihnachtsmann,

It bäd di an,

Lütten Jung bünn ik man,

Wäl bäden kann ik nich,

Wihnachtsmann vergät mi nich."

„Ne, min lütt Jung, dei Wihnachtsmann vergett di nich," un dorbi halte Brümmer umständlich einen Büdel ut sin Fied un tellte tein harte Daler up'n Disch.

„Riet her, Hannjochen, dit hett mi dei Wihnachtsmann för Jug gäben."

Fru Oldag stünn dor un lekt bald dat Geld, bald Brümmer an, ümmer ümsichtigig.

„Brümmer, wat heit dit? wat bedüd't dit! wat hett dat mit dat Geld up sik? dat is doch nich för mi?"

„Dett all sin Wichtigkeit, as mi seggt is. Tellen S' man nah, teihn Daler Kurant. Ja, ja, na ja, segg ik —"

„Deuer nu räden S' doch, wur kümmt dat Geld her, wer kann mi soväl Geld schiden? Potterie späl ik nich, un von wän süll ik wat arwen?"

„Fru Oldag, setten s' sik irst mal dal; Sei fleigen jo an Hand un Haut, un tau dulle Freud kann Schaden dauhn, as mi seggt is. — Sei verlöwen doch, dat ik mi of 'n bäten sett; dei Nachten rümlöpen makt mäud, un wenn wel seggen —"

„Hannjochen, hal mal, 'n Stauhl för Unkel Brümmer."

„Schönen Dank, min leiw Jung! Wat ik seggen wull, wenn wel Lüd seggen —"

„Herrjeh, Brümmer, seihn Sei denn nich, dat ik ge-

spannt bün as 'n Kneireim, nu vertellen Sei doch, wat hett dat mit dat Geld för'n Bewendnis?"

"Sitten Sei uk wis, Fru Oldag? uk hüt tau Dag geschehn noch Wunner: dat Geld kümmt von Möller Kiehof; — ne, nich jußt von em, oewer hei hett dei legt' Gemeindeversammlung 'n Räd hollen, dei säd man so stah, as mi seggt is; schöner hadd dei Paster dat uk nich künn, un dei Schöppen sünd oewereins kamen, Sei ut dei Gemeindefass' mit 'ne lütt Bihülß ünner dei Ogen tau gahn, as mi seggt is —"

"Wat seggen Sei? dei Möller! un ik leges Frugensmisch, wat heff ik schimpf up em un schandiert — mi steiht dei Verstand still: wat hett hei mi den irst verflagt? libbäl, min leiw Brümmer, nähmen 's nich oewel, ik möt furts nah dei Moehl — ik bün glif wedder dor — ne, un ik glöwt — Gott in'n hogen Häven, nu kann ik doch noch Wihnachten fiern — adschüs Brümmer — Herrseh, nu heff ik min Koppdauk vergäten. Wur heff ik dat wedder henleggt!"

"Je, Fru Oldag, wat 'n nich in'n Kopp hett, möt'n in'n Bein hebben, as mi seggt is. Dor güng oewrigens dei Husdör. Herein, wenn's kein Sneider is — Wat is Sei, Fru Oldag! nu hett dei Freud Sei doch oewernahmen. Jung, fix'n Pott Water, din Mudder träden dei Umidan an." — So, Fru Oldag, drinken S' irst mal — Dor is Bisaut, Herr Thies, orer kennen Sei em, hei is von Profeshon Gerichtsvollzieher; ja, ja, son'n grote Freud, wenn sei einen tau glubich oewer'n Liw kümmt, — geiht dat nu all wat bäder?"

"Je, Herr Thies, wat dauhn Sei all so früh in't Dörp? Wullen Sei sik noch 'ne Wihnachtsgaus upspröcken? Denn sünd Sei hier verführt, Fru Oldag hett sülsen nix in dei Melt tau stippen, as mi seggt is."

"Ne, Brümmer, mi wir't leiw, ik wir up'n Gaus-hannel ut — oewer dor liggt jo dat Geld! Weiten Sei, Möller Kiehof wir gistern bi mi; hei hett jo Geld von Fru Oldag tau frigen un säd mi, hüt würd'n ehr 30 Mark utbetahlt worden, ik föll furts pannen —"

"Vergäten 's Sei ehr Räd nich! Fru Oldag, fall Hannjochen noch'n Pott bull Water halen?"

"L Gott, also doch —"
"Ja, Fru Oldag, glöwen Sei, mi is nie nich 'n Gang surer wörn as des, oewer dat is jo min Amt. Man ward jo nich fragt, wenn uk dat Hart männichmal blött, un man möt nähmen, wur man leiw schenken würd. — Von wägen min Kosten, dor warden wi uns woll um verdrägen: dei bitahlen Sei, wenn Sei dat paßt, orer Sei schicken mi tau'n Frühjohr 'n poor jung Kartüffel."

Adschüs, Fru Oldag! Wünsch uk 'n fröhlich Fest, Brümmer."

"Na, dit's 'n Stüd," schüddköppte hei, dei Nachtwächter, dei Pannkauten is nich ihrer säter, bit'n em in'e Mag hei, as dei Buer säd, dor föll em dei Pannkauten in'e Asch. Dit möt ik doch furts den Schulten vertellen. Ik fiel woll nahst noch mal wedder vor."

Lennerwegs kem em dei Möller in'n Möt; Brümmer seg em oewer nich; hei spuckte blot in'n widen Bagen ut.

III.

"Gauden Dag, Kräuger Boldt! Is dat 'ne Hunnküll buten; dat frist schier Pidelstein. Fix 'n Glas Grog, 'n recht stemen, mi frist as 'n Snieder."

"Ach, Herr Wäpstiert, nähmen S' man nich för ungaud, ik hadd Sei gor nich sehn in'e Abened; dei Aben is tau'r Tid doch dei best fründ."

"So'n Grog deist gaud; dat is bäder, as wenn einen teihn Buren gauden Mornn beiden. Dewrigens äben bemött mi dei Möller; hett dei oewer in korte Tid afnahmen! wat is dat eigentlich mit em?"

"Je, Herr Hollnagel, dat weit nüm's jo recht; sit dei Fru Oldag in't Water gahn is, hett hei sik nich mihr bi mi sehn laten un süs wir hei 'n gauden Gast von mi. Hei möt sik uk bannig verfiert hebben, as hei eines gauden Mornns dat Schütt tau sin Moehl uptreckte un dei Vieß von Fru Oldag mit hochkem. Nu geiht hei jeden ut 'n Wäg un lett sik bi nüm's nich sehn."

"Ja, dat wir uk 'n dull Stüd mit dei teihn Daler, ehr dei Fru aspannen tau laten. Ik heff em furts nich recht trugt mit sin glattmülig Rädensorten, dat Geld woll hei blot för sik; süs hadd hei dei dörting Mark an'n Enn an'n Bein binnen müßt, hadd hei Bang'n."

Un hett hei dei Fru nich babentin ut'n Hus' dräben! Nu hett hei jo dei Bändneri löst; oewer väl Freud hett hei dor nich an, as mi dücht."

"Dor hebben Sei recht, Hollnagel. Sall ik Sei noch 'n Grog bringen?"

"Ja, Kräuger, un Meister Wäpstiert, drinkt uk woll noch einen mit."

"Ja, wat ik noch seggen wull, dei beiden lütten Gören hebben nu keinen Vadder un kein Mudder mihr. Dei Schult hett den Jung up't irst tau sik nahmen un dei Dirn hett 'ne

Städ bi den Schaulmeister fun'n, bet sit wän funn' hett, dei ehr in Kost nimmt. Wildat kein Geld dor is, möten sei jo up Gemeindefkosten udahn warden."

Geiht dor nich dei Schaulmeister? Dor heff ik gistern den Möller rutamen sehn. Kloppe Sei mal an 't Finst, Kräuger — wat hei woll bi em wullt hett."

Gauden Dag; man ünner neger, Schaulmeister! Dat jitt sik hier sihr gaud. Sei hebben doch 'n Ogenblick Tid? 'n Glas Grog för unsen Schaullehrer. — Sei verlöwen doch —"

"Välen Dank, Herr Hollnagel, Sei ehr Gesundnis!"

"Prost, seggt Joß. Dewrigens wi spraken jußt von Möller Kiehof. Dei is jo g'fährlich tau sihr gahn, gor nich wedder tau kennen; hei güng mi, as ik up 'n Kraug taustüern ded, vörbi. Glöben Sei, dat hei mi fraud würd! Wenn ik nich ut 'n Weg gahn wir, hadd hei mi sacht ümrönn. Wir hei gistern nich bi Sei?"

"Ja, wat nich dei Angst vör'n Dod makt! Wer hadd dat in den Möller joecht! man wir bißlöt, vör'n Düwel süßst hadd hei kein Bang'n, un lett hei sik nu nich von jo 'n ollen Hühnergloben grugen maken."

Sei kenn'n jo dei trurig Geschieht von Fru Oldag; dat man ehr dei Bändneri oewer 'n Kopp verköpft hett, hett sei nich verwin'n künn; un denn dat dull Stüd mit dei dörting Mark. Nachtwächter Brümmer hett dat jo mit aflewt un natürlich sin Fru horflein vertellt; sei hett jo dat Amt as Dodenfru un dei Vieß inkled't un, um den Möller 'n Schaw tau rieten, hett sei ehr 'n oll Dajchen-dauk in 't Sarg mitgäwen, dat dei Möller woll bi Fru Oldag ut dei Dajch verluren hett; hei is jo öfter bi ehr kamen. Dit hett dei Möller nu tau weiten frägen un förredem smekt em kein Aeten un Drinken; hei staecht oewer Koppweidag, as wenn em dei Brägentasten utenanner basten will; kein Eg deist hei nachts tau. Sei hebben jo sehn, wur hei tauamklappert is, wat ut den groten, starken Kieß wörn is."

"Nähmen S' nich oewel," ünnerbröf em dei Koopmann, "dat makt dat böß Gewäten —"

"Säter hett dit 'n ganz Deil Schuld. Dewer Sei hebben doch uk all von den Abergloben hört: Wenn man 'ne Vieß ein Stüd Tüg orer süs wat mit in't Graß giff, wat all ein Misch dragen hett, möt dei langsam henstarben, jüst so as dat Tüg mit dei Vieß vergahn deist."

Hei Möller glöwt dor nu fast an un is oewertügt, dat hei nu bald den Äpel an dei Wand stäken möt; hei lett sik dat nich seggen, dat dit blot 'n ollen Abergloben is —"

"Dat is dit uk nich," fohrt em dor dei Kräuger in 'e Räd, "ik heff dat in min eigen Fründschaft biläwt: min Vadderbrauderdochter hadd binah an glöwen müßt, wenn nich noch tau Tid ehr Brutfranz, mit den sei 'ne dode Fründin puzt hadd, wedder ut 'n Sarg nahmen wir. Dewer vertellen Sei irst tau Enn."

Libbäl, ik glöw dor nich an; oewer dei Möller läwt nu ünner in Angst un Bang'n vör 'n Dod; hei is all nah'n Dokter weßt, oewer dei kann em jo uk nich helpen."

Gistern wir hei nu bi mi, ik föll em ein Schriewen an 't Amt upsetten, wat dei Vieß nich wedder utgrawt un dat Dajchendaat wedder rut halt warden künn."

Wat is hei mit mal lütt wörn, dei großbritanisch Möller; hei is as ümfrempest. In dei langen Nachten, wur hei nich slapen kann, ünner den Dod un dat Bild vör Ogen, wur sei Fru Oldag ut 't Water tögen, is uk dat Gewäten in em wal wörn. Ik säd jo irst all, dat dei Gein gaud Deil Schuld hett an sinen Taustand; un 't Gewäten is 'n scharp Ding. Hei lößt up sin Raffigkeit un mücht allens ungeschehn maken. Wat hett hei knendlich bäden: hei düßt noch nich dobbliwen, hei hadd noch so väl gaud tau maken, as 'n lütt Kind rohrt dei grote Kieß. Ik let mi breitslagen un heff em so 'n Schriestück upsett' —"

"Dewer wenn dat man verlöwt ward, dat Graß wedder uptaumen," smet Hollnagel dormang."

"Vorüm nich, wur sik dat um 'n Minschenläwen hannel; bi min Vadderbrauderdochter, ik säd dor doch all irst von," let sik dei Kräuger hören, "is 't uk taulaten."

"Dewer ik bün glif tau Enn" — nehm dei Schaulmeister wedder dat Wurd, "den Möller is dor uk irnstlich um tau dauhn, allens wedder gaud tau maken, sowit dat aewerhaupt möglich is."

Ik bün jo tau'm Börmund oewer dei Oldag'schen Kinner sett; mornn fall ik mit em up 't Gericht, un dei Bändneri up den Jung ümschriewen laten; uk för dei Dirn will hei sorgen — Ja, so hett dei Abergloben uk mal sin Gauds hatt, un Fru Brümmer ward uk so heil taufernden sin, dat ehr leges Börnahmen sik in Sägen verführt hett."

Dat was still in dei Döns; buten towt dei Wind um 't Hus, ret an Dör un Finstern un hult dörrch 'n Schoftein; dat Fäler in den Aben bludt' hell up un smet sinen roden Schin up vier nahdentern Gesichter."

Des Helden Schwester. *

Düster Schwarz umhüllt Deine jungen Glieder,
Das Aug', aus dem sonst helle Lebensfreude dringt,
Blickt umflort, und schwere Tränen rinnen nieder,
Der Mund ist stumm, aus dem sonst jauchzend Lachen klingt.

Vor Jahresfrist zog in den heil'gen Kampf hinaus,
Furchtlos, kühn und mutig, nicht achtend der Gefahr,
Dein Bruder, und stets seiner Kompanie voraus
War er ein leuchtend Vorbild allen immerdar!

Er trogte Kugelregen, trogte Schlachtgewühl,
Er dacht' nur an des Vaterlandes bittre Not,
Und sie zu kehren, war sein einziges, hohes Ziel,
Das er besiegelt hat mit seinem frühen Tod.

Doch weine nicht, brach sie auch viel zu früh herein,
Die ewige Nacht, für Deinen teuren Helden!
Er würde, könnt' er's, sagen: „Mein lieb Schwesterlein,
Ich muß mich jetzt bei unserm Herrgott melden!“

Du aber genieße froh Dein junges Leben,
Und mögen viel tausend Freuden Deiner warten,
Bis es dereinst ein Wiedersehn wird geben
Droben in dem wunderschönen Himmelsgarten.“

Margarete Mulsow-Schwerin.



An die Leser.

Meine Hoffnung, „Die mecklenburgische Heimat“ nur für einige wenige Monate einmal monatlich erscheinen lassen zu müssen, kann sich angesichts der steigenden Papiernot während des Krieges nicht mehr erfüllen. Ich könnte ja das Blatt vierzehntägig, aber nur vier Seiten stark, erscheinen lassen; dann aber würden sofort zwei Uebelstände eintreten, einmal müßten die meisten Artikel wegen Platzmangel auseinandergerissen werden, wodurch das Lesen erschwert wird; zum andern aber würde der Verbrauch an Kreuzbändern und Umschlägen ein doppelter sein, was bei der Papiernot vermieden werden muß. Aus dem Leserkreis ist mir bereits nahegelegt worden, das Blatt monatlich einmal herauszubringen, und ich bitte darum herzlich die verehrten Bezieher und Bezieherinnen sich angesichts der unvermeidlichen Notlage mit der monatlichen Erscheinungsweise freundlichst abfinden und dem Blatte nach wie vor die Treue bewahren zu wollen. D.M.H. wird also monatlich einmal, zwölf Seiten stark, mit bestem Illustrationsmaterial versehen, erscheinen. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß diese Erscheinungsweise nur vorübergehend ist, sobald es irgendwie möglich, erscheint D.M.H. wieder zweimal im Monat, und ich hoffe, daß sich das Ideal der wöchentlichen Herausgabe in absehbarer Zeit verwirklichen lassen wird. —

Den Bezugspreis von 50 Pfg. für das Vierteljahr muß ich unbedingt beibehalten. Als ich, im Januar 1916 — also vor etwa 1 1/4 Jahren — D.M.H. im neuen Gewande und mit erweiterten Grenzen des Arbeitsgebietes wieder herausgab, war von einer Papiernot kaum etwas zu spüren, waren auch die Preise noch nicht so enorm in die Höhe geschwenkt wie jetzt. Damals konnte ich für drei Nummern im Quartal 35 Pfg. nehmen, jetzt ist das unmöglich.

Für so viele ziemlich wertlose Dinge bezahlt man jetzt ein Sündengeld, will man denn nicht für etwas wirklich wertvolles 1 1/2 Groschen mehr zahlen?

Es kann doch nicht geleugnet werden, daß D.M.H. stets bestrebt ist, nur gediegene Geistesnahrung zu bieten. Das Ziel des Blattes ist, ein Spiegel des geistigen Lebens Mecklenburgs zu sein; D.M.H. hofft dadurch im nationalen-heimatlichen Sinn erzieherisch zu wirken. Ich werde mich in einem Merkblatt, das demnächst erscheint und unentgeltlich zu Werbezwecken abgegeben wird, ausführlicher über Aufgaben

und Ziele von D.M.H. aussprechen können, und bitte herzlich darum, dieses Merk- und Werbeblatt verbreiten zu helfen. Je mehr Bezieher, um so mehr Papier gibt es, um so eher hat auch die Arbeit der D.M.H. und ihrer Mitarbeiter, die in selbstloser Weise Kraft und Zeit in den Dienst des Blattes stellen, Erfolg. Aufklärung im nationalen Sinn tut brennend not. Gegen Flaumacherei, sinkenden Mut, Parteigelüste muß Front gemacht werden. Die Tagespresse allein reicht nicht aus, zu schnell verwehen ihre Worte. Eine Zeitschrift wird viel eher gesammelt, mit größerer Ruhe gelesen, vielleicht mehrere Male, man sinnt über einen Artikel, über ein Wort nach, bespricht auch das Gelesene im Familien- oder Freundeskreis, ihre Wirkung kann daher eine tiefere sein. Darum helfst mit, daß die Arbeit der D.M.H. nicht vergeblich ist, sondern Früchte trägt!

Der Herausgeber.



Glocken, ihr Glocken.

Glocken, ihr Glocken, zum letztenmal
Schallt ihr vom Turm über Stadt und Tal.
Tönet im Dreiklang euer Geläut,
Klingt ihr so mächtig, herrlich und weit.

Glocken, ihr Glocken, gar still und bang
Lauschen noch einmal wir euren Klang.
Wie er von Kindheit an uns vertraut,
Uns're Mütter und Väter erbaut.

Glocken, ihr Glocken, in Freud' und Leid
Habt ihr begleitet uns allezeit.
Gottes Walten ging durch euern Mund,
Von Seiner Allmacht gabt ihr uns Kund'.

Glocken, ihr Glocken, nun soll's gesch'hen,
Daß ihr für immer müßt von uns geh'n.
Dienen sollt ihr auch dem Vaterland,
Brauchen tut es von Erz das Gewand.

Glocken, ihr Glocken, — noch tobt der Krieg,
Habt oft verkündet der Uns'ren Sieg!
Jubelt rings mit den Schwestern all!
Fest steht auch jetzt noch der deutsche Wall.

Aber der Feinde sind gar so viel,
Deutschlands Verderben ihr einzig Ziel.
Daß unser Heer sie auch weiter zwingt,
Helft nun, ihr Glocken, daß es gelingt.

Schützt uns're tapfern Krieger dort drauß',
Kündet ihnen von Heimat und Haus.
Und seid ein Segen, wie lang' ihr's wart,
Nun auch, ihr Glocken, in neuer Art.

G. Wildt.



Fügung der göttlichen Vorsehung.

Aus einem Feldpostbrief.

Am Abend des 17. hatte der Gegner links von uns, bei B., ziemlich große Fortschritte gemacht, so daß unsere an sich schon vorspringende Stellung in der Flanke und im Rücken bedroht wurde. In der Frühe des 18. kam daher der Befehl für unsere Division: Zurück in die . . . Stellung! Unsere Armee hatte nämlich bis dahin die planmäßige Besetzung dieser Linie nicht vorgenommen, sondern ihre ursprüngliche Stellung bis zum Fort A. an der Y. beibehalten; so mußte, was an der übrigen Front in 5 Wochen planmäßig geschehen war, bei uns in kürzester Frist, in wenigen Stunden, erfolgen. Der Rückmarsch über die völlig in Sicht des Feindes gelegene Hochebene in den hellen Morgenstunden erschien uns als ein höchst bedenkliches, verlustreiches Unternehmen. Hinter uns ein dreifaches Drahtverhau von ca. 10 Meter Tiefe, dahinter der breite Graben der zu besetzenden Stellung; in diesem mächtigen Hindernis nur wenige schmale Durchlässe, durch welche die Straßen und Kolonnenwege führten, und auf die der Feind ausgezeichnet eingeschossen war! Sobald er unsere Rückwärtsbewegung bemerkte, brauchte er nur diese Durchlässe durch Artilleriefeuer

*) Verfaßt zur Erinnerung an den am 17. April gefallenen Kriegsfreiwilligen Herbert Lange, Schwerin.

zu sperren, und kaum einer wäre lebend oder heil hindurchgekommen! Da trat etwas ein, was uns geradezu als ein Wunder erschien: der bis dahin klare Himmel bezog sich in ganz kurzer Zeit mit grauen Wolken, und aus diesem kam ein regelrechtes Schneegestöber herab, das uns völlig der Sicht des Feindes entzog! Selten ist wohl ein Schneetreiben freudiger begrüßt worden, als von uns am Morgen des 18. April! An einem der nächsten Sonntage schilderte der Divisionspfarrer dies Ereignis geradezu als eine Fügung der göttlichen Vorsehung. Jedenfalls konnte der Feind so nicht sehen, daß wir die Stellung räumten, und uns planmäßig unter Feuer nehmen; er mußte sich mit dem mehr oder weniger planvollen Abstreuen des Geländes begnügen, und so kamen wir glücklich, unter geringen Verlusten, besonders der Nachhut, über die von Granaten durchpflügte Hochebene zurück. Der Feind folgte nur sehr zögernd und vorsichtig, so daß unsere Sprengpatrouillen es noch fertig brachten, sämtliche Unterstände und Einrichtungen, die dem Gegner von Nutzen sein konnten, zu zerstören.



Erstes Herbstesgrüßen.

Im hellen Laub der Ebereschen prangen
Schon rote Beeren: — Erstes Herbstesgrüßen! —
Und wenn ihr schimmernd Rot sie lassen müssen,
Dann ist auch schon der Herbst bald fortgegangen. —
Wie lieb' ich sie, die stillen Herbstestage,
Um welche Sonnengold und Schwermut wanden
Den süßen Zauber — ach — und einverstanden
Ist auch mein Herz mit Herbsttags leiser Klage.

W. Schult.

Mecklenburger Humor! *

II.

5. Eine mecklenburgische Hamstergeschichte.

Auch in Mecklenburg wird fleißig gehamstert und ebenso eifrig aber auch von Behörden auf die Hamster Jagd gemacht, wie das folgende Geschichtchen zeigt:

Jemand van'n Vann' wull fortens twee Schinken, dei he unner de Hand billig kooft harr, mit na Hus bringen. He leggte de Schinken unner den Sitz von sienen Stohlwagen. Een Beamter keem und fragde, ob he do in wat Fleisches har. — „Zwee Schinken.“ — „Vor sünd de denn?“ — „Id sitt drup.“ Swapp drehte de Beamte sich ärgerlich up de Hacken rum, um unse Mann fahnde mit siene beer Schinken wieder. (Reichsbote, Nr. 152, 1917.)

De Tügin bi't Swurgericht.

Bör't Swurgericht tau Güstrow wir
As Tügen laden Jit Bernier.
Bi Buer Grafen wir en Brand
Anleggt von niederträcht'ge Hand,
Un jeder säd: „Dat hett de Knecht
Korl Jserloth ut Nach' anleggt.“
Bei süßst doch säd, bei hadd't nich dahn.
Nu süll of Fiken Tügen stahn.
Chr güng de Angst dörrch alle Knaken,
Doch wir dor nids nich bi tau maken,
Sei müßt herinne in den Saal
Un stünn dor stüner as en Pahl.
„Nun,“ säd de Präsident, „Sie wissen,
Daß wir Sie inquirieren müssen.
Sie haben's frei herumgesprochen,

Den Brand hätt' Jserloth verbrochen.
Doch müssen Sie das motivieren,
Ch' wir ihn völlig überführen.“
Uns' Fiken makt so'n Angstgeischt,
As wir sei süßst de Böfewicht.
Dat Hochdütsch all verstünn sei slecht,
Mit Frömdwürd kem s' gewiß nich trecht.
Von inquirieren, motivieren,
Sei ded dorvon mindag nids hören.
„Ne,“ seggt sei, „Gott sall mi bewahren,“
Un sangt mit einmal an tau rohren.
„Herr Präsident,“ seggt Herr von Witt,
Dei of mang de Gesworenen sitt,
„So dürrte es wohl schwerlich gehn,
Die Zeugin kann Sie nicht verstehn.“
Sie hat gewiß was auszusagen,
Ich möchte wohl auf plattdeutsch fragen.“
„Ei, bitte!“ seggt de Präsident,
„Wenn sie nur frei heraus bekennet.“
„Schön,“ seggt de Herr un kint sodann
De Tügin recht gemüthlich an:
„Nu seggen S' blot in alle Welt,
Wat hewwen Sei in't Dörrp vertellt!
Woher denn weiten Sei gewiß,
Dat Jserloth de Kader is?“
Dunn föllt ehr von dat Hart en Stein:
„Mein Gott, id heww't jo süßwen sehn!“
Fr. Bardeh.



Welche große Tageszeitung soll man lesen? Ich möchte im Interesse unserer nationalen Tagespresse und ihrer so wichtigen Arbeit dringend bitten, keine neutrale Auslandszeitung zu halten und die altgewohnte Berliner oder Hamburger Tageszeitung nicht abzubestellen, weil das Blatt infolge der Papiernot kleiner, infolge der Herstellungs-kosten teurer, infolge der mangelhaften Beförderungsverhältnisse unpünktlicher in seinem Erscheinen geworden ist. Die Zeitungen trifft keinerlei Schuld. Man tut seiner Zeitung bitter Unrecht, wenn man aus Ungeduld und Aerger abbestellt und ein neutrales Auslandsblatt, eine Schweizer Zeitung, denn ein anderes Land käme doch kaum in Betracht, vorzieht. — Die Zeitung ist wie eine treuerzige Beraterin, der man nicht die Tür verschließt, wenn sie mit Widerwärtigkeiten in ihrem Dasein zu kämpfen hat. Wieviel Undankbarkeit würde in einer solchen Abweisung liegen!

Estrafe. Ich bin der felsenfesten Ueberzeugung, daß Gott, der Herr, an denen, die sich in dieser schweren, tränen- und sorgenreichen Kriegs- und Notzeit auf Kosten ihrer Mitmenschen bereichert haben, ein Strafgericht vollziehen wird. E. P.



Die beiden ersten jeder hat besessen;
Verlor er sie, wird er sich erst bewußt,
Welch' reichen Schatz er hatte, und vergessen,
Verschmerzen wird er nimmer den Verlust.

Und auch die beiden letzten sind gegeben
Fast jedem Menschen; wem sie nicht verliehn,
Der, wahrlich, führt ein armes, traurig Leben,
Die reinsten Freuden scheinen ihn zu flieh'n.

Das ganze auch ist jedem Menschen eigen,
Ein herrlich Gut von köstlich hohem Wert,
Der sich dem Wandrer wird aufs schönste zeigen,
Der aus der Fremde in die Heimat kehrt.

Fr. Winkel.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Schiller; Ill, Iller, Hüller, Schill. — Lazarett, Naza-reth. — Ochsenzunge. — Bedacht, gemacht; so hat es Wert, nicht umgekehrt.

Was hat Luther in dieser Kriegs- und Notzeit dem evangelisch-lutherischen Pfarrer in Deutschland zu sagen?

Von

Univ.-Professor D. Fr. Heshagen.
Preis für 1 Exemplar 2.— Mark.

Jeder Kirchlichgesinnte müßte diese Schrift lesen.

Das Banner des Kreuzes.

Ein Kaiserwort über des deutschen Volkes Weltstellung
und seine Mission an die Völker der Erde.

Von Geheimrat Prof. D. L. Schulze-Rostock.

15 s.

Im unterzeichneten Verlag erschien

Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit!

br. 5 Mk. Von Friedrich Meyer. geb. 6.50 Mk.

In unseren Tagen, wo nicht nur die Friedensfrage auf aller Lippen liegt, sondern auch der Wunsch nach Frieden in aller Herzen glüht, dürfte kaum ein Buch von größerem Interesse sein als das vorliegende. Dem Herrn Verfasser war darum zu tun, durch seine Ausführungen in den großen sittlichen Fragen des menschlichen Daseins klärend zu wirken und für den echten Friedensgedanken als der Verkörperung der sittlichen Weltordnung begeisterte Mitarbeiter und Mithämpfer zu finden.

Verlag E. W. Püschel (Kaufungen-Verlag) Rostock.

Schriften von Prof. D. Grünmayer-Erlangen (früher Rostock).

Unsere Gefallenen	15 s
Flammen Gottes	20 s
Unser Kaiser	30 s

Meine sämtlichen Büros befinden
sich in

Rostock, Langestraße Nr. 87.

Die Fernrufnummer 1775 bleibt
die gleiche.

E. W. Püschel.

Unterstützt

D. M. H.

Es könnte nicht genug bedauert werden, wenn das große schöne Mecklenburg, das einen Blücher, eine Königin Luise, zwei Moltke, einen Reuter, einen Brindman und so viele andere hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht hat; in dem dem Geist eine so wertvolle Pflegestätte beschieden ist; in dem Handel und Gewerbe blühen — kein Heimatblatt, das zugleich auch ein echtes deutsches Familienblatt ist, haben soll. Was in den anderen deutschen Bundesstaaten, was in den preussischen Provinzen Gemeingut geworden ist, was neben Bibel, Gesangbuch und Kalender zum eisernen Bestand einer jeden Hausbücherei gehört — ein Heimatblatt —, muß auch in Mecklenburg möglich sein, diesem so verkannten und doch so herrlichen Land.

Ein Heimatblatt soll ein getreuer Spiegel heimatischer Geschichte und Kultur sein, es soll die Liebe zur Heimat wecken und festigen — die Aufgaben sind so hohe und erstrebenswerte.

Der Verlag bittet die verehrten Leser, auch fernerhin den durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnissen Rechnung tragen zu wollen. Die Schriftleitung hat aus dem Leserkreis so manche herzerfreuende Zustimmung und Anerkennung gefunden, daß sie getrost und gestärkt in das neue Jahr gehen kann.

Schriftleitung u. Verlag der Mecklenburgischen Heimat.

Friedenswünsche

Von Geheimrat Prof. D. Walther-Rostock.

Jedes Heft 10 s

1. Was entscheidet über des Krieges Ausgang?
2. Ich der Herr!
3. Wofür die Opfer des Krieges?
4. Das neue Deutschland.

Die 2. Auflage von Professor Heshagen's
ausgezeichneter Schrift:

Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau.

Preis 1.— Mark.

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hindenburg.

Von Lic. Stammer-Rostock. 20 Pfg.

Im 3. Tausend erschien:

Hilfsprediger Bertram, der Dieb.

Erzählung von Ernst Püschel.
elegant kartoniert, Liebhaberformat.

Preis 70 Pfg.

Sehr geeignet für Feldsendungen.



Die „Mecklenburgische Heimat“ ist Vereinsblatt des Vereins zur Erhaltung und Förderung Mecklenburger Art und Sitte und unterstützt die Bestrebungen des „Heimatsbundes Mecklenburg“ und des Meckl. Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Das Blatt erscheint während des Krieges monatlich einmal, sonst zweimal. Viertel-jährlicher Bezugspreis 50 Pfg.; von 3 Stück an freie Zusendung. Auf je 10 Stück 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Aufschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postsparkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. II.

September-Nummer.

1917.

In der Dorfkirche.

Die Sommerferien nahten heran. Da reiste ich dann, der ich von mancherlei Arbeit und den schweren Erregungen der Kriegszeit recht ermattet war, nach einem der lieblichen mecklenburgischen Ostseebäder, um mich zu stärken und neue Kraft zu neuer Arbeit zu gewinnen. Und die kräftige Seeluft und der würzige Tannenduft des sich längs des Strandes erstreckenden prächtigen Kiefern- und Fichtenwaldes taten wir wohl und erfrishten mir das Herz und alle Sinne. So kam nun der Sonntag heran, und da pilgerte ich dann nach dem schlichten, alten Dorfkirchlein, das aus mächtigen alten Linden gar lieblich hervorblickte und dessen von der Kriegsbeschlagnahme noch verschöntes Glöcklein freundlich zum Gottesdienst einlud.

So trat ich denn gehobenen Sinnes in die schlichte ehrwürdige Kirche und nahm auf einem der Stühle, die für die Badegäste bereit gestellt waren, der Kanzel gegenüber Platz. Da der Gottesdienst noch nicht begonnen hatte, so ließ ich nach kurzem Gebet die Augen rings umherwandern. So lieb und traulich war es da. Die Sonne blickte warm und hell durch grünberankte Fenster mit kleinen bunten Glaschildereien. Wohlige, würzige Luft strömte durch die offene Tür von den Linden draußen auf dem Friedhof in die gotischen Hallen des Kirchleins hinein, und alles war so ganz erhebend, so zu Herzen sprechend, daß auch mein Herz sich willig auftat, und mein Gemüt recht wie ein Ackerland dalag, bereit, himmlische Saat zu empfangen. Und nun hub die Orgel an zu spielen und der Gemeindegesang begann. Mit froher kräftiger Stimme sang ich mit, mich ganz der frommen Empfindung überlassend. Dann trat der würdige Geistliche in den Altar und das „Kyrie, Christi, Kyrie, erbarme dich“ erklang dreimal im Wechselgesang wahrhaft ergreifend durch die Hallen. Ach, wir

alle, alle hatten Grund, um Erbarmen zu flehen. Drei Jahre nun währte der Weltkrieg, und immer noch war des Kriegens und Mordens kein Ende, und trotz aller Friedensstaube zu diesem und jenem nirgends eine Friedenstaube zu erblicken. Und saßen nicht auch in dieser kleinen Dorfkirche überall auf den Bänken schwarzgekleidete Gestalten, kummervoll gebeugt und Trauer im Antlitz, da viele liebe Verwandte und treue Freunde, die ihr Leben im Kampf fürs Vaterland dahin gegeben! — Doch nun erklang es vom Altar: „Ehre sei Gott in der Höhe,“ und die Orgel stimmte das alte, schöne Danklied des Nicolaus Decius: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr.“ an. In der Tat, wir hatten trotz alles Leidens und alles Jammers Grund zu danken, da wir doch hier in der Heimat vor dem schlimmsten Kriegeseld, Hunger und Seuchen, Brennen und Morden, Verwüstung und Vernichtung verschont geblieben waren. Und so sang ich denn dankerfüllten Herzens mit.

Doch, da kommen nun die Verse heran:

„Nun ist groß' Fried' ohn' Unterlaß,
All' Fehd' hat nun ein Ende!“

Schon wollte ich über sie, die mir von Kindheit an wohlvertraut waren, gewohnheitsmäßig ohne weitere Nachgedanken hinweggingen, als plötzlich mein Herz zu stocken begann, und es wie ein Blitz vor meinen inneren Augen niederfuhr:

„Nun ist groß' Fried' ohn' Unterlaß,
All' Fehd' hat nun ein Ende?“

Nein und abermals nein, muß es nicht heißen:

„Nun ist groß' Krieg ohn' Unterlaß,
All' Fehd' hat nie ein Ende!“



Ein Urentel Bismarcks.

Sind nicht seit dem Jahre 1545, wo der fromme Sänger des Liedes starb, Kriege über Kriege über die Welt dahingebraust? Dreißigjährige, siebenjährige, nordische, napoleonische und Gott weiß, welche Kriege sonst noch. Waren nicht die Verse des Dankliedes eitel Hohn und Spott und angesichts des Weltkrieges geradezu Frevel und Unvernunft. Friede auf Erden? Nein, Krieg auf Erden! „Der Kampf ist der Vater aller Dinge,“ so sagt's der alte, heidnische Weise, und „Der Kampf ums Dasein“ das ist die Lösung der modernen Naturwissenschaft. Hat sie nicht recht, und das Christentum unrecht? Ist nicht Kampf und Krieg ein ehernes Naturgesetz, gleich allen den anderen Gesetzen, die die Naturwissenschaft verkündet?

Also fragte und wogte und wälzte und kochte es in mir. Kaum, daß ich die innere Erregung meistern konnte. Schon wollte ich aus der offenen Kirchentür ins Freie stürzen, um meiner selbst Herr zu werden. Doch der Anblick der ruhig und ergeben weiterstehenden Gemeinde und der harmonische Klang der Orgel beruhigten mich, daß ich die Herrschaft über mich gewann und stille sitzen blieb.

Aber innerlich arbeitete es in mir weiter. Die innere Erregung war zu mächtig; ganz in mich selbst hineingewandt, rauschte der Gottesdienst über mich hinweg, ohne daß ich viel Anteil an ihm genommen hätte. Die Frage: „Friede, Friede, und ist doch kein Friede“ bohrte in mir. Ich rang um die Lösung des Rätsels, und sah nimmer Antwort. Ist das Christentum die Religion der Liebe und steht an ihrem Anfang die Verkündigung: Friede auf Erden, so hat es wohl gar, da es diesen Weltkrieg nicht verhindern konnte, schier gänzlich Bankrott gemacht und ist in sich selbst zur Lüge geworden?

Doch nun setzte die Orgel wieder ein, und die Gemeinde begann zu singen: „Rüstet euch, ihr Christenleute.“ Gewaltig wogte die kräftige Melodie durch den Raum und riß mit ihrem hinreißenden Schwunge auch mich aus meinen Grübeleien. Still saß ich da und lauschte der Melodie, für einen Augenblick aufatmend nach dem schweren inneren Kampf. Da erklang es um mich: „Wohlan, so seid zum Kampf bereit, so krönet euch die Ewigkeit!“ Und nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ja, allerdings, das Christentum ist die Religion der Liebe und des Friedens, aber es ist auch die Religion des Kampfes, und zwar des Kampfes wider alles ungöttliche Wesen. Es gibt auch eine unheilige, selbstische, irdische Liebe, und einen faulen, trägen, eigensüchtigen Frieden. Und lautet nicht mein Konfirmationspruch: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens,“ heißt es nicht: „Zeige dich als ein rechter Streiter Jesu Christi,“ und jetzt eben in dem Liede, das wir singen: „Streitet recht die men'gen Jahre?“ Und andererseits heißt es nicht: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, gleich wie ich von Christo Jesu ergriffen bin?“

Ja in der Tat, Christus ist — wie er es von sich verkündet — gekommen, ein Feuer zu zünden und das Schwert zu bringen, das Schwert wider alles ungöttliche, unheilige, selbstische Wesen, das nur das Seine sucht und nicht das des Nächsten, das, was Gottes ist. Darum hat uns Christus das Schwert in die Hand gegeben, daß wir als seine Nachfolger und Jünger ankämpfen wider alles was wider seine Gebote ist. Gott hat uns nicht ans Ziel gestellt, sondern auf den Weg zum Ziel. Daß wir um die Krone ringen, getreu bis zum Tode. Er hat uns nicht die Vollkommenheit beschert, auf daß wir die Hände in den Schoß legen, oder aber „jubilieren im höheren Chore“, sondern er hat uns geboten, vollkommen zu sein, vollkommen zu werden, gleich wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Er hat der Welt nicht den Frieden gebracht, sondern Friede auf Erden verheißen, denen die guten Willens sind, wie es in der Weihnachtsbotschaft bei richtiger Uebersetzung heißt. Ja in der Tat, denen die guten Willens sind, die darnach ringen, Christi Gebote zu erfüllen. Und dies gilt nicht nur für die einzelnen Menschen, sondern auch für die

einzelnen Völker. Hieß es da nicht in der Zeit vor dem Kriege, wie es in der Karfreitagsepistel geschildert ist: „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg?“ Jedes Volk suchte nur das Seine, sah nur auf seinen Weg, und nicht auch auf den der anderen Völker, strebte nur nach Macht, Herrschaft, Reichtum, Gewinn, und nicht nach Gerechtigkeit, die da jedem das Seine gibt. Darum gingen wir in der Irre wie Schafe, und verirrten uns in den Wahnsinn dieses Weltkrieges. Darum allein, darum. Wir alle, alle tragen Schuld, auch wir Deutschen. Da ist kein Volk, das ganz frei und ledig von Schuld wäre, das rein und gerecht dastände. Und wiederum, da ein Volk aus den einzelnen Volksgenossen, den einzelnen Menschen in diesem Volke besteht, so ist kein Mensch frei von Schuld an diesem Weltkrieg. Wir alle, Deutsche und Engländer, Russen und Franzosen usw., ein jeder von uns sind Mitschuldige, durch unsere Zucht, unseren Leichtsinn, unsere Eitelkeit, unsere Oberflächlichkeit, unser irdisch gesinntes Wesen, durch — wie sagt doch noch das Christentum? — unsere Sünde.

Also arbeitete es in mir, die Gedanken strömten nur so auf mich zu. Aber schon schwand das Dunkel, und ich sah von ferne erglänzen einen hellen Schein. Da trat der würdige Geistliche auf die Kanzel und verlas das Evangelium mit ernster Stimme. Es war das Evangelium vom reichen Jüngling, und nun erklangen die Worte: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen deinen Kräften und von ganzem Gemüte, und deinen Nächsten als dich selbst!“

Ja, das war für mich heute das rechte Wort. Darin ahnte ich des Rätsels Lösung, und so folgte ich denn den Worten des Pastors in stiller Andacht, vorerst den Fragen und zweifelte in mir gebietend und alles Stürmen meines Herzens beschwichtigend. Und als der Gottesdienst zu Ende war, schritt ich in den nahen herrlichen Tannenwald und setzte mich ins grüne Moos, um die in der Kirche angespannten Gedanken in der Stille weiterzuspinnen und zur Klarheit einzudringen.

Und wie ich nun sinnend um mich blickte, sah ich vor mir an der Erde eine vom Blitz gefällte mächtige Tanne, in die es vor ein paar Tagen bei einem schweren Gewitter eingeschlagen hatte. Und ich fragte mich nun: Ist denn der Krieg wirklich ein unabwendbares Uebel, ein mit Notwendigkeit von Zeit zu Zeit hereinbrechendes Uebel, wie es etwa zündende Blitze, oder Erdbeben oder auch Seuchen sind? Und warum — so fragte ich weiter — sind denn überhaupt Uebel in der Welt? Da aber ward es wiederum hell in mir. Die Antwort darauf, warum, oder besser wozu Uebel in der Welt sind, habe ich mir schon vor langer Zeit einmal in einen Sinnspruch gefaßt, und der soll mir nun auch hier raten: „Zweck des Übels?“ so fragst du. Ich sage dir, Freund, überwinde es äußerlich, daß es nicht kommt innerlich, wenn es dich traf. Wir leben nun einmal, da keine vollkommene Engel, sondern unvollkommene, um die Vollkommenheit ringende Menschen sind, nicht im Schlaraffenland, wo uns gebratene Tauben in den Mund fliegen, wo wir die Hände in den Schoß legen können, und der liebe Gott uns alle unsere Wünsche sogleich erfüllt: sondern es gilt das Wort jenes merkwürdigen ersten Blattes der Bibel: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen!“ Ein Fluch ist's, und doch als göttlicher Fluch zugleich ein göttlicher Segen. Durch Mühen und Ringen, Arbeit und Schweiß steigt der einzelne Mensch empor, dringt er zum Licht, zur Freiheit, und nicht minder die Menschheit. Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gestellt. So kündet's schon uralte, heidnische Weisheit, so und nicht anders ist's christliche Lehre. „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ Und: „Wer überwindet, der wird es alles ererben, und ich werde so wie Gott sein, und er wird mein Sohn sein.“ So und ähnlich heißt's immer wieder in jener „Schrift“, die wir mit Recht die „heilige“ nennen.

So gilt's denn nun die Uebel und deren Ursachen zu überwinden, dem Bösen zu wehren, und das Gute zu mehren. „Bete und arbeite“ heißt's im Sprichworte.

Nicht nur bloß den lieben Gott walten lassen und mit frommem Seufzen oder gefassen mit Ergebung zum Himmel blicken; sondern die Hände regen, etwas Gutes wirken, etwas Rechtes schaffen. Von selbst wird nichts in der Welt gebessert. Und mit dem Seufzer: „Das ist nun einmal so, das läßt sich nicht ändern“ schafft man kein Uebel aus der Welt. Gott hilft uns nur dann, aber auch sicher dann, wenn wir mit Ernst und Treue und mit heiligem Eifer selbst ans Werk gehen. Bei uns das Anfangen, bei ihm das Vollenden, bei uns das Wollen, bei ihm das Vollbringen, bei uns das Beginnen, bei ihm das Hinausführen. Und ist dies nicht der einzig mögliche Standpunkt gegenüber den Uebeln in der Welt, ein Standpunkt, den wir auch wirklich jederzeit einnehmen und den die Menschheit seit Unbeginn eingenommen hat. — Ist nicht die vom Blige gefällte Tanne da vor mir geradezu ein Hinweis auf diesen Standpunkt, kämpfen wir nicht gegen die zerstörende Macht der Blige an, indem wir Bligableiter bauen und durch Erforschung des Wesens und der Gesetze der Elektrizität diese zu beherrschen suchen, auf daß sie uns nicht schade, sondern uns diene! Und da ist etwa die verderbliche Krankheit des Krebses. Lange galt sie für unheilbar, und auch jetzt noch wissen unsere Ärzte kein gründliches Heilmittel wider sie. Und doch legen die Ärzte die Hände nicht in den Schoß, sondern forschen und streben mit eifrigem Fleiß und redlichster Mühe, ob sie doch nicht einen Weg finden, dieser Krankheit beizukommen, wie sie so vielen anderen Krankheiten beigegeben sind und Mittel und Wege gefunden haben, sie zu überwinden, so der Malaria, dem Typhus, der Schwindsucht u. a. m. Und was die Erdbeben anlangt — bauen wir nicht rings auf der ganzen Erde Erdbebenwarten und stellen dort Instrumente auf, um die Natur der Erdbeben zu erforschen und ihre Gründe klarzustellen, um sie — wenn auch nicht zu beseitigen, was vielleicht über Menschenvermögen geht — so doch für die Menschheit unschädlich zu machen, indem ihr Kommen im voraus berechnet wird, so daß die Menschen sich gegen sie schützen können.

Und mit den Kriegen sollte es nun anders sein? Da sollten wir die Hände in den Schoß legen und sie über uns kommen lassen, wie der Dieb in der Nacht? Nein, bei Gott, nicht also! Kampf wider den Kampf. Heiliger Kampf gegen allen unheiligen Kampf, gegen Zank, Streit, Hader, Haß, Krieg. Das ist auch ein guter Kampf des Glaubens, von dem der Apostel redet, des Glaubens an eine göttliche Weltordnung, an einem heiligen Willen, in dessen Dienste wir stehen, und der uns hier auf Erden vor unsere Aufgaben gestellt hat, auf daß wir mit der Überwindung des Bösen, des Uebels in der Welt — des Bösen, des Uebels in uns und um uns — Gottes Willen ausführen und seinem Reiche den Weg bereiten, auf daß es in der Welt Licht und Lichte werde, wie er denn am Unbeginn geboten hat: Es werde Licht!

Kampf wider den Kampf, auf daß dem Chaos, der Unvernunft, der brutalen Gewalt und Willkür gesteuert werde, und sich die Welt zu Ordnung, Harmonie und einem Reiche des Rechts und der Gerechtigkeit gestalte. Und ist es — trotz des jetzigen Weltkrieges — im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende auf Erden nicht weniger des Kampfes geworden? Herrschte nicht im Unbeginn schier ein Kampf aller gegen alle? Stamm gegen Stamm, Sippe gegen Sippe, Familie wider Familie (Blutrache!), Stadt gegen Stadt, Gau gegen Gau! Man braucht nur an die Geschichte der Griechen und Römer oder an die Zeiten des deutschen Mittelalters zu denken, um zu sehen, daß es des Kampfes und der Fehde auf Erden weniger geworden ist und zwar weniger geworden durch bewußten Kampf wider Kampf, Zwist und Fehde, und das Gebot des ewigen Landfriedens des Kaisers Maximilian ist nur ein Symbol für diesen heiligen Kampf der Menschheit wider den unheiligen Kampf der Zucht, der brutalen Gewalt, den Kampf derer, die nur das Ihre suchen.

Und nun erstrahlt denn das Wort des heutigen Evangeliums vor mir im hellsten Licht.

„Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten wie dich selbst!“

Nein, nein; auch im Leben der Völker kein heiliger — oder vielmehr unheiliger Egoismus. Auch im Verhältnis von Volk zu Volk, Staat zu Staat, Land zu Land gelten Gottes Gebote; auch die Politik, die innere wie die äußere, untersteht dem Sittengesetz, d. h. Gottes Gesetz, auch das Völkerrecht bedarf der sittlichen Grundlage und der Heiligung und Läuterung, und führt ohne sie zu Katastrophen, wie sie jetzt der Weltkrieg darstellt.

Im unheiligen Willen der Menschen liegen die Ursachen zum Kriege, er ist nicht ein Naturübel, wie Bligschlag, Krankheit und Erdbeben, sondern ein moralisches Uebel, das darum auch nur durch Selbstbesserung, Selbstsucht, Läuterung der Menschheit überwunden werden kann. Wir müssen vorerst alle erst einmal in uns gehen und an unserer Brust schlagen: Gott sei mir Sünden gnädig! Wahrlich die Schauer- nisse und Schrecken des Weltkrieges mahnen uns dringend dazu. Dann aber müssen wir uns mit allem Ernste und redlichem Willen daran machen, den Geist des Hasses und der Zwietracht zu überwinden und einem Geiste der Versöhnung den Weg frei zu machen, auf daß die Himmelsbotschaft: „Friede auf Erden“ auf willige Herzen und rege Hände finde, nicht nur bei uns, sondern auch bei unseren Feinden, ja bei allen Völkern der Erde. Dann aber dürfen wir auch nicht müde werden, die Ursachen der Kriege aufzudecken, die nationalistische Zucht, den Mammongeist, die Machtgier, den Rassenhaß, den völkischen Eigendünkel. Dann aber dürfen wir auch nicht müde werden, auf Mittel und Wege zu sinnen, Kriege zu vermeiden. Und ist nicht schon in Deutschland von höchster Stelle dieser Wille verkündet worden? Ende des Jahres 1916 verkündete der frühere Reichskanzler von der Reichstagstribüne: „... Wenn bei uns nach Be- endigung des Krieges seine entsetzlichen Verwüstungen an Gut und Blut zum vollen Bewußtsein gekommen sein werden, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach feierlichen Abmachungen und Verständi- gungen gehen, die, soweit es irgend in Menschenmacht liegt, die Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Kata- strophe verhüten. Dieser Schrei wird so stark und so berechtigt sein, daß er zu einem Ergebnis führen muß. Deutschland wird jeden Versuch, eine praktische Lösung zu finden, ehrlich mitprüfen und an seiner möglichen Verwirklichung mitarbeiten.“

Nun gewiß, es gibt Weltfriedensträume und ins Blaue phantasierende Schwärmer. Aber es gibt auch Männer, die mit allem Ernste sich mühen, das Ideal des Weltfriedens in der Wirklichkeit zu gestalten, und sie diesem Ideal mit heiligem Willen anzunähern.* Und spricht nicht aus den Worten des früheren Reichs- kanzlers solch ein heiliger Wille, hinter dem nicht nur der Sprecher, sondern die Reichsregierung selbst steht. Gewiß ist's bis zum Weltfrieden noch ein langer, ja ein dornenvoller Weg. Aber der kann uns nicht schrecken. Der Weg der Menschheit zu den ihr voran- gestellten Zielen ist allzeit lang und dornenvoll ge- wesen, und Mensch sein, heißt Kämpfer sein. Wir sind Wanderer zum Ziele, Kämpfer um die Krone, und dieser Weltkrieg, soll er uns und der Menschheit zum Segen und zum Heile dienen, weiß uns dem Welt- frieden ein gut Stück näher zu bringen, wie solch ein Wille zum Näherbringen auch aus den Worten des Kanzlers hervorleuchtet, dem Weltfrieden und damit auch dem Gottesfrieden, wie ihn im Mittelalter die Kirche gegenüber der Fehde und der Rache für gewisse Zeiten und gewisse Orte gebot, also auf ihre Weise kämpfend um die Erfüllung des Gebotes: „Friede auf Erden“. Und so wollen denn auch wir, jeder auf seine Weise, auf seinem Posten, mit seinen Gaben kämpfen für die Erfüllung dieses Gebotes. Kampf

*) Hingewiesen sei hier auf das warmherzige von heiligem Eifer erfüllte Buch von Friedrich Meier „Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit“ (Raufohn-Verlag [Ernst Rischel] Rostock 1916).

wider den Kampf; heiliger Kampf wider den unheiligen Kampf, auf daß es des Friedens mehr auf Erden werde. Ja, Friede auf Erden! Im Glauben ergreifen wir dies Ziel. Und erfüllt von ernstem Willen, um dies Ziel und seine Verwirklichung mannhaft zu ringen, können wir, schauend in eine Zukunft, die, so wir alle nur ernstlich ringen, gewiß noch einmal Gegenwart werden wird, getrost und voll Hoffnung ahnenden Geistes singen:

„Nun ist groß' Fried' ohn' Unterlaß,
All' Behd' hat nun ein Ende.“

So hat denn das Christentum doch nicht Bankrott gemacht, sondern es steht triumphierend da, rüstend uns mit Kraft aus der Höhe, auf daß wir einen guten Kampf kämpfen und am Ende den Sieg behalten.

Nun aber erklingt in mir mit frohem Klange der Schlußvers, wie wir ihn heute in der Kirche sangen:

Wer hier ermüden will,
Der schaue auf das Ziel;
Da ist Freude.
Wohlan, so seid
Zum Kampf bereit,
So krönet euch die Ewigkeit.

Raimund Eberhard.

Deutsches Mädchen, deutsche Frau.

Deutsches Mädchen, deutsche Frau
Tragen jetzt kein Gold zur Schau.
Freu'n sich nicht an blankem Schein,
Wertlos selbst der Edelstein.

Jeder Schmutz für sie verhaßt,
Der in diese Zeit nicht paßt.
Ohne Glanz und Eitelkeit
Tragen einfach sie das Kleid.

Was einst ihnen lieb und wert,
Hat das Vaterland begehrt,
Brauchte sein in heil'ger Not,
Folgt'n gern der Pflicht Gebot.

Blieb im Herzen der Gewinn:
Gold gab ich für Eisen hin.
Eisern ist die große Zeit,
Eisern sei der Schmutz auch heut.

C. W.

Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

(8. Fortsetzung.)

„Der Direktor hatte sehr gut des Vaters Erstaunen bemerkt, aber wohl aus Rücksicht auf meine Gegenwart begnügte er sich mit der Bemerkung:

„Bruder Bergstädt ist ein sehr gelehrter Mann, ein bedeutender Naturforscher.“

„Dann betreten wir das Anstaltshaus, diese alt-ehrwürdige Stätte und Zeugin herrnhutischer Erziehungsarbeit. Außer dem vornehm-behäßigen Aussehen der Zinzendorfischen Gebäude — manche sehen doch aus wie solch eine Gräfin-Urgroßmutter — gefielen mir noch besonders gut ihre geräumigen Flure und Gänge.

„Wir standen im Hauptflur — da links, wo ein dunkler Gang mündete — hing die Anstaltsglocke, die wir haßten und liebten — morgens um sechs rief sie uns unbarmherzig wach, und die goldenen Freistunden schwanden, sobald sie es im unschön schrillen Ton befaß!; aber lieblich klang uns der Alten Stimme, wenn sich eine unbeliebte Schulstunde gar zu sehr in die Länge zu ziehen schien; ach, und wie gern folgten wir ihrem lockenden Ruf, wenn sie uns zu einem besonders guten Essen einlud, so am 1. Advent, wo es die geliebte

Martinsgans mit Rotkraut gab. Rechts der Glocke, aber im rechten Winkel zu der Wand, an der sie hing, war der Haupteingang.

„Der Direktor öffnete rechterhand vom Hofeingang eine Tür; er nahm meine Hand und sagte freundlich:

„Hier, mein lieber Konrad, wirst Du künftig wohnen.“

„Das Zimmer war hell, aber puritanisch einfach ausgestattet. An den Wänden, der Tür und den Fenstern gegenüber, die zum Anstaltshof führten, standen mächtige Schränke, die fast bis zur Decke reichten, mit vielen langen, schmalen Türen. Lange Holztische, an denen die Schüler auf Bretterstühlen saßen, durchzogen das Zimmer; für den Lehrer stand in der Fenster Ecke an der Türwand ein kleiner Tisch. Von der Decke hingen primitive Petroleumlampen herab; Teppich und Fenstervorhänge waren nicht vorhanden; der einzige Schmutz waren einige fein ausgeführte Bleistift- und Sepiazeichnungen.

„An dem hintersten Tisch saß lesend ein vornehm gekleideter, feiner, blasser Knabe, der sich bei unserem Eintritt erhob.

„Der Direktor fragte väterlich-besorgt:

„Nun, Heinerle, noch immer von der bösen Erhaltung geplagt?“

„Eine zarte Stimme antwortete:

„Es ist schon besser geworden, aber Schwester Christine sagte, ich sollte noch nicht an die frische Luft.“

„Als wir das Zimmer wieder verlassen hatten, berichtete uns der Direktor, daß der kranke Knabe eine kleine Durchlaucht, ein leidenschaftiger Prinz sei, ein Prinz Heinrich Reuß.

„Ich horchte hoch auf, und auch der Vater vernahm diese Kunde gern, ein solcher Umgang für seinen Jungen war ihm recht.

„Unterdessen hatte es geläutet, und die Jungen kamen vom Hofe herein.

„Mit der Freude eines glücklichen Herrschers zeigte uns der Direktor sein mannigfaltiges Reich. Bis in den Schlaffaal mit seinen gleichmäßigen hellgestrichenen Bettstellen führte er uns, wo er mir auch mein Bett zeigte, das schon fix und fertig war, denn mein Bettzeug war schon vor mir abgeschickt worden.

„Dem Vater schien das Herumführen und Erklären langweilig zu werden. Wiederholt sah er nach der Uhr. Etwas hastig verabschiedete er sich, denn er wollte noch ins Schwesternhaus, um dort eine alte Dame aufzusuchen, die dem Onkel in Gnadenberg lange Zeit die Wirtschaft geführt hatte und die sich auf Wunsch des Onkels meiner ein wenig annehmen sollte.

„Quer über den Platz gingen wir zum Schwesternhaus, wo an die hundert ledige Frauen haften. Als wir die Tür öffneten, schrie eine kleine Klingel ganz erbärmlich, so daß der Vater, dem derartige unmelodische Geräusche auf die Nerven gingen, sofort die Tür wieder schloß.

„Ein Fensterchen an der Flurwand wurde geräuschlos aufgetan und ein runzliges, freundliches Gesicht sah neugierig heraus.

„Wir wollten zur Schwester Christine Trautvetter,“ sagte der Vater kurz.

„Da darf ich wohl die Herrschaften führen,“ piepste es aus dem Fensterchen, das sich gleich darauf schloß, heraus.

„Wir brauchten nicht lange zu warten, dann erschien ein verhültes Frauchen und bat uns zu folgen.

„Sie führte uns einen Gang entlang, dann eine Treppe hinauf, wieder einen Gang entlang bis fast zu seinem Ende; an einer Tür blieb sie stehen.

„Hier wohnt Schwester Trautvetter,“ piepste es wieder; dann huschte die Alte davon.

„So oft ich auch das Schwesternhaus betreten habe, stets nahm mich sein eigenartiger Zauber gefangen; es war wie ein verwunschenes Schloß mit seinen breiten, dunklen Gängen, mit seinen leise knarrenden Treppen, den altmodischen, riesenhaften Schränken und den weißgestrichenen Türen, hinter denen die Schwestern ihr bescheidenes Leben verträumten; dazu die sonntägliche Stille; aber unheimlich war es nie; traut und heimlich

wehte es einem an; die Luft war stets durchschwängert von dem Duft frischen Kaffees und einem undefinierbaren lavendelartigen Wohlgeruch. —

„Energisch klopfte der Vater an, und eine fröhliche Stimme rief uns herein.“

„Ein untersehtes, aber derbes Menschenkind mit einem runden, ungemein gütigen Gesicht kam uns mit ausgestreckten Händen förmlich entgegengeprungen.“

„Willkommen, Ihr lieben Leut! — Das ist — doch der Herr Baron von Bork mit dem Konrädle.“

Und dem Vater und mir wurden die Hände geschüttelt, als sollten uns die Arme ausgerissen werden.

„Und dann gings über uns wie ein Wasserfall.“

„Der gnädige Herr aus Gnadenberg hatten mir doch geschrieben, daß der Herr Baron mit dem Buben ins Riescher Ländle kommen würden, und da hab' ich all die Tage ausgeschaut und hab' wohl ein duzendmal beim Bruder Plümcke angefragt, ob denn schon die Kutsche bestellt sei, aber kein Baron und kein Konrädle ließen sich blicken. Und da ist — die alte närrische Christine ganz melancholisch geworden. Da hat sie gedacht in ihrem dummen Kopf, die Herrschaften werdens sich anders überlegt haben; es ist doch auch ein gar zu weiter Weg von da oben her bis in dieses verlorene Winkelschen. Aber wie ich nun gestern vormittag am Gasthof vorbeigehe, da macht der Plümcke das Fenster auf und sagt: „Schwester Trautvetter, heute gegen abend kommen sie. Danke sehr, danke schön!“ Da hab' ich dann aufgepaßt an der Plazette, bis die Kutsche kam und hab' die Herrschaften auch im Saal gesehen. — Nu aber ne —“ Die gute Seele schlug wie ein harmloses Kind vor Freude die Hände zusammen und fuhr mir dann mit der Rechten liebevoll, aber etwas schmerzhaft, in mein Lockenhaar. „Nu haben die Herrschaften doch hergefunden!! Nu aber nehmt Platz, Ihr lieben Leut!“

„Und sie rückte den Tisch vom altmodischen ausgefessenen Sofa.“

„Da hier, Herr Baron, in der rechten Ecke sitzt es sich noch einigermaßen, und das Konrädle, das setzt sich nur gleich auf den Stuhl da, das braucht noch nicht auf dem Kanapee zu sitzen. — Nu aber sagt, nu wollt Ihr doch was genießen —“ sie fuhr wie der Wind zu einem Eschrankchen — „Da ist Kaffee, Tee, Kakao. Wer solch eine lange Reise tut, muß hungrig und durstig sein.“

Sie sah in verschiedenen Büchsen nach.

„Da werd' ich Euch einen Kakao brauen,“ entschied sie selbst kurzerhand, „davon ist noch genug vorhanden.“

Schon stand sie an ihrem Spirituskocher, hatte ihn angestekt, den Topf darauf gestellt und die gefüllte Wasserkaraffe in die Hand genommen.

„Der Vater, der vorsichtig auf dem Kanapee saß, hob abwehrend die Hand.“

„Aber, liebes Fräulein,“ sagte er, „wir müssen recht herzlich danken, machen Sie sich keine Mühe!“

„Doch die gute Seele ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören.“

„Ach was, liebes Fräulein,“ schnauzte sie gutmütig los, so daß der Vater ein entrüstetes: Erlauben Sie mal! nicht unterdrücken konnte. — „Sagen's doch einfach Christine wie der gnädige Herr in Gnadenberg. — Sie werden schon einen Kakao genehmigen, Herr Baron. Sie brauchen sich nicht zu genießen, ich kann schon abgeben.“

Seufzend lehnte sich der Vater zurück. Ich glaube, wenn er die Christine vorher gekannt hätte, er hätte sie nicht aufgesucht. Jedenfalls stellte er Betrachtungen darüber an wie der Onkel in Gnadenberg beschaffen sein mußte, der jahrelang ein solches Original, wie die Christine Trautvetter, um sich geduldet hatte.

„Nu!“ schrie plötzlich der Vater auf; ein gelbes Vöglein war an ihm vorbeigehuscht und hatte ihn aus seinem Sinnen aufgeschreckt.

Christine wandte sich kurz um.

„Ach, das ist der Gustav,“ erklärte sie, „der vorlaute Gefelle, der muß sich immer breit machen. Ich hab' schon meine liebe Not mit dem kleinen Burschen.“

— Das Franzl, sein Bruder, ist immer artig und manierlich und macht mir keine Sorgen; aber der

Gustav — das ist durchaus kein Herrnhuter, das ist ein loses Weltkind.“

„Sie hastete pfeifend zu dem Vogelbauer, der vor dem einen Fenster hing und in dem noch ein Vöglein, das Franzl, unbeweglich saß.“

„Der Gustav kam sofort herbeigeslogen und erhoffte wohl einen Lederbissen, aber kaum saß er im Käfig — schwupp, war das Türlein zu und das lose Weltkind war gefangen.“

„Glückliche Christine, für die die Sorge um einen lebhaften Vogel schon etwas bedeutete, wie eben und ruhig, ohne Aufregungen und Kämpfe mußte dein Lebenspfad sein!“

„Jetzt war der Kakao fertig.“

„Da hier, Ihr Leut!“ Christine brachte die dampfenden Tassen. „Laßt's Euch schmecken und seid fröhlich. Ich werd' noch schnell ein paar Gnadauer Brezeln holen.“ Und „husch“ war sie zur Tür hinaus.

„Ich sah verstoßen zum Vater hinüber, die Ungeuertheit und Gradheit der guten Seele mußten doch dem korrekten, formellen, adelsstolzen Mann nicht nach Geschmack sein; aber er schien sich mit Humor der ungewohnten Lage anzupassen.“

„Na, Junge, nun stärke Dich!“ forderte er mich launig auf, worüber ich mich herzlich freute.

Das Getränk war aber zu heiß, so daß wir uns mit der Stärkung gedulden mußten.

„Das Riesch gefällt Dir wohl bis jetzt, Mensch, was?“ fragte der Vater freundlich. Meine strahlenden Augen gaben ihm bejahende Antwort genug.

Dann begann der Vater in seiner Altenmappe zu suchen, und ich blickte in der Stube umher; sie glich einem Karitätenkabinett, ebenso unruhig ausgestattet, wie das Wesen seiner Bewohnerin war. Die Möbel im Stil der Zeit der Königin Luise, verblühen, verbraucht; an den Wänden vergilbte, meist fromme Bilder; an den Fenstern viel Blumen und Blattgewächse; auf den Tischen, der Kommode, den Schränken wertlosen Kram im bunten Durcheinander — und doch heimelte das Ganze an.

„Da hörten wir draußen die Christine unwirsch sagen: „Ach was, laß' mich in Ruh', ich habe jetzt keine Zeit, ich hab' den König von Grönland drinnen —“ und da man wohl die kaum glaubliche Kunde nicht recht verstanden zu haben schien, wiederholte die Christine mit voller Stimmkraft: „Jawohl, den König von Grönland und den Kronprinzen dazu.“ Und heidi war sie auch schon im Zimmer mit einer großen Tüte im Arm, die sie sofort auf den Tisch legte mit den Worten: „Da stärkt Euch, Ihr hungrigen Leut!“ Und der Herr segne Speis' und Trank!“

„Respektvoll setzte sie sich auf einen Stuhl am Fenster und freute sich, wie es uns schmeckte; die kleinen braunen Brezelnchen, eine Spezialität der Herrnhuter, waren aber auch zu delikate.“

„Kauend fragte der Vater: „Warum haben Sie mich denn den König von Grönland genannt, Christine?“

Christine schlug mit der Faust in die Luft wie zur Erleichterung ihrer verärgerten Stimmung und berichtete ziemlich drastisch: „Ach die dumme Trine, die Schwester Rämmelmann, die plagt nächstens vor Neugier; sie wollte doch zu und zu gerne wissen, wer der seine Herr sei, den sie heraufgeführt hätte. Na, da hab' ich's so gesagt, aber das dumme Gesicht hätten Sie sehen müssen, Herr Baron! — Na und nu, Herr Baron, wie ist es denn da mit dem Kronprinzen von Grönland?“ Ich war schon beim Herrn Direktor; am liebsten würde ich ja das Konrädle jeden Tag zum Kaffee einladen, aber Herr Direktor meinten, das ginge nur Sonntags von 2—5. Da muß er denn nachholen, was er in der ganzen Woche entbehrt hat.“ Bei diesen Worten machte Christine ein so verschmitztes Gesicht, daß sie einem Teufelchen, aber auch nur dem allerharmlosesten, glich. —

„Ich war glücklich, daß ich wenigstens einmal in der Woche ein paar Stunden mit dem alten, originellen Menschenkinde verleben sollte, denn ich hungerte nach lieben Menschen, die es gut mit mir meinten.“

„Der Vater war vollkommen einverstanden, denn er wußte, daß die Christine vom Onkel den Auftrag

erhalten hatte, sich meiner anzunehmen, nur ermahnte der Vater die Christine: „Verwöhnen Sie mir den Jungen nicht!“

„Die Christine krabbelte mir den Kopf und versicherte: „I, wie werd' ich denn! — Ein Stück Brot und ne Wassertuppe gibst's, Herr Baron!“

„Bis zum Gasthof begleitete uns die treue Seele; der Vater lud sie zum Mittagessen ein, aber fast erschrocken lehnte sie ab, das sei sie nicht gewohnt; aber einen Kuß gab sie mir noch. —

„Als wir gegessen hatten, verabschiedete mich Vater mit ein paar Ermahnungen und schickte mich in die Anstalt, wo ich meine Sachen einräumen sollte.

„Fröhlich sprang ich meiner neuen Heimat zu.

„Da der Tag einen schulfreien Nachmittag hatte, waren die Jungen ausgeflogen; nur Christian Rambach und der kranke Prinz empfingen mich auf der Stube. Mein Koffer stand da und beide Jungens halfen mir beim Auspacken und Einräumen in den Schrank. So wurden wir schnell vertraut miteinander, ich erzählte ihnen von meiner norddeutschen Heimat und sie berichteten mir von Riesky.

„Daß mir die Jungens gern zuhörten, machte mir Freude und gab mir auch den Mut, mehr zu erzählen, als wohl gut war und der Wahrheit entsprach; denn ich ließ an der Erzieherin und dem Erzieher kein gutes Haar. Der kleine Prinz begleitete mein Geschwätz mit beifälligem Lachen, Christians Gesicht aber wurde immer ernster; und, als ich schwieg, meinte er warnend: „Hör' mal, Konrad, so etwas dürfte Bruder Niedberg nicht hören.“

„Bruder Niedberg war der Direktor. „Der Prinz fragte ärgerlich: „Du willst wohl pezen, Christian?“

„Noch sehe ich heute das empörte Knabengesicht Rambach's vor mir, noch höre ich deutlich, wie er, in seinem Ehrgefühl tief gekränkt mit bebender Stimme fragte: „Heinrich, kannst Du mich für einen Pezer halten?“

„Der kleine Prinz war auch schon überwunden, reichte dem Kameraden die Hand und versicherte: „Ich wollte Dir wahrhaftig nicht wehe tun, Christian. Sei mir nur nicht böse!“

„Ich meine ja nur Konrads Bestes!“ versicherte wiederum Rambach mit Wichtigkeit. „Ich weiß es genau, daß es Bruder Niedberg nicht liebt, wenn man sich über Lehrer lustig macht.“

„Na,“ sagte ich mit Ueberzeugung, „wenn Bruder Niedberg meinen Hauslehrer kennen würde, würde er sich auch über ihn lustig machen.“

„Ich fühlte, daß ich unehrlich war; richtig wäre gewesen, daß ich meine Uebertreibungen eingestanden hätte, ich fürchtete mich aber zu blamieren und beharrte bei meinem Schwindel. Um so empfindlicher traf es mich, als Rambach spöttelte: „Der beste Bruder schenkt Du auch nicht gewesen zu sein!“ und der Prinz darüber lachte. In diesem Augenblick hätte ich den Senior prügeln mögen, denn er hatte eine wunde Stelle in mir getroffen, er hatte durchaus die Wahrheit gesagt. — Trotzig entgegnete ich: „Was kann ich dafür, wenn man dazu gemacht wird, wenn man keine Rücksicht auf einen nimmt?“

„Das ist Unsinn!“ entschied Rambach in lebhaftem Ton, und der Senior in ihm machte sich geltend: „Du hast zu gehorchen, das ist die Hauptsache. Rücksicht nehmen ist — Quatsch!“

In dieser Stunde schon trennte ich mich innerlich von Rambach, zwei Prinzipien traten sich schroff gegenüber. Rambach forderte striktesten Gehorsam ohne das Recht auf Berücksichtigung der Individualität zu beanspruchen. Bei den Herrnhuter heißt es, was die Väter in Berthelsdorf, wo die Oberbehörde der Herrnhuter ihren Sitz hat, bestimmen, ist gut und richtig; mag sich auch nachher der Beschluß als verfehlt herausstellen, man lebt nun einmal in dem Wahn: in dem Beschluß der Väter tat sich des Herrn Wille kund, so muß man sich ihm unterwerfen. Dem kleinen Rambach war dieses Sich-widerstandslos-Unterwerfen unter dem Willen der Väter als unter einem Wunsche des Heilandes in Fleisch und Blut übergegangen, es war ein von den Vorfahren überkommenes Erbteil. Wieviel Persönlich-

keitswerte, wieviel treffliche Anlagen mag dieses Prinzip schon vernichtet haben! Vortreffliche Redner, ausgezeichnete Erzieher sind oft an einen verkehrten Platz gestellt worden, sie haben sich redlich abgequält, aber doch nie etwas rechtes geleistet, da ihre Gaben verkümmern mußten. Es ist meiner Ansicht nach ausgeschlossen, daß starke Charaktere im Dienst der Herrnhuter zur Entfaltung kommen können. Und es ist hochinteressant, daß mein alter Schulkamerad Christian Rambach den Dienst in der Brüdergemeine quittierte und es bis zu einem königlich-preussischen Superintendenten und Kreisschulinspektor brachte, in welchen Stellungen er seine trefflichen senioralen Gaben zur vollen Entfaltung bringen konnte. Was der unmittelbare Anlaß seines Scheidens aus der Kirche der Väter war, an der er aber stets mit großer Verehrung hing, weiß ich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Polnische Schnitter.

Seht ihr dort die niedren Katen
Abseits von den Hauptgebäuden?
Feuer, Rauch und Duft verraten
Menschenleid und Menschenfreuden.

In den nied'ren Innenräumen
Wohnen dichtgedrängt beisammen,
Fern von Heimat, Jugendträumen,
Die dem Polenland entstammen.

Wehmut klagten ihre Vieder,
Die sie bei der Arbeit singen,
Sehnsucht hallt aus ihnen wieder,
Sehnsucht nach verlorenen Dingen.

Doch auch frohe, lustige Weisen,
Feurig wie der Polen Blut,
Sänge, die die Liebe preisen,
Tönen, wenn die Arbeit ruht.

Nöde tragen sie aus Leinen,
Um den Kopf ein buntes Tuch,
Holzpantoffeln an den Beinen,
Um das Ganze Wohlgeruch!

Wie sie sich zufrieden geben
Mit dem Wohnen, Kleidern, Schmaus,
Zeigt uns, daß sie besser leben,
Als daheim bei sich zu Haus.

Hermann Renner, z. St. Mazedonien.

Das Kloster zu Czestochau mit dem berühmten Gnadenbild.

Von B. von Strank.

In dem, von Oesterreich-Ungarn und Deutschland zu einem Königreich Polen erhobenen früheren russischen Generalgouvernement Warschau lenkt namentlich eine Stadt die Aufmerksamkeit und das Interesse der Besucher auf sich wegen der reichen, historischen Schätze, die sich in ihrem Besitz befinden, und wegen der denkwürdigen Erinnerungen, welche sich an diese Schätze knüpfen. Da erblickt das Auge kostbare Meßgewänder, die zum Teil aus dem 14. Jahrhundert stammen, von Fürstlichkeiten, hohen Geistlichen, Adelsfamilien, Altäre mit Monstranzen, kristallene Kreuze mit Gold und seltenen Edelsteinen geschmückt, darunter eins mit Holz vom Kreuze Christi, Bischofsstühle, Rüstungen, Waffen aller Art, kurzum Wertstücke von Pracht und Herrlichkeit, wie sie selten vereint sind. An Stelle der früheren Pilgerscharen aber sieht man heute die Uniform österreicherischer und deutscher Truppengattungen, sowie Kunst- und Altertumsfreunde, welche kommen, um das Schmuckstück des Polentums zu besuchen und um der religiösen Ueberzeugung eines ganzen Volkes Achtung und Verehrung zu erweisen. Es ist dies die Stadt Czestochau im alten Kongreßpolen mit der, das Muttergottes Bild enthaltenden Gnadenkirche. Alles konzentriert sich um dieses Gnadenbild, von dem die Chronik berichtet, daß der Evangelist Lukas nach dem Tode der Gottesmutter versuchte, ein Bild der heiligen Jungfrau mit dem Christuskinde zu malen.

Die
neue Kriegsanleihe

muss

erfolgreich sein —
sonst ermutigen wir
England weiterzu-
kämpfen! — Sie

kann

erfolgreich sein —
denn es ist Geld
genug im Lande!
Und sie

wird

erfolgreich sein —
wenn jeder handelt,
als ob von ihm allein
alles abhinge!

Er benutzte dazu die aus Cedernholz gefertigte Platte eines Tisches, der in Werkstatt zu Nazareth von Jesus und Joseph gearbeitet war. Dem nicht berufsmäßigen Maler gelang zwar, die äußere Form der Gottesmutter, große Schwierigkeiten aber machte das Gesicht und der Gesichtsausdruck. Abends bei dem Malen des Bildes eingeschlafen, fand Lukas beim Erwachen das Bild vollständig fertig und vor allem die Gesichtszüge ganz naturgetreu wiedergegeben. Engel sollten in der Nacht tätig gewesen sein. Aufgestellt in der Kapelle der jüdischen Frauen bildete es Jahrhundertlang einen Gegenstand der Verehrung durch die Christen von Palästina. Als die heilige Helena, die Mutter des Kaisers Constantin des Großen, in Jerusalem das Kreuz Christi suchte und es fand, machten die jüdischen Christen der frommen Kaiserin das von Lukas gemalte Bild zum Geschenk, die es nebst einem Stück Holz vom Kreuz nach Konstantinopel sandte. Hier fand das Bild seinen Platz in der kaiserlichen Hofkapelle, wo es mehr als 500 Jahre blieb. Als dann im 14. Jahrhundert heidnische Volksstämme Einfälle in Ungarn machten, beschloß Prinz Wladislaw, um das Heiligtum zu schützen, es in seine Hofkapelle in Schloß Belsky bei Lemberg zu bringen, wo es wiederum mehr als 500 Jahre blieb; von dort sollte es in die Burg des Prinzen bei Oppeln überführt werden. Bei dieser Ueberführung führte ihn der Weg über Czestochau. In einer kleinen, hölzernen Kapelle auf einem Berg wurde das Bild untergebracht, um es am nächsten Tage nach Oppeln zu geleiten. Da ereignete sich ein Wunder! Der Wagen mit dem Muttergottesbild konnte noch von sechs Pferden nicht aus der Kapelle gezogen werden. Der Prinz rief alsbald die Paulaner Mönche, d. h. die Schüler des Apostels Paulus, aus Ungarn herbei, die meist aus Polen bestanden, und diese erbauten für das Bild die noch heute bestehende Gnadenkapelle mit einem kleinen Kloster. Gleichzeitig legten sie Wälle und Mauern zum Schutz der Kirche an. Im Jahre 1430 geschah wieder ein Wunder vor dem Gnadenbild. Einem Fleischermeister aus Lublin waren seine Ehefrau und zwei Kinder gestorben. Er wollte die Toten in seiner Familiengruft in Czestochau beisetzen lassen. In der Gnadenkapelle wurden die Leichen aufgebahrt und hier die Requite abgehalten. Bei dem Segenspruch des Geistlichen erhoben sich die Leichen und lebten. Die Kunde hiervon verbreitete sich in der ganzen Gegend und von diesem Tage an datiert der Ruf des Gnadenbildes. Zahllose Krankenheilungen weiß die Klosterchronik zu nennen, teilweise mit genauer Angabe der Einzelheiten.

Die Gnadenkapelle in ihrer jetzigen Ausstattung stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Von der hohen Verehrung des Gnadenbildes zeugen die zahlreichen Reisegaben. Die Zahl der Mönche stieg rasch, im 17. Jahrhundert waren es mehr als 70. Das seidene Gewand des Gnadenbildes mit kostbaren Diamanten und Edelsteinen besetzt, ist bei der ersten Krönung desselben durch einen Gesandten des Papstes Clemens XI. 1717, befestigt worden; die zweite Krönung fand 1910 statt. Der Mechanismus der Öffnung des Bildes stammt natürlich aus jüngerer Zeit. Das Madonnenbild führt mit Recht den Namen schwarze Madonna, wegen der schwarzen Farbe, die nur noch schwach die einzelnen Gesichtszüge erkennen läßt. Die dunkle Farbe des Bildes ist die Folge des Alters und des Durchdringens der Holzsäure der nicht für ein Gemälde hinreichend präparierten Tischplatte.

Begünstigt von den polnischen Königen und reich geworden durch die Gaben opferfreudiger Pilger, wurde das jetzige Kloster mit der Kirche neben der Gnadenkapelle in den Jahren 1650—1700 nach den Plänen eines italienischen Architekten erbaut.

Der wahrhaft fürstliche Klostereingang mit seinen vier Toren stammt aus späterer Zeit. Das erste Tor mit dem Bilde des Erzengels Michael ist ein Geschenk des Fürsten Lubomsky. Das zweite Tor ist eine Ehrgang Stanislaus Boniatowsky. Das dritte errichtete das Kloster zu Ehren der Gottesmutter und das vierte, das älteste, ist das eigentliche Festungstor über dem Festungsgraben.

Die prachtvolle Hauptkirche wirkt vor allem durch die blendende Lichtfülle. Ein Seitenaltar der Gnadenkapelle zeigt auf einem Altar ein Kreuz mit einem lebensgroßen Christus. Der Mund Christi ist leicht geöffnet. Die Legende berichtet darüber folgendes: Als zur Zeit der höchsten Blüte des Klosters an einem Fastnachtsdienstag die Mönche im Speisesaal die Zeit des Stillschweigens abends um 10 Uhr übertraten, öffnete die Christusgestalt den Mund, und rief dreimal laut: Silentium in den Saal hinein.

Die Besichtigung des eigentlichen Klosters ist nur durch besondere Vermittlung möglich. Im allgemeinen bietet das Innere des Klosters ein Bild der alten, mittelalterlichen Klosterien — Kaiser Wilhelm stattete bei Gelegenheit einer Gruppenbesichtigung dem Gnadenbilde einen Besuch ab, und nahm mit lebhaftem Interesse alle Gegenstände, welche der historischen Vergangenheit angehören, in Augenschein. Gegen-

wärtig übt die heilige Stätte auf alle die vielen militärischen Besucher Czestochaus große Anziehungskraft aus, und groß ist die Zahl derjenigen, die kommen, um sich andächtigem Gebet zu fassen und um durch den Segen der Kirche gestärkt von neuem zum Kampf für das Vaterland in das Feld hinauszuziehen.



Dorf Muehs am Schweriner See.

Du trautes Dorf am Ufer des Sees, —
Dich grüßt sie, die glitzernde Flut,
Der leuchtenden Wellen Plätschern und Murmeln! —
Dich grüßt er, der träumende Wald,
Wo das Märchen wohnt,
Wo Rotkäppchen geht unter Buchenkronen,
Und Hänsel und Gretel im Tannendunkel, —
Wo froh ich der Jugend
Schimmerndes Märchengold wieder noch fand
In glücklichen Stunden, —
Ach, und wo mir das sachte Rauschen
Um rings der Wipfel in Tiefen wehte
Ein leise weinendes Heimwehlied! —
Ich hab dich lieb, du mein tiefer Wald,
Mein Heimatswald, —
Dich auch, das er freundlich umarmt,
Mein Heimatswald, —
Du trautes Dorf, — mein liebes Muehs.

W. Schulz-Weidendorf.



Das Fremdwort im Plattdeutschen.

Von Fr. Winkel.

(Schluß.)

Am Markttagen ziehen die Dörfler in die Stadt, um einzukaufen. Da zeigt Jochen — er hat ja das Geld dazu im „Pottmanee“ oder „Putnee“ — sich „nobil“ und ersteht in der „Beschieteriebod“ (bijouterie) für sein Fiken „'n Krallenkullje“ (collier von Korallen) oder „'ne Garnitur“ oder „Glacehandschen“ oder „'n Medalljong“ oder „'n Parafoll“, und dann besuchen beide „dat Hüppadrom“ (Hippodrom) oder gehen in „de Kamedi“ oder sehen sich den „Bajazzenmaaker“ (Bajazzo) oder den „Putschanellerkasten“ (Pöschinell) an, trinken auch wohl einen „Vakür“ (Vikör) und gehen dann befriedigt nach Hause.

Der Kutscher Johann ist nicht wenig stolz auf seine „Montierung“, seine „Livree“, seinen „Cylinder“ mit der „Kohlar“ (Kolarde) und den „Kamatschen“, wenn er die „Madam“ oder gar die „Kumteß“ (comtesse) mit „Musche“ (monsieur) Fritz, dem Junker, und seiner „Gouvernant“, oder „Bonn“, oder „Kannedaten“ in „de Scheef“ (chaise) oder „Ekipasch“ oder in dem „Kaleischwagen“ zur Stadt fährt, wo sie den „Landroß“ (den Landdrosen) besuchen wollen; aber die „Mamsell“ kommt nicht mit, sie muß „to Hus fischen“ (couscher; vgl. auch den Anruf an einen Hund: „Kusch di!“) muß.

Daß das Plattdeutsche der Soldatensprache von Fremdwörtern winnelt, ist ja selbstverständlich, nur sind die Ausdrücke oft nicht sogleich kenntlich. Genral, Major, Scherfant, Hobogist, Kapperal, Grenadier, Pionier (Pionier), Mannöver, Pottpee, Eplett, Langnett usw. sind ja ziemlich genaue Uebersetzungen, anders ist es schon, wenn es heißt: „he het Däshur (du jour), he is dissendiert (desertiert) oder: he is 'n Dissentür (Deserteur), he is schappiert (echapper).“

In Haus und Küche und Hof spielt das Fremdwort ebenfalls eine bedeutende Rolle. Da gibt es neben der Stube „'n Allaben“, ne Kambüf, en Kabutter, en Kabuff; zu den „Möbeln“ gehören auch „Sofa“ und „Kommod“; an der Wand hängen „Potografien“ und „Purtretts“ (Portraits) und „'n Regulator“; im Küchenschrank stehen neben Topf und Teller auch „Soffjör“ und „Äzett“ und „Emalsgeschirr“ (email), und außer Salz findet sich an Gewürz „Kaneelsbor“ (Zimt), „Maschatenblom“ und „Maschatennöt“ (Muskatblüte und

Muskatnuß), „Schellatin“ (Gelatine) usw. Und wenn Mutter „dat Biffstüd“ (Beefsteak) bringt, setzen sich alle mit „Appetit“ an den Tisch, essen „ne gehörig Portzion“ (Portion), „schlagen sich de Kalesch vull“ und sagen: „Dat schmeckt delikat.“

Ist jemand vor Gericht geladen, so geht er „to Termin“, wo der „Akzeßer“ ihn verhört und er sich „vör de Akzisen“ (Akzisen) „verdeffendiert“ (defendiert); denn er ist „sin egen Advokat“, „he führt sinen Prinzeß süßvst.“

So findet man das Fremdwort auch im Plattdeutschen auf allen Lebensgebieten, und die nachstehende Auswahl, die von dem Leser leicht vergrößert und ergänzt werden kann, ist nur ein Bruchteil von der schier unerforschlichen Masse der allein schon in unserm Mecklenburger Platt sich findenden Fremdwörter. Die Ausdrücke folgen hier in der Form, die mit der Zeit im Munde des Volkes angenommen haben: Abschluß und abschlutemang, affadieren, amüsieren, annemieren, apart un adrett, apportieren, en ollen Apportendräger, arretieren, dat's de Autor (Autor), blamieren, dat is 'ne Blamafsch för dat ganze Pöbteramt (Sprichwörtlich); en barborschen, infamen un rabiaten, fischen, fixen un forschen, fidelen, patenten Kierl; em würd ganz blümerant (bleu-mourant); wat heft du dor rüm to kalfatern; de Karbatsch (Peitsche), karbat-schen; Kap (campos) z. B. Roggenkamp; in vulle Karriere; schikanieren; dat sünd so 'n Schosen (chose), lamod, lümplett (complet), konfus, furios; Anis (canif) und davon abgeleitet das Verb afkniven = schlecht abgeknitten; dat is sin Kuhrater (Kurator); he wier ganz desprat (disparat); dat 's mi ganz partu egal; Delafalon (eau de Cologne); en gefährlich Biest; he jöfelt (jocus) giern; dat gew en Gaudium, enen Spektakel, en Mirakel; he maßt sin Honnür (honneur); wat het de Kierl 'ne Bisafsch (visage); pasterlatant (pour passer le temps); de Kierl het ken Krasch (courage), ken Bouillon in de Knaken; he möt immer irst sinen Dezenn dorsto geben; he het sinen Dezenn weg; 'ne durabel Arbeit; he het sinen Examen maßt; famos oder vermoost; 'n beten Pankrott spelen; he kann de Balanc, de Blanfierung nich mehr hollen; 'n Kanailenbägel; he möt allens demolieren; he is de Anterpennür (Entrepreneur); he kem ganz ut de Fassong; dat 's fatal; wat sünd dat för Fazen; dat wier 'ne grote Fret (fête); Futterasch (fourage), Frisur, Franz-Spieß (Frontispice); ünner Garantie und garantieren, schenieren; dat is en Schenie; Schandor (Gendarm); he maßt woll Galoschen (Glossen); dat is nich nah sinen Gusto, nah sinen Gu (gout); jeder nah sinen Schaköng (vgl. chacun à son gout); he schnitt Grimassen, Gimnast oder Knast (Gymnast), Olshon (Muktion); ut de Praxis, praktisch; id ward di dat plausibel maken; Observanz, in dublo; just oder jüst oder jüstement; Zug, Kredit, leschär (léger); dat Magerat (Majorat); he is maßt; he het 'n gewaltigen Manschetten; he möt irst Morizen (mores) lieren; Markür (Marqueur); he is Matador; he is immer an de Töt (tête); dat is so 'n Patron; prat (parat), Partie; he verhöllt sich ganz passiv; he is 'n Petist (Pietist); dat is sin Plesiervergnügen; probieren, Profit (auch beim Leichter); dat 's blot proform (pro forma); Proßt! Perzent (Prozent), pures Sühver, rattentahl (radital); he geröd in Rasch' (rage); reparieren; 'n schlicht Renomme, ringenieren, resolut, Respekt, riskant und riskieren, Skandal, Schwadronnör, schwadronieren, Sawwelfett (Serviette), Kummischon (Kommission), simpel, Spijon, Sporteln, Stellafsch (Stellage), strift, Student und stadieren; he is superklok; züperb (superbe), Temprament, Tempratur, Timotee = dementi, upsternatsch (obstinat); he het so 'n jüdschen Typhus (Typhus); Vesperbrot, Vesperstund, vespern; Wängdün spelen (vingt un), visieren, visentieren, Vitriol (Vitriol); Vogelbunt = Vagabund; am ersten Mai ist „Wollborg“ (Walpurgis); 'ne Ziehgar, Figuren (Cichorien); he is schäst worden (chasser); schöfel; orragamusti (par ordre de Mufti); sin Triptat (Deputat); Stäwelschit (Steeplechase) riden; wat picpieren (peccieren), de Postill, dat Prifong, sin Profeschon; dat fall nich publik warden; sin Quantum, rasieren, revidieren, sin Renten,

Revier; paß up, dat ward sin Urin (statt Ruin); dat is so 'n Zackermenter; Abrohm (Abraham), Salmon (Salomo), schmusen; en'n Schmu maken; he is in Schwulität; de maßt sich ken Skrofuln (statt Skrupel); Spelunk un rüm spelunken; up 't Tapet bringen; he is beet (faire la bête = einen dummen Streich, den Dummkopf machen; he is Bas (= Meister); 'n boßigen Kierl; Bongfür (bon coeur), Fidel und Ammi (ami) als Hundnamen; kappanieren = abschlachten (eigentlich = zum Kapaun machen, kastrieren); dat krepirt mi = das ärgert mich (crever); ramenten, rumoren, tagieren usw.

Schon die angeführten Beispiele und Ausdrücke zeigen zur Genüge, daß unser Mecklenburger Platt ebenso wie das Hochdeutsche, von Fremdwörtern durchtränkt, ja durchseucht ist; und es ist viel schwerer, hier Wandel zu schaffen als im Hochdeutschen. Denn wenn bei dem hochdeutsch Redenden der übermäßige Gebrauch des Fremdworts meist zurückzuführen ist auf üble Angewohnheit, Gelehrten-dünkel und Eitelkeit, also absichtlich und bewußt geschieht, so liegt die Sache bei dem plattdeutsch Redenden wesentlich anders: der Hochdeutsche erkennt das Fremdwort als ein solches, der Mann aus dem Volk aber ist sich dessen gar nicht bewußt, daß er mit einem ihm geläufigen Ausdruck, wenn er sich eigentlich dabei auch nichts denken kann, ein Fremdwort gebraucht. Ihm ist jener Ausdruck eben weiter nichts als ein plattdeutsches Wort wie jedes andere auch. Darum ist anzunehmen, daß das Fremdwort sich im Plattdeutschen kaum wird ausrotten lassen, während dies im Hochdeutschen bei einigem guten Willen und deutschem Selbstbewußtsein möglich wäre. Ubrigens wirkt ein Fremdwort im Plattdeutschen meistens komisch, im Hochdeutschen meistens geziert und oft widerlich.

Alle Bestrebungen, die Fremdwörter aus unserer deutschen Sprache zu verdrängen, Bestrebungen, wie nun schon seit Jahrhunderten bei und nach großen Kriegen einsetzten, haben bei zeitweilig gutem Erfolg doch nicht vermocht, die widerlichen Eindringlinge auf Nimmerwiedersehen zu vertreiben. Wird der jetzige gewaltige Krieg auch auf diesem Gebiete den Sieg herbeiführen? Möge Gott es geben!

Die Oktobernummer der M. H. wird der Reformation und dem großen Feldherrn Hindenburg gewidmet sein. Den Reformationsartikel verfaßt Herr Universitätsprofessor Geheimrat D. Hashagen, Rostock, den Artikel über Hindenburg Herr Major von Strantz-Berlin. Außerdem wird die Nummer eine durch Klarheit ausgezeichnete, das Thema erschöpfende Arbeit unseres bewährten Mitarbeiters Herrn Fr. Winkel, Neustrelitz, über „Die Reformation in Mecklenburg“ enthalten. Die Nummer wird besonders reich mit Bilderschnitt ausstattet sein. Der Preis der Nummer beträgt 25 Pfg.

Die Geschäftsstelle der M. H.
Rostock, Langestraße 87.

Unser Titelbild.

Der Urentel Bismarcks ist das Söhnlein des Universitätsprofessors Gladbe in Münster, der eine Reihe von Jahren dem Lehrkörper unserer Landesuniversität angehört hat.



Das obige Zeichen in verschiedener Größe wird in Zukunft den Lesern öfters begegnen. Wer nach der Deutung dieses rätselhaften Zeichens gefragt wird, kann mit gutem Gewissen sagen:

„D. M. H. im Dreieck“
bedeutet

„Die Mecklenburgische Heimat“

und kann daran gleich eine warme Empfehlung des Blattes knüpfen, wofür ihm herzlich dankbar sein würde

Die Geschäftsstelle der M. H.,
Rostock, Langestr. 87.

De Primaner = Leiw.

De Schaudirekter Krahner stünn
An sinen Pult un schrew un sinn.
Dunn quücht dor wat de Trepp herup,
Un as de Stuwendör geiht up,
Dunn wantt 'ne dicke Ollsch herin
Un wisch sid tweimal unner't Kinn.
„Is't woll verlöwt tau unnerbreken
Un Herrn Direkter mal tau spreken?“
„Gewiß doch, Frau, ich habe Zeit
Und stehe gern zum Dienst bereit.“
„Het winkt ehr dal. Sei pußt un seggt:
„Ne, mit min Asthma geiht dat slecht.
Süs bün id, Gott sei Dank, gesund,
Un as Sei seihen, did un rund.“
Herr Krahner nickt ehr fründlich tau:
„Das letzte freut mich, liebe Frau.“
„Ja, wenn de Asthma blot nich wir!
Id möt tau Schäper Ast noch schier.
Sei hewwen säter ol all hört,
Wo vele Minschen dei turiert.
Bedenken S' blot, en Schäper man,
Un wat de Kirl nich allens kann!“
„Hm,“ seggt hei, „ja“ — un fikt up't Pult,
Denn sachting ritt em de Geduld.
„Doch, liebe Frau, wie heißen Sie,
Und womit kann ich dienen, wie?“ —
„Je, Herr Direkter,“ seggt s', „id bün
Fru Schult, de Grüntramhäkerin.
Id sitt jo immer an de Ed
Un'n Mark bi Klempermeister Fied.
Sei gahn dor alle Dag vörbi,
Un ol ehr Fru, dei lößt bi mi.“
„So, so — ja, ja — das kann wohl sein,
Mir ist, als fällt es mir schon ein.
Dann sagen Sie nur frei heraus,
Was führt Sie heute in mein Haus?“
„Je, Herr Direkter, seihen S' mal.
Binah is mi de Sat fatal.
Sei ken'n jo den Primaner Kern,
Dat is en gor tau netten Herrn,
Un 't is 'ne Lußt em antauseihn,
Dat seggt woehrhaftig jedwerein.
Nu leiw de Herr min einzig Dirn,
Un ol min Minning hett em girn.
Un gahn de beiden up de Strat,
Id segg Sei, dat 's 'n wohren Staat.
Sei hoffen säter, sid tau kriegen
Un äwer fort un lang tau friegen.
Id heww dor süs ol gor nids gegen
Un gew ehr willig minen Segen,
Doch denk id an min Mudderpflicht,
Dat Frigen, dat is nich so licht;
Dortau hört Geld, en gaudes Stück
Sünst ward dat allmindag kein Glück.
Nu seggen S', Herr Direkter Krahner,
Wat friggt denn woll so'n Herr
Primaner?“

Franz Bardeh.



Wie Mecklenburg ein Lutherisch Land wurde. Dem mecklenburgischen Volke im Reformationsgedächtnisjahre erzählt von Dr. H. Schnell, Gymnasialprofessor, Lic. theol. h. c., Güstrow. 56 S. 40 Pfg. — 100 Stück je 30 Pfg. — Herausgegeben und verlegt vom Evangelischen Presbyterband Mecklenburg, Rostock.

Das Erscheinen dieser Schrift ist recht dankenswert. Der Verfasser hat in trefflicher Weise seine Aufgabe gelöst; man fühlt dem Verfasser die Liebe und die Gewissenhaftigkeit an, womit er sich in den reichen Stoff versenkt hat; darum gibt er auch ein so lebenswarmes, klares Bild der Reformationsgeschichte unseres Landes; darum weicht auch die Schrift erfreulich von jener seichten fabrikmäßigen Art der für den Massenvertrieb hergestellten billigen Volkschriften ab. In fünf Kapitel teilt der Verfasser sein Büchlein ein: 1. Am Vorabend der Reformation. 2. Die ersten Boten des neuen Glaubens. 3. Wie sich die Fürsten dazu stellten. 4. Auf dem Landtag zu Sternberg am 20. Juni 1549. 5. Wie Herzog Johann Albrecht die Landeskirche ausgebaut hat. — Die Anschaffung des Büchleins kann ich nur dringend empfehlen, zumal es neben dem guten Inhalt schönen Bildschmuck aufweist und angesichts der gegenwärtigen hohen Preise für Papier und Druck recht billig ist.

Ernst Büchel.

Das Lied vom feldgrauen Geld.*

Infanterie im Schützengraben
Muß Gewehr und Kugeln haben;
Denn was hälft der Mut dem Mann,
Wenn der Mann nicht feuern kann!
Artill'rie, die braucht Granaten;
Denn Granaten sind die Saaten,
Draus der Frieden uns ersticht,
Und wer ernten will, der sät!
Vieler Wagen braucht's zum Trosse;
Kavall'rie braucht viele Rosse.
Ochsen, Kalb und Borstentier
Braucht der Gulaschanonier.

Deutschland kämpft mit einer Welt,
Und zum Krieg gehört auch — Geld!
All ihr Männer, all ihr Frauen,
Die ihr Deutschland Heimat nennt,
Habt zum Vaterland Vertrauen!
Gebt ihm, was ihr geben könnt!

Um dem Vaterland zu dienen,
Braucht der Flieger Flugmaschinen,
Braucht, soll er im Luftschiß ziehn,
Einen teuren Zeppelin.
Läßt im U-Boot der Matrose
Feindwärts das Torpedo lose,
Weiß er wohl, daß solch ein Schuß
Vieles Geld „verpulvern“ muß!
Hoch in Lüften, tief im Meere
Streiten sie zu Deutschlands Ehre,
Daß zu Hause Dorf und Stadt
Bald auf's neue Frieden hat!

Deutschland kämpft mit einer Welt,
Und zum Krieg gehört auch — Geld!
All ihr Männer, all ihr Frauen,
Die ihr Deutschland Heimat nennt,
Habt zum Vaterland Vertrauen!
Gebt ihm, was ihr geben könnt!

*) Vertont von Bogumit Zeppler (Verlag Alfred Meigner, Berlin SW. 61, Blücherstr. 40, Pr. 60 Pfg.).

Auch das Geld soll feldgrau werden!
Deutschen Häusern, deutschen Herden,
Unserm Acker, unserm Stall
Dient es so zu Schutz und Wall!
Doch kein Schenken will er sehen,
Nein, der Staat nimmt's nur zum Lehen;
Eines Tages, Stück für Stück,
Zahlt er's euch vermehrt zurück.
Was ihr gabt in harten Tagen,
Das wird reiche Zinsen tragen,
Als ein gutes Unterpfand
Euch und Eurem Vaterland.

Deutschland kämpft mit einer Welt,
Und zum Krieg gehört auch — Geld!
Ihr Männer, all ihr Frauen,
Die ihr Deutschland Heimat nennt,
Habt zum Vaterland Vertrauen!
Gebt ihm, was ihr geben könnt!

Gustav Hochstetter.

Haus und Familie

Für die Küche.

Einmachen von Gurken. Essiggurken. Man wende hierzu stets Gurken mittlerer Größe. Die Stengel werden abgeschnitten und der Schmutz durch kräftiges Waschen entfernt. Den Boden eines gut gereinigten, ausgeschwefelten Fasses belegt man mit Dillkraut und Weinblättern: Auf das Kraut schichtet man die Gurken. Das Faß muß vollständig gefüllt werden. Oben auf gibt man noch eine Schicht Dill, legt das Brett darauf und beschwert dieses mit Steinen. Dann wird das Faß mit einer kräftigen Salzlake angefüllt. Auf 20 Liter Wasser 6 Pfund Salz. Nach 8—10 Tagen werden die Gurken, die in einem kühlen Raume aufbewahrt werden, durchgegoren sein. Die Gurken werden nun aus dem Faße genommen und in ein anderes Faß eingeschichtet. Ferner läßt man 3 Teile kräftigen, aromatischen Weinessig, 1 Teil Wasser, Pfefferkörner, Senfkörner, Vorbeerblätter gut warm werden und gießt die Flüssigkeit über die Gurken. Nachdem die Flüssigkeit und die Gurken ausgekühlt sind, wird das Faß fest verschlossen und kühl aufbewahrt.

Senfgurken. Die gelben, völlig ausgereiften, doch nicht überreif gewordenen Gurken werden geschält, halbiert, sehr gut entkernt und vom Mark befreit und in Stücke geschnitten. Man wäscht sie in Salzwasser über, gießt sie ab, erfrischt sie und läßt sie auf einem Siebe ablaufen. Nachdem werden sie mit dazwischen gestreuten Senfkörnern, Vorbeerblättern, spanischem Pfeffer (Schoten) und etwas in Würfel geschnittenem Meerrettig in Töpfe oder Gläser gefüllt. Nach Belieben kann man auch noch einige kleine geschälte, abgewellte Zwiebeln, einen Zweig Thymian und Estragon dazu geben. Dann bringt man besten Weinessig nebst dem nötigen Salz (der Salzgeschmack muß kräftig hervorstechen) zum Kochen, schäumt gut aus, läßt ihn erkalten und gießt ihn über die Gurken. Nach zwei Tagen wird der Essig abgegossen, aufgelocht und, wenn erkalte, wieder über die Gurken gegossen. Nach zwei Tagen wiederholt man nochmals dies Verfahren und verschließt dann luftdicht die Gefäße.

Kriegsnußpeise mit Johannisbeergallert. Man rechnet für jede Person eine große Kartoffel, die man am Tage vor dem Gebrauch mit der Schale kocht, abzieht und am folgenden Tage durch die Maschine reibt. Man gibt einige Eßlöffel Magermilch an die Kartoffeln und schlägt beides zusammen mit der Schaumrute, bis man eine cremartige Masse hat, die man mit abgeriebener Zitronenschale würzt und mit etwas Salz und dem nötigen feinen Zucker abschmeckt. Auf jede Kartoffel rechnet man einen Eßlöffel abgebrühte, abgezogene und feingeriebene Nüßkerne, die man leicht durch die schaumige Kartoffelmasse mischt. Sie wird hoch angerichtet und ganz mit roter, vorher leicht erwärmter Johannisbeergallert überzogen.

Nogensuppe mit Klößen. Es kommt jetzt vielerorten gefalzener Dorschrogen wie auch Roggen in Dosen in den Handel, der den Hausfrauen seines hohen Eiweißgehaltes wegen sehr gut zur Ausnützung empfohlen werden kann. Der gefalzene Roggen muß etwa 12 Stunden wässern, der Dosenrogen kann ohne weiteres verwandt werden, auch muß

man den gefalzenen Roggen erst mit kochendem Wasser bedeckt in festgeschlossenen Töpfe 30 Minuten langsam kochen lassen, bevor man ihn genau wie den Dosenrogen benutzt. Aus einem Teller voll kalter, geriebener Kartoffeln, 125 Gramm Mehl, 2 Teelöffel Eierparpulver und 125 Gramm Dorschrogen bereitet man einen Kloßteig, dem etwas Wasserzusatz die nötige Geschmeidigkeit und geriebene Zwiebel und Muskatnuß die Würze gibt. In zwei Liter siedendem Wasser kocht man die von dem Kloßteig mit einem Eßlöffel abgestochenen Klöße und gibt außerdem an das Wasser noch feingekochte Sellerieknolle und 125 Gramm Dorschrogen, den man vorher fein zerdrückt. Die Klöße in der Suppe müssen langsam 20 Minuten kochen, dann bindet man die Suppe mit einer hellen Mehlschwitze und schmeckt sie mit Salz, Pfeffer und gewiegtem Selleriegrün ab.

Kriegskartoffelklöße. Im Gegensatz zu anderen Kartoffelklößen bereitet man diese aus möglichst heißen Kartoffeln, die man reibt, salzt und mit soviel Mehl vermischt, daß man eine gut zusammenhängende Masse hat. Aus ihr formt man runde Klöße und kocht sie etwa 10 Minuten in Salzwasser. Diese Kartoffelklöße sind rasch zu bereiten und schmecken trotz einfachster Zutaten gut.

Kindernpflege.

Welchen Fehler hat man bei Entwöhnung zu vermeiden?

Den Fehler, daß man nicht zu schnell von der Milchkost hinweg die Kinder an die Kost der Erwachsenen gewöhnt; es muß zwischen beiden ein passender Uebergang stattfinden. Kleine Kinder sind nicht imstande, die Nahrungsmittel der Erwachsenen zu kauen, noch weniger aber zu verdauen. Man tut jedenfalls am besten, bis zur gänzlichen Beendigung des Zahnens, wo alle Milchzähne sichtbar sind, die Kinder außer an Milch und Fleischbrühe noch an Zwiebad, erweichte Semmel, Grütze, Grieß, Reis, Sago in Bouillon gekocht, sowie an weichgesottene Eier und Eiersuppe zu gewöhnen. Sehr empfehlenswert ist auch der sehr beliebte Kindfleischtee, welcher folgendermaßen hergestellt wird: Man nimmt ein halb Pfund von Fett und Knochen gereinigtes Rindfleisch, schneidet es in kleine Stücke und gießt darauf 2 Tassen kaltes Wasser. Man setzt dieses Töpfchen in einen größeren Topf, der mit Wasser gefüllt ist, läßt letzteres zwei Stunden am Feuer und gießt dann den Inhalt des kleineren Töpfchens, indem man ihn kräftig auspreßt, in ein Siebtuch. Einer solchen Bouillon kann man auch Milch zu gleichen Teilen oder Zucker beimischen.

Vogelpflege. Die Singvögel können ebenso wenig das Gas vertragen, wie die Blumen. Man sollte die Vogelbauer immer aus der Nähe der brennenden Gaslampen entfernen, besonders ist das bei hochhängenden Vogelbauern zu beobachten. Es ist sehr schädlich für die kleinen Vögel, die ganze Nacht in einer Atmosphäre zu leben, die durch das Gas verdorben ist. Nicht minder trifft dies auch auf durch Petroleum verdorbene Luft zu.

Die besten Gebisse für Aderpferde sind glatte, dicke Trensengebisse mit Mittelgelenk. Gewundene, edige oder gar gezahnte Gebisse üben auf die Lippenfalten, die Zunge und die Läden eine zu scharfe Wirkung aus, weshalb sie nur bei sehr hartmauligen Pferden zu empfehlen sind. Verletzungen und Einschnitte an der Zunge treten sehr leicht bei der Verwendung von Trensengebissen ohne Mittelgelenk ein, die immer etwas Starres haben und namentlich bei engen Läden oder großem Volumen der Zunge letztere im Uebermaß belasten; ob das Gebiß außerdem noch eine mittlere Ausbiegung und eine seitliche Abneigung haben soll, hängt von der Beschaffenheit der Zunge, den Läden und Lippenfalten im Einzelfalle ab. Im allgemeinen wird auf die Ausbiegung und Abneigung des Gebisses Bedacht genommen werden müssen, da ein gerades Gebiß beim Anziehen vornehmlich die Zunge trifft und zu Beschädigungen derselben leicht Veranlassung geben kann.



Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer.

Muttersprache.

Was hat Luther in dieser Kriegs- und Notzeit dem evangelisch-lutherischen Pfarrer in Deutschland zu sagen?

Von

Univ.-Professor D. Fr. Hasehagen.

Preis für 1 Exemplar 2.— Mark.

Jeder Kirchlichgesinnte müßte diese Schrift lesen.

Das Panier des Kreuzes.

Ein Kaiserwort über des deutschen Volkes Weltstellung
und seine Mission an die Völker der Erde.

Von Geheimrat Prof. D. L. Schulze-Rostock.

15 J.

Im unterzeichneten Verlag erschien

Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit!

br. 5 Mk. Von Friedrich Meyer. geb. 6.50 Mk.

In unseren Tagen, wo nicht nur die Friedensfrage auf aller Lippen liegt, sondern auch der Wunsch nach Frieden in aller Herzen glüht, dürfte kaum ein Buch von größerem Interesse sein als das vorliegende. Dem Herrn Verfasser war darum zu tun, durch seine Ausführungen in den großen sittlichen Fragen des menschlichen Daseins klärend zu wirken und für den echten Friedensgedanken als der Verkörperung der sittlichen Weltordnung begeisterte Mitarbeiter und Mitkämpfer zu finden.

Verlag E. W. Püschel (Kaufungen-Verlag) Rostock.

Schriften von Prof. D. Gröbmacher-Erlangen (früher Rostock).

Unsere Gefallenen	15 J
Flammen Gottes	20 J
Unser Kaiser	30 J

Meine sämtlichen Büros befinden
sich in

Rostock, Langestraße Nr. 87.

Die Fernrufnummer 1775 bleibt
die gleiche.

E. W. Püschel.

Unterstützt

D. M. H.

Es könnte nicht genug bedauert werden, wenn das große schöne Mecklenburg, das einen Blücher, eine Königin Luise, zwei Mölke, einen Reuter, einen Brindman und so viele andere hervorragende Persönlichkeiten hervor-gebracht hat; in dem dem Geist eine so wertvolle Pflege-stätte beschieden ist; in dem Handel und Gewerbe blühen — kein Heimatblatt, das zugleich auch ein echtes deutsches Familienblatt ist, haben soll. Was in den anderen deutschen Bundesstaaten, was in den preussischen Provinzen Gemeingut geworden ist, was neben Bibel, Gesangbuch und Kalender zum eisernen Bestand einer jeden Haus-bücherei gehört — ein Heimatblatt —, muß auch in Mecklenburg möglich sein, diesem so verarmten und doch so herrlichen Land.

Ein Heimatblatt soll ein getreuer Spiegel heimat-licher Geschichte und Kultur sein, es soll die Liebe zur Heimat wecken und festigen — die Aufgaben sind so hohe und erstrebenswerte.

Der Verlag bittet die verehrten Leser, auch fernerhin den durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnissen Rech-nung tragen zu wollen. Die Schriftleitung hat aus dem Leserkreis so manche herzerfreuende Zustimmung und Anerkennung gefunden, daß sie getrost und gestärkt in das neue Jahr gehen kann.

Schriftleitung u. Verlag der Mecklenburgischen Heimat.

Friedenswünsche

Von Geheimrat Prof. D. Walther-Rostock.

Jedes Heft 10 J

1. Was entscheidet über des Krieges Ausgang?
2. Ich der Herr!
3. Wofür die Opfer des Krieges?
4. Das neue Deutschland.

Die 2. Auflage von Professor Hasehagen's
ausgezeichneter Schrift:

Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau.

Preis 1.— Mark.

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hindenburg.

Von Lic. Stammer-Rostock. 20 Pfg.

Im 3. Tausend erschien:

Hilfsprediger Bertram, der Dieb.

Erzählung von Ernst Püschel.
elegant kartoniert, Liebhaberformat.

Preis 70 Pfg.

Sehr geeignet für Feldsendungen.



Das Blatt erscheint während des Krieges monatlich einmal, sonst zweimal. Viertel-jährlicher Bezugspreis 50 Pfg.; von 3 Stück an freie Zusendung. Auf je 10 Stück 1 Freigempler.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 15 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 12.

Oktober-Nummer.

1917.

Die Reformation in Mecklenburg.

Von Fr. Winkel.

I.

Die Ursachen der Reformation in Mecklenburg.

Auch in Mecklenburg herrschten vor der Reformation auf kirchlichem Gebiete wahrhaft traurige Zustände, und die Lehre Luthers fand auch hier den Boden vorbereitet. Der harte Druck, den die Kirche ausübte, das anstößige Leben und die Sittenlosigkeit der Geistlichen, dazu der in schlimmster Weise betriebene Ablasshandel stießen manche frommen Gemüter ab und riefen in vielen Herzen die Sehnsucht nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern wach.

Unser Land war vor der Reformation übersät mit Klöstern; es waren nicht weniger als 11 Nonnen- und 16 Mönchsklöster, und es ist sicher nicht zu hoch gerechnet, wenn G. Völl in seiner „Geschichte Mecklenburgs“ die Zahl der Klostergeistlichen, Nonnen und Mönche, mit 1200 angibt. Dazu kam die schier unglaubliche Menge der Weltgeistlichen, an der Marienkirche in Wismar allein 16 Priester, so daß man der Angabe des Rostocker Predigers Gryse, der im 16. Jahrhundert lebte, wohl Glauben schenken darf, wenn er die Gesamtzahl der mecklenburgischen Geistlichen vor der Reformation auf 14 000 Köpfe veranschlagt. Und der größte Teil bildete doch nichts weiter als elende Schmarozker, die von dem Gut und Blut des Landes sich nährten. Denn die Kirche und ihre Diener besaßen einen überaus großen Grundbesitz in Mecklenburg, und alle Stände glaubten am besten für ihr Seelenheil zu sorgen, wenn sie durch Schenkungen aller Art diesen Besitz

noch vermehrten. Und daß die Kirche diesen Glauben nicht zerstörte, ist selbstverständlich; vielmehr suchte sie ihre Schätze immer mehr und immer aufs neue zu sichern. Der genannte Gryse berichtet über das Treiben der Geistlichkeit: „Se hebben nicht alleine mit ernen Geldstricken und Valer netten de armen trostlosen Seelen gefangen, sondern of



mit ernen Fallstricken und Angeln de schönnen und grönen Wische und herlyken Höltinge, Heyde und Wende, Alder, Seen, Land- und Stadtgödder tho sid gefischet und praectischer Wyse an sid gebracht. — Ganz unbarmherzigen hefft man de Lehen geschnitten und geschindet, denn min Burman was so arm, wenn he starff und of alleine eine Koh im Stalle hedde, desülve müste de Karthore hebben, thor Vigilien und Seelenmissen, de nagelatene Frowe und arme Kinder mochten suer adder söte darumme sehen, Hunger und Kummer lyden, dat passete man nicht up.“ Natürlich suchte man den Schein zu wahren: alles sollte ja nur der Kirche zugute kommen und geschah nur zum Wohle der abgeschiedenen Seelen. „Dat se nichts eigenes willen hebben, dat hebben se verlawet, dwerst dat nicht also vorschwaren, dat se nicht scholden uth der gemeinen Kölen und Keller ere gewisse Deputat vülligen bekamen, up dat se im Sweedt eres Angesichtes ere Brodt mochten geneten, und also etken, dat se sweteden, und arbeideden dat se versöröen.“

Dabei herrschten Unwissenheit, Völlerei und Unzucht bei den Geistlichen in erschreckender Weise; und selbst einer ihrer Vorgesetzten, der Bischof Burhard von Havelberg, klagte schon 1360, daß viele von ihnen mehr auf Tanzböden, in Schenken, bei

Possenerreihern und weltlichen Geschäften als beim Gottesdienst anzutreffen seien. In den Wirtshäusern tranken sie mit ihren Genossen oder mit jedem andern Gaste, wes Standes er auch sein mochte, um die Wette, ergösten sich am Würfelspiel, gingen auf die Jagd und trieben allerlei Narretei. Aber weit schlimmer noch war ihr unsittlicher Lebenswandel, dem keine Vorschriften und Erlasse Einhalt zu bieten vermochten; machtlos stand die Kirche diesem schamlosen Gebahren gegenüber, herrschte doch diese Sittenlosigkeit in allen ihren Kreisen.

Ist es da zu verwundern, daß das Ansehen der Geistlichkeit immer mehr sank und daß allmählich an die Stelle unbegrenzter Verehrung die höchste Verachtung trat?

Man wollte von den Geistlichen nichts mehr wissen, und es bildeten sich in Laienkreisen Vereinigungen, die sich eine christliche Lebensführung und Uebung christlicher Barmherzigkeit zur Aufgabe machten. Doch auf diese Vereine, wie der der Kalandsbrüder und der Beguinen, unterlagen mit der Zeit dem allgemeinen Verderben, und auch bei ihnen diente zuletzt die christliche Liebe und Barmherzigkeit nur zum Deckmantel sittlicher Verunreinlichkeit. Besonders die Beguinen, an die in manchen Städten, wie Neubrandenburg, Barchin, Rostock, Schwerin, Wismar, noch die Namen Beguinenstraße und Beguinenberg erinnern, versanken allmählich in solche Unsittlichkeit, daß nicht nur die Kirche, sondern auch die weltliche Obrigkeit gegen sie einschritt.

Daß unter solchen Umständen die Kirche, die doch ein Vorbild sein soll für alle ihre Glieder, keinen segensreichen Einfluß ausüben konnte, ist ja nur natürlich; und mit der Zeit ward die Sittenverderbnis ganz allgemein. Wie überall, so traten auch in Mecklenburg Männer auf, die bestrebt waren, dem sittlichen und religiösen Verfall der Kirche zu steuern. Und wie in andern Ländern Savonarola, Petrus Waldus und Huß eine Reformation angestrebt hatten, so wurden auch in unserm Heimatlande Stimmen laut, die auf die Schäden in dem kirchlichen Leben hinwiesen und eine Besserung verlangten.

Zu diesen Männern gehörte in erster Linie der Rostocker Prediger Nikolaus Ruß, der durch eifriges Studium der Bibel und der Kirchenväter zu der Ueberzeugung gekommen war, daß der Weg, den die Kirche lehre, nicht zum Leben führe. Es sammelten sich bald Anhänger um ihn, mit denen er nächtliche Zusammenkünfte hielt, in denen er gegen die Mißbräuche in der Kirche und über ihre Abstellung sprach. Wohl mußte er in Folge der Nachstellung seiner Gegner nach Wismar fliehen; 1517 kehrte er jedoch wieder nach Rostock zurück und wirkte hier nun öffentlich durch Wort und Schrift im reformatorischen Sinne. Sein berühmtestes Buch ist „Dat Boel von dreem Strängen“: Glaube, Hoffnung, Liebe. In dieser Schrift wendet er sich auch gegen den Ablasshandel, den er einen verdammlichen Mißbrauch nennt, der schon durch Petri Wort an Simon Magus gerichtet sei: „Dein Gold sei mit dir zur Verdammnis“. Wie später auch Luther, so berief sich Ruß bei dem, was er lehrte, auf die Bibel und Augustin und war, wie er sagte, gern bereit, für seinen Herrn zu leiden.

Von seinen Gegnern aufs neue bedrängt, sah sich Ruß gezwungen, abermals Rostock zu verlassen. Er ging nach Livland, wo er starb.

Zu gleicher Zeit mit Ruß (1516), also schon vor Luthers Auftreten, schrieb auch ein Rostocker Professor der Theologie, Konrad Pegel, gegen den Ablass. Denn auch in Mecklenburg stand das Unwesen des Ablasshandels in hoher Blüte. Hatten doch nach der Lehre damaliger Zeit manche Kirchen in Mecklenburg einen reichen Schatz an Ablass, so die Klosterkirche zu Doberan, die Kirchen in Gnoien und Gadebusch, die Marienkirche zu Rostock und die Dome zu Schwerin und Güstrow. „Wer den Dom zu Schwerin an den vier Festen eines und desselben Jahres besuchte, kürzte die Qualen des Fegefeuers um 1277 Jahre ab, und wer um die Mauer des Kirchhofes zu Cammin bei Laage betend herumging, hatte seine künftige Pein um vierzig Tage verringert.“ (A. Penz: Geschichte Mecklenburgs.) Außerdem kamen auch Ablasshändler nach Mecklenburg und boten ihre Ware feil. Der erste dieser Krämer war der päpstliche Legat Marius de Fregeno. Er machte ein glänzendes Geschäft, und als er Mecklenburg verließ, trug er einen großen Beutel mit sich und in dem Beutel über 4000 Gulden. In der Nähe von Grevismühlen verlor er seinen Schatz, den dann eine arme Frau fand. Doch sie war töricht genug, überall von ihrem glücklichen Fund zu erzählen, und so hörte auch Herzog Heinrich der Dicke davon, der immer Geld gebrauchen konnte. Die Frau mußte den Beutel an Herzog Heinrich abliefern, der dann dem Ablasskrämer auf seine Forderung, das Geld ihm wieder zuzustellen, antwortete, „ob er ihm (dem Herzog) seinen Sackel in Verwahrung gegeben habe.“

Ein anderer Ablasskrämer, Johann Kanne mann, hatte in Wismar und Umgegend, angeblich wegen eines Kreuzzuges gegen die Hussiten, seine Geschäfte betrieben und

gleichfalls mit großem Erfolg. Aber als er die Stadt verlassen wollte, ließ der Bürgermeister ihm das Geld abnehmen, um es, wie er sagte, in Verwahrung zu nehmen, bis — der Kreuzzug unternommen werden würde.

Ein dritter dieser sauberen Gesellen war Johannes Angelus Arcimboldus, der 1516 wie Pegel im Auftrage des Papstes Leo X. zur Förderung des Baues der Peterskirche in Rom reiste und der besonders ein gutes Geschäft mit seinen Butterbriefen machte, durch welche die Käufer die Erlaubnis erwarben, in der Fastenzeit Butter und Käse essen zu dürfen. Er führte ein schwelgerisches, verschwenderisches Leben und soll nicht nur für seine Tafel ein prachtvolles Silbergeschirr, sondern in seiner Küche silberne Bratpfannen und Kessel benutzt haben. Auch ihm war das Glück nicht hold; denn als er im nächsten Jahre nach Dänemark zog, ließ der König Christian II. ihm seine gefüllte Kasse einfach wegnehmen.

Gewaltige Summen wurden durch den Ablasshandel aus Mecklenburg fortgeschleppt; viele Tausend Mark flossen in die Taschen der gewissenlosen Händler, und was das bei dem derzeitigen Geldwert bedeutet, ersieht man am besten, wenn man sich erinnert, daß damals ein Scheffel Roggen einige Schillinge kostete.

Da trat der Mann auf, der, ein Gesandter Gottes, das Werk der Reformation vollbringen sollte: Martin Luther. Am 31. Oktober 1517 schlug er seine 95 Thesen gegen den Ablass an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg, jene gewaltigen Sätze, die, „wie von Engelhänden getragen“, bald über Deutschland, ja über ganz Europa flogen und einen begeisterten Widerhall fanden bei allen denen, die ein aufrichtiges Verlangen nach einer Besserung der kirchlichen Zustände im Herzen trugen. Von allen Seiten strömten Männer und Jünglinge herbei nach Wittenberg, um den kühnen Mann zu sehen, der es gewagt hatte, furchtlos die Mißbräuche in der Kirche aufzudecken und sich dem allmächtigen Papst entgegenzustellen. In den Kirchen hörten sie wie gebannt auf seine Predigt, und in dem Hörsaal saßen sie zu seinen Füßen und lauschten seiner Lehre, die sie dann später in ihrer Heimat verkündigten.

II.

Die Reformatoren in Mecklenburg.

Zu diesen Männern gehörte auch Joachim Slüter. Er war 1490 zu Bömitz geboren und hieß eigentlich Kugler; aber nachdem seine Mutter sich zum zweitenmal verheiratet hatte, nahm er den Namen seines Stiefvaters an. Er studierte später in Rostock, wandte sich infolge von Luthers Auftreten gegen den Ablass nach Wittenberg und kam 1521 nach Mecklenburg zurück. 1523 verlieh ihm Herzog Heinrich der Friedfertige die Stelle eines Kaplans an der Petrikirche in Rostock und nun verkündete Slüter in der volkstümlichen plattdeutschen Sprache das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo. Wohl fand er manche Gegner; namentlich verfolgten ihn die katholischen Geistlichen mit ihrem Haß, ja sie bedrohten sogar sein Leben, so daß der treue Glaubenszeuge 1525 Rostock sogar verlassen mußte. Doch wie Luther in seinem Landesherren, dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, einen treuen Beschützer gefunden hatte, so Slüter in Herzog Heinrich, und dieser mußte es zu erreichen, daß sein Schützling im folgenden Jahre wieder nach Rostock zurückkehren und dort in alter Weise wirken konnte.

Je mehr seine Feinde ihn verlästerten, desto größer wurde Slüters Anhang. In großen Scharen kamen Handwerker, Arbeiter und namentlich Frauen in seinen Gottesdienst, und bald war die Kirche zu klein, um alle Hörer zu fassen, und Slüter mußte unter Gottes freiem Himmel predigen. Vergebens schmähten ihn die katholischen Geistlichen als ein Teufelskind, einen Schwarzfänsler und Teufelsbanner und nannten ihn mit Bezug auf sein schwarzes Haar und seinen schwarzen Bart den schwarzen Keger, der alle ins höllische Feuer bringen werde; vergebens verspottete man seine Anhänger als Gesindel und sang in den Straßen:

Hüften Schlüß und Prachery
Geht to St. Peter in de Predelky;

vergebens suchte man ihn sogar durch Gift aus dem Wege zu räumen: immer mehr wandten sich ihm zu, und sogar schon in dem Rat der Stadt hatte er Anhänger gefunden. 1528 erhielt er schon zwei evangelische Prediger als Gehülfen, 1530 wurden noch zwei neue angestellt, denen sogar gestattet wurde, auch in der Marienkirche zu predigen, und 1531 sah sich der Rat gezwungen, dem Drängen der Bürgerschaft nachzugeben und zu befehlen, daß in allen Kirchen Rostocks der Gottesdienst nach der neuen Lehre gestattet sein sollte.

In demselben Jahre führte Slüter auch den deutschen Kirchengesang ein. Zu diesem Zwecke übertrug er Luthers Gesangbuch ins Plattdeutsche, und nun erklang es denn

in der Kirche in der althehrwürdigen Sprache des mecklenburgischen Volkes:

Eyn vaste Borch ys vnse Godt,
eyn gude wehr vnd wapenn.
He helpt vns fry vth aller noth,
de vns hgtt hefft gedrapen.
De old böse vnt
mit ernst he hgt meynt,
grot macht vnd vell list
ihn gwisam rüftung ys.
Vp erdt ys nicht hns glyken.*)

Einen plattdeutschen Katechismus hatte Slüter schon 1525 erscheinen lassen: Eyne schone vnd fer nutte Christlike vndermyshunge allen Christgelouigen mynshen (nicht allene denn hynderen vnde jungen liden) sunder od den olden wol antomerckende na der wyse ehner vrage vnn antwort.

So war denn dem gottesfürchtigen Reformator, der sich 1528 mit Katharina Gele, eines Rostocker Kleinschmieds Tochter, verheiratet und sich durch diesen Schritt ganz von der katholischen Kirche losgesagt hatte, vergönnt, den Sieg seiner Sache zu erleben. Aber schon im Jahre 1532 starb er an den Folgen des Giftes, das ihm auf Aufstiften des katho-

halt geboten wurde. Wohl war der Herzog der Lehre Luthers zugetan, aber Aufruhr konnte und wollte er nicht dulden. Als aber 1528 siebenzig Bürger der Stadt den Herzog baten, ihnen eine Kirche zu überlassen und einen evangelischen Prediger halten zu dürfen, wurde ihnen diese Bitte gewährt.

In Neubrandenburg trat schon 1523 der Augustinermonch Johann Berdman als Reformator auf, der allerdings mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. „Wo ich auf der Straße ging,“ schreibt er, „warfen sie auf mich mit Rot und Steinen; wenn ich in mein Haus kam, war ich so mißgestaltig, als wenn ich mich im Minnstein gewälzt hätte.“ (Franz Boll: Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg.) Er mußte weichen und ging schon 1524 wieder nach seiner Vaterstadt Stralsund. In demselben Jahre aber predigte schon Henning Krukow wieder gegen die Mißbräuche der Kirche und fand in dem Kaplan Kaspar Schmidt und dem Prediger Hans Bonath treue Helfer. Auch der deutsche Kirchengesang fand in Neubrandenburg Eingang, wie daraus hervorgeht, daß die katholische Geistlichkeit darüber Klage führte, daß Krukow das *Misereatur Deus* (Es wolle Gott uns gnädig sein) deutsch habe singen gelehrt.

Und wie in den Städten, so auf dem Lande, wo der Adel vielfach zunächst heimlich, dann aber öffentlich zu der Lehre Luthers übertrat. So war schon 1524 bei dem Herrn von Plotow auf Stuer ein lutherischer Hauslehrer tätig, der zugleich auch predigte, und Dietrich Malder, der in Wittenberg und Padua studiert hatte, trat offen über zur evangelischen Lehre und ersuchte Luther und Melancthon um einen Prediger in seinem Dorfe.

Allerdings waren es nicht immer klaren lautesten Art, die zum Austritt aus der alten Kirche führten. In den Händen der katholischen Geistlichkeit befanden sich große Kapitalien, ein beträchtlicher Grundbesitz und eine Menge von Naturaleinkünften, und zu den Pflichten der Laien, die diese oft als sehr drückend empfanden, gehörten die verschiedensten Zahlungen und Leistungen an Kirche, Klöster und Geistlichen Besitzungen mit Beschlagnahme zu belegen, das reizte manchen der mecklenburgischen Ritter zum Abfall. Besonders heftig war der Kampf zwischen Adel und Kirche im Klüger Winkel. Der dortige Adel schuldete den Zübischen und Rakeburgischen Geistlichen und Klöstern die Summe von 40 000 Mark Silbers, hatte aber die Zinsen nie pünktlich bezahlt. Jetzt bot ihm die neue Lehre Gelegenheit, sich von dieser Schuldenlast ganz zu befreien. In dem Dorfe Gressow besetzte Berend von Plessen die Pfarre mit einem evangelischen Geistlichen, Thomas Alderpul, auch andere Prediger des Klüger Ortes sagten sich von der katholischen Kirche los. Da ließ der Bischof von Rakeburg in der Nacht Thomas Alderpul gefangen nehmen und nach Schönberg ins Gefängnis bringen. Aber der gesamte Adel des Klüger Ortes erschien vor Schönberg, um den Gefangenen zu befreien, und da dies nicht glückte, plünderten die Ritter einfach die umliegenden Dörfer des Bistums und lehrten mit einer Beute von 4000 Mark im Werte heim. Hierdurch und durch fernere Drohungen des Adels sah sich der Bischof genötigt, Alderpul frei zu geben.

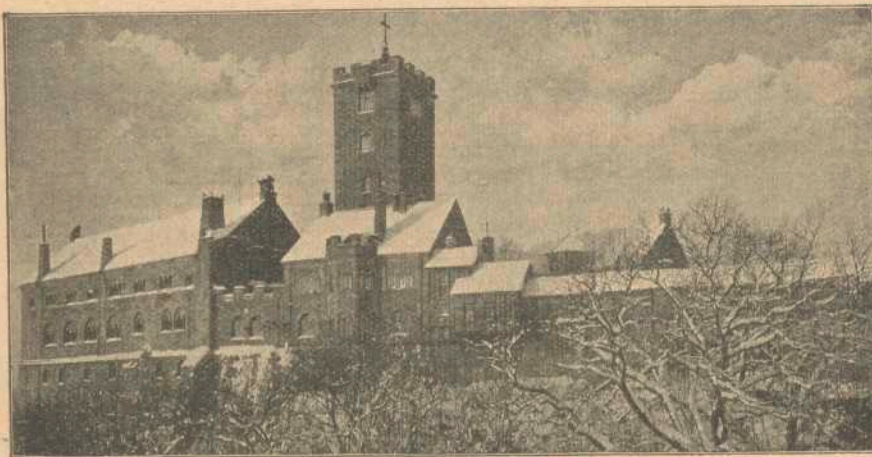
Wie der Adel, so die Obrigkeiten der Städte, Fürsten und Bürger. „Wer Zinsen zu bezahlen hatte, entrichtete sie nicht und behielt das Kapital obendrein; wer Nacht zu bezahlen hatte, hielt sie zurück und erklärte den Adel für sein Eigentum; waren Mönche verjagt, so fielen die Güter der Klöster an die Stadt; ja auch von den eigentlichen Pfarrländereien wurden häufig große Stücke entwendet.“ (Pentz a. a. D.)

Ueberhaupt hätte wohl die Reformation in Mecklenburg nicht so schnelle Fortschritte gemacht, wenn nicht auch hier die Verhältnisse sich so überaus günstig gestaltet hätten.

III.

Die mecklenburgischen Fürsten und die Reformation.

Damals regierten in den mecklenburgischen Landen als Herzöge die beiden Brüder Heinrich V., der Friedfertige, und Albrecht VII., der Schöne, die beide in einem 1521 zu Neubrandenburg geschlossenen Vertrag das Land unter sich geteilt hatten, so daß Heinrich in Schwerin und Albrecht in Güstrow residierte. Doch sollten die Geistlichkeit, die Ritterschaft und zwölf Städte den beiden Landesteilen gemeinsam angehören, ein Umstand, der in jener bewegten Zeit natürlich oft genug Anlaß zu Streitigkeiten gab. Am sich trotz dieser Teilung in ihren Rechten und Freiheiten zu



Die Wartburg.

lischen Priesters Joachim Niebur bei einem Gastmahle beigebracht worden war.**)

In der Nähe seiner Petrikirche fand er seine letzte Ruhestätte. Die Stadt Rostock aber hat ihrem Reformator ein würdiges Grabmal errichtet, das die Nachwelt erinnern soll an den Mann, der einst in prophetischem Geist ausgerufen hat: „Ich bin jetzt ein geringer Mann und Diener Christi. Nach mir aber wird Gott große Doktores und viele hochgelehrte Männer und Prediger in dieser Stadt, beides in Universitäten und hohen Schulen, auch in den Kirchen und in dem Predigtamt erwecken, deren Schüler ich jetzt bin kaum zu nennen, auch nicht wert, daß ich ihnen die Schuhriemen auslöse. Dadurch wird Gott seine Ehre und Lehre viel mächtiger ausbreiten lassen, als die Priester jetzt meinen und mancher glaubt.“

Wie in Rostock, so regte auch im übrigen Mecklenburg der Geist der neuen Zeit seine Schwingen. In Schwerin predigte schon seit 1524 ein evangelischer Hofkaplan, Heinrich Möllers, und als dieser bald darauf nach Wismar ging, trat in Schwerin Jürgen Westphal an seine Stelle. Die Stadtgemeinde in Schwerin erhielt, von Luther empfohlen, in Martin Oberländer und Legidius Faber zwei in reformatorischem Sinne wirkende Seelsorger. In Sternberg waren die Augustinermonche, Luthers Ordensbrüder, dessen Anhänger; in Benzlin und Plau traten Geistliche zum Luthertum über. In Friedland fand die Reformation Eingang durch einen Mönch aus Anklam, Heinrich Krukow, und als dieser bald darauf die Stadt verließ, nahm ein anderer „verlaufener“ Mönch die Arbeit auf, und es kam zum offenen Aufstand gegen die katholischen Geistlichen, dem erst durch Herzog Heinrich Ein-

*) So gedruckt in Slüters ältestem Rostocker Gesangbuch vom Jahre 1531: Geystlike leder vypt nye gebelert tho Wittenberch durch D. Martin. Luther.

**) Niebur suchte durch ein eigentümliches Mittel auch den Tod der anderen evangelischen Geistlichen in Rostock herbeizuführen. Er ließ ihnen durch einen gewissen Schönebeck von einem Grabe Erde vor die Tür streuen, um sie dadurch zu bezaubern. Die beiden Grabschänder wurden zum Scheiterhaufen verurteilt; doch wurde Niebur begnadigt, aber aus der Stadt verbannt. Von Gewissensqualen gepeinigt, soll er sich dann auf dem Wege nach Güstrow erhängt haben.

schützen, traten die Stände, das ist die höhere Geistlichkeit, die Mitterschaft und die Städte 1523 zu einer Union zusammen.

Einen wesentlichen Anteil an der Reformation in Mecklenburg hatte besonders der Herzog Heinrich, der, wie ja schon mehrfach erwähnt, von Anfang an der neuen Lehre zugetan war, wenn er in Rücksicht auf die eigentümlichen Verhältnisse es auch vermied, gewalttätig gegen die katholische Kirche vorzugehen. Auch Herzog Albrecht stellte sich anfangs freundlich zu den reformatorischen Bestrebungen; waren doch beide Brüder in Wittenberg persönlich mit Luther und Melanchthon bekannt geworden. Herzog Heinrich war auch Zeuge von Luthers freimütigem Auftreten auf dem Reichstage in Worms (1521) gewesen, das ihn auch wohl bestimmte, das Wormser Edikt, das Luther in die Acht erklärte und seine Schriften verbot, in seinem Lande nicht zu veröffentlichen; ja er trat bald darauf mit Luther in Briefwechsel und bat ihn um Prediger für mecklenburgische Pfarrstellen, wie er denn, wie oben berichtet worden, schon 1523 Joachim Slüter die Stelle eines Kaplans an der Rostocker Petrikirche verlieh. Aber trotz seiner entschiedenen Hinnahme zum Luthertum duldete er doch kein Unrecht gegen die alte Kirche, wie er dies ja auch gelegentlich des oben erzählten Friedländes Aufstandes zeigte. Dazu veranlaßte ihn seine Gerechtigkeitsliebe und seine Klugheit. Wegen der Streitigkeiten mit seinem Bruder, der immer wieder mit dem Plan an ihn herantrat, eine vollständige Teilung Mecklenburgs herbeizuführen, durfte er es mit dem Kaiser Karl V. nicht verderben. Auch hatte er für seinen zum Bischof von Schwerin erwählten unmündigen Sohn Magnus die Verwaltung des Bistums übernommen und das erbliche Versprechen abgegeben, das Bistum in seinen bestehenden Rechten zu schützen; zugleich mochte er auch seinen eifrig katholischen Nachbar, den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, fürchten. Alles dies bewog ihn zur Vorsicht, und wenn er im geheimen auch die Reformation begünstigte, so trat er vorerst doch nicht öffentlich zu Luthers Lehre über. Wohl trat er 1526 dem Torgauer Bündnisse bei, an dessen Spitze sein Schwager, Johann der Beständige von Sachsen, und sein Neffe, der Landgraf Philipp von Hessen, standen;* doch beteiligte er sich 1529 nicht an der Protestation der evangelischen Fürsten auf dem Reichstage zu Speyer, unterschrieb im Jahre darauf auch nicht das Augsburger Glaubensbekenntnis und schloß sich 1531 nicht dem Schmalkaldischen Bunde an.

Doch in seinem Lande war er ein Beschützer der Reformation, und als 1532 auf seinen Antrag sein Sohn Magnus von dem Papst die Erlaubnis erhielt, schon mit 23 Jahren das bischöfliche Amt selbst anzutreten, und als in demselben Jahre auf dem Nürnberger Religionsfrieden der Kaiser den Protestanten gestatten mußte, in ihrem Gebiete frei zu schalten, bis ein allgemeines Konzil die religiösen Fragen entschieden habe, trat Herzog Heinrichs evangelische Gesinnung offen zu Tage: er genoß öffentlich das Abendmahl in beiderlei Gestalt, und als später das Domkapitel in Schwerin sich über die Angriffe der Lutheraner beklagte, erklärte er, „daß er solches nicht zu verbieten wisse, auch nicht in seiner und seines Sohnes Macht stehe, sofern solches mit Gottes Wort und demselben gemäß geschehe, angesehen daß auch der Herr Christus selbst vor Zeiten wider Irrtum und Mißbrauch härtlich geredet habe, wie aus seinem heiligen Evangelium zu lesen und zu finden sei.“

Aber in seinem Bruder Albrecht hatte Herzog Heinrich im eigenen Lande einen Gegner. Wohl war Albrecht anfangs, wie oben schon bemerkt, ein aufrichtiger Anhänger Luthers und seiner Lehre gewesen, ebenso wie seine Gemahlin Anna, eine Tochter des streng katholischen Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg. Später aber trug er sich mit hochfliegenden Plänen, deren Verwirklichung er aber nur im Einverständnis mit dem katholischen Kaiser erhoffen durfte. Immer noch hielt er fest an dem Plan einer völligen Teilung des mecklenburgischen Landes; aber noch höher erstieg er sich: er trachtete nach der dänischen Krone. Er unterstützte deshalb auf Betreiben des Kaisers den vertriebenen König Christian IV., der ein Onkel seiner Gemahlin und ein Schwager des Kaisers war. Allein das Unternehmen mißglückte, und Herzog Albrecht „kehrte 1536 mit wenig Ruhm bedeckt, aber mit vielen Schulden beladen zurück“ und erreichte nichts weiter, als daß ihm der Kaiser die Würde eines Reichserbkönigs verleihe.

Für die evangelische Sache war der Herzog verloren; er und seine Gemahlin waren schon früher wieder zur katholischen Kirche zurückgekehrt, und schon auf dem Reichstag zu

Augsburg (1530) stand Albrecht auf der Seite der katholischen Fürsten, und 1533 trat er zu Halle einem Bündnis bei, das Joachim I. von Brandenburg, Erzbischof Albrecht von Mainz, Herzog Georg von Sachsen und Erich von Braunschweig zum Schutze der alten Lehre schlossen.

Aus dieser eigentümlichen Stellung der beiden Herzöge zur Reformation ergaben sich in Mecklenburg oft recht sonderbare Verhältnisse, namentlich in den zwölf Städten, die den beiden Landesteilen gemeinsam angehörten. So setzte z. B. Herzog Albrecht am 15. Februar 1532 in Neubrandenburg und Friedland die lutherischen Prediger, „welche doch nicht rechte Prediger wären“, ab und ließ katholische Geistliche einsetzen; am 11. März desselben Jahres erschien Herzog Heinrich und gab den evangelischen Pastoren ihr Amt zurück.

Nach dem dänischen Kriege aber kümmerte sich Albrecht, der jetzt nur darauf bedacht war, die in diesem Kriege aufgewandten ungeheuren Summen von dem Kaiser zurückzuerhalten, nicht mehr viel um die Reformation in Mecklenburg. Er söhnte sich mit seinem Bruder aus, und beide kamen dahin überein, daß in den zwölf gemeinsam regierten Städten die beiden Konfessionen ungestört ihres Glaubens leben sollten.

So hatte denn die Reformation in Mecklenburg schon bedeutende Fortschritte gemacht; aber es fehlte noch der Zusammenhang zwischen den einzelnen Gemeinden und eine gemeinsame Leitung. Im Jahre 1535 beauftragte Herzog Heinrich seinen Hosprediger Aegidius Faber und den Neubrandenburger Prädikanten Nikolaus Kuske (oder Kuske) mit der ersten evangelischen Kirchenvisitation, die sich über 22 Städte und Flecken und 14 Dörfer erstreckte. Sie begannen in Friedland und Neubrandenburg, von welcher Stadt es heißt: „Da geht das Wort gewaltig. Aber da beklagten sich etliche aus dem Rat und Gemeinde, wie die Mönche, die nur eine Zeilang sich ihrer Heuchelei enthalten, wieder anfangen heimlich Messe zu halten und Heuchelpredigt heimlich zu tun: haben wir sie für uns gefordert auf Begeh der Gemeinde, sie vermahnt, solches zu unterlassen, daß nicht ein Aufruhr wider sie entstände, denn das Volk wäre erbittert wider sie.“

Weiter zogen die Visitatoren über Weseenberg, Waren, Malchin, Plau, Krafow, Güstrow, Gnoien, Tessin, Schwaan, Bülow, Warin, Schwerin, Sternberg, Parchim, Grabow, Eldena, Boizenburg, Barrentin, Nehna, Grebismühlen und Wismar. Allerdings war diese erste evangelische Kirchenvisitation noch durchaus ungenügend, ja sie war nach den eigenen Worten der beiden Visitatoren „kaum ein Schatten einer rechten Visitation“.

Darum erbat sich Herzog Heinrich von Luther einen evangelischen Superintendenten, der an die Spitze der reformatorischen Bewegung in Mecklenburg gestellt werden sollte. Luther empfahl ihm den Pastor Johann Kiebling in Braunschweig, einen geborenen Hamburger, der nun von Parchim aus die evangelische Kirche Mecklenburgs leitete. Er war es auch, der im Auftrage seines Landesherrn eine Kirchenordnung, eine Agenda (Ardeninghe der Wisse) und einen Katechismus verfaßte und zwar in plattdeutscher Sprache. Hiermit war eine feste Grundlage für einen geordneten Gottesdienst und einen erprießlichen Religionsunterricht der evangelischen Jugend geschaffen.

Im Jahre 1541 wurde auf Befehl Herzog Heinrichs durch den Superintendenten Kiebling, Henning von Warburg und Magister Leupold, der gleichfalls von Luther und Melanchthon dem Herzog empfohlen worden war, eine zweite Kirchenvisitation vorgenommen, die vor allen Dingen den Zweck hatte, die Hinterlassenschaft der alten Kirche zu ordnen.

Drohend aber zogen sich schon Wolken zusammen, die für die lutherische Kirche ein schweres Wetter heraufbringen sollten. Am 18. Februar 1546 war Luther in Wittenberg, seiner Geburtsstadt, gestorben, und noch in demselben Jahre begann der Schmalkaldische Krieg. Kaiser Karl V. zog gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen. Wohl sammelten diese und die oberdeutschen Städte ein Heer; aber die mächtigsten Fürsten neben ihnen, wie der Kurfürst von der Pfalz, Joachim und Johann von Brandenburg, die Herzöge von Pommern und Mecklenburg hielten sich von dem Kriege fern, ja die Söhne Albrechts von Mecklenburg, die jungen Herzöge Johann Albrecht und Georg, mußten sogar an dem Kampfe gegen die Evangelischen teilnehmen. Am 7. Januar 1547 starb Herzog Albrecht nach unruhvollem Leben, und sein Sohn Johann Albrecht kam sofort nach Mecklenburg und übernahm die Regierung. Wenige Tage später, am 24. April, kam es zwischen dem Kaiser und Johann Friedrich von Sachsen zu der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg; der Kurfürst wurde geschlagen und gefangen genommen, und später geriet auch Philipp von Hessen, der sich zu Halle

*) Herzog Heinrichs Schwestern waren die Mütter dreier Fürsten, die für die Reformation eine besondere Bedeutung hatten. Sophie war Gemahlin Johann des Beständigen von Sachsen und Mutter Johann Friedrichs des Großmütigen. Katharina, Gemahlin Herzog Heinrichs von Sachsen, war die Mutter des Herzogs Moriz von Sachsen, und endlich Anna war die Mutter Philipps von Hessen.

Karl V. zu Füßen warf, in dessen Gefangenschaft. Der Kaiser triumphierte, und es schien die vollständige Unterdrückung der Reformation unausbleiblich.

Durch das „Augsburger Interim“ vom Jahre 1548, das den Evangelischen wenig mehr als Laienfeld und Priester-ehe ließ, war die Lage der Protestanten eine äußerst schlechte. Auch in Mecklenburg sollte das Interim durchgeführt werden, und die Herzöge Heinrich und Johann Albrecht mußten sich wenigstens zum Schein dem kaiserlichen Befehl unterwerfen. Doch beriefen sie die Stände und die Geistlichen des Landes unter Führung der beiden Superintendenzen auf einen Landtag nach Sternberg.

Am altgewohnten Orte, bei der Sagsdorfer Brücke, kamen diese am 19. Juni 1548 zusammen und erklärten, getreulich an der Lehre Luthers festhalten zu wollen. Es wurde am folgenden Tage ein Glaubensbekenntnis aufgesetzt und dieses dem Kaiser als Entgegnung auf die von ihm vorgeschriebenen Satzungen überreicht. Damit war die Reformation in Mecklenburg verfassungsmäßig eingeführt.

Am 6. Februar 1552 entschlief Herzog Heinrich, nachdem er zwei Jahre vorher seinen Sohn, den Herzog Magnus,

doch schon zwei Monate später fand er bei der Belagerung von Frankfurt seinen Tod auf dem Felde der Ehre.^{*)}

Jetzt sah sich der Kaiser genötigt, Frieden zu schließen. Im August desselben Jahres kam es zu dem Passauer Vertrag, dem 1555 der Augsburger Religionsfriede folgte, der den Landesherren Religionsfreiheit gewährte und das Recht zugestand, in ihrem Lande zu reformieren.

So war denn Mecklenburg ein evangelisches Land geworden; und war auch in der Folgezeit noch gar manches zu tun, um die Kirche zu festigen und auszubauen, und blieben auch dem Herzog Johann Albrecht, der sich am 24. Februar 1555 mit Anna Sophie, Tochter Herzog Albrechts von Preußen, vermählt hatte, noch manche Kämpfe im Innern des Landes beschieden, so war aber doch das große Werk gelungen: er hatte Luthers Lehre zum Siege geführt; und das dankt ihm Mecklenburg noch heute. Wir aber, die in diesem Jahre mit besonderem Dank zurückblicken auf jene große Zeit, bitten mit den Worten des frommen Fürsten, die er 1551 am 11. Januar niederschrieb: „Um eines aber, Herr, bitten wir, daß wir beständiglich bei unserer wahren Religion und bei dem von dir angenommenen und gebotenen Gottesdienst bis ans Ende mögen verharren, und daß du nicht wolltest nachgeben, daß sich die Feinde deines Wortes über uns erfreuen.“

Gottes Wort und Luthers Lehr'
Vergehen nun und nimmermehr!



Luther auf dem Reichstage.

Bischof von Schwerin, durch den Tod verloren hatte.

Jetzt war Johann Albrecht alleiniger Herrscher im Lande. Er war ein hochgebildeter, tatkräftiger Fürst von politischer Klugheit, lauterem Charakter und aufrichtiger Frömmigkeit.

Unter seiner Regierung kam Mecklenburg endlich in religiöser Beziehung zum Frieden. Schon 1550 hatte er sich in Königsberg mit seinem nachmaligen Schwiegervater, Herzog Albrecht von Preußen, und Johann von Küstrin zu einem Bündnis vereinigt, in dem die drei Fürsten sich gegenseitig Hilfe versprachen, wenn einer von ihnen, sei es um der Religion oder anderer Ursachen willen, von irgend einer Seite angegriffen würde. Diesem Bunde schloß sich im folgenden Jahre auch Moritz von Sachsen an, der, obwohl evangelisch, bis dahin auf des Kaisers Seite gestanden und von diesem nach der Schlacht bei Mühlberg mit dem Kurfürstentum Sachsen belehnt worden war und jetzt Magdeburg belagerte, das sich mit Waffengewalt dem Interim widersetzte. Aber der Verrat an der evangelischen Sache beschwerte sein Gewissen; auch verletzte es ihn, daß der Kaiser noch immer seinen Schwiegervater, den Landgrafen Philipp von Hessen, in schwerer Gefangenschaft hielt. Ohne daß der Kaiser Arges ahnte, sammelte Moritz, von Frankreich mit Geld unterstützt, in Magdeburg, das unter günstigen Bedingungen sich ergab,^{*)} ein großes Heer und zog dann mit seinen Verbündeten, denen sich noch Wilhelm von Hessen, der Sohn Philipps des Großmütigen, und der wilde Söldnerführer Albrecht Meibades von Brandenburg zugesellten, im März 1552 plötzlich gegen den Kaiser. Herzog Johann Albrecht war mit 600 Reitern zu dem kurfürstlichen Heere gestoßen, das durch Deutschland eilte und so plötzlich in Tirol einbrach, daß der Kaiser, der damals krank in Innsbruck weilte, nur mit genauer Not in einer Sänfte über die schneebedeckten Alpen zu entfliehen vermochte.

Bei diesen Kämpfen hatte sich besonders Johann Albrechts Bruder, der Herzog Georg, ausgezeichnet. Unter seiner Anführung stürmte das Heer die für uneinnehmbar gehaltene Ehrenberger Klause im Lechtal (19. Juni);

Das Reich muß uns doch bleiben.

Es klingt ein stolzes, deutsches Wort
Wie scharfer Schwertes Saufen;
Das tönt durch alle Zeiten fort
Wie fernes Orgelbrausen.
Held Luther rief's im Geisterstreit
Voll Glaubensmut in schwerer Zeit:
Das Reich muß uns doch bleiben!

Dies Wort ist unsre Zuversicht,
Drauf stehn wir fest im Glauben;
Das soll uns List und Tücke nicht,
Nicht Tod und Teufel rauben.
„Der Herr mein Hirt, der Herr mein Hort,
Und meine Burg das Gotteswort“:
So muß das Reich uns bleiben! —

Nun ist ein harter Kampf entbrannt
Wie noch zu keinen Zeiten;
Doch sei getrost, mein Vaterland:
Der Herr wird für dich streiten!
Und tobt der Feind auch noch so sehr,
Dein Gott verläßt dich nimmermehr:
Das Reich muß uns doch bleiben!

Das Reich, das heil'ge deutsche Reich,
Sie wollen es verderben;
Sie holen aus zum Todesstreich,
Doch Deutschland wird nicht sterben.
Und drängt heran der Feinde Schar,
Und kommt der Teufel selber gar:
Das Reich muß uns doch bleiben!

Fr. Winkel.

^{*)} Den evangelischen Predigern, die ihn als einen Verfolger des Evangeliums beschuldigten, verzicht Moritz, nur nicht dem Mitarbeiter und Freund Luthers und Dichter vieler Kirchenlieder, Erasmus Alberus, der ihn in öffentlichen und heimlichen Schriften mit Reimen und Gemälden gräßlich angegriffen; er begehrte sein Blut nicht, man sollte ihn aber hinwegschaffen, und er hätte es zu groß gemacht. Alberus ging zunächst nach Hamburg und alsdann nach Lübeck und wurde dann von dem Herzog Johann Albrecht zum Prediger an der Marienkirche in Neubrandenburg und zum Superintendenten des Landes Stargard ernannt. Aber schon nach sieben Wochen starb der treue Mann, der siebenmal wegen seines Glaubens seines Amtes entsetzt worden war; auch in Neubrandenburg lebte er fortwährend in Zwiespalt mit dem Magistrat, der ihm, weil er „ungeheißenen“ (ohne Zustimmung des Magistrats) eingeführt sei, sein Gehalt nicht zahlte und ihm viel Verdruss bereitete.

^{**)} Seine Leiche ruht im Dom zu Schwerin, wo ihm ein Denkmal errichtet worden ist.

Die lutherische Reformation als Lehrerin, „daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine“.

Oft begegnet uns die Behauptung, daß noch niemals Jemand Etwas aus der Geschichte gelernt habe. Das mag auch schon zutreffen bei Leuten, die aus ihrer eigenen Vergangenheit und Geschichte nicht klüger geworden sind. Solche oberflächliche und harte Gemüter werden dann freilich ebenfalls aus der gesamten Erfahrung der Völker und der Menschheit, d. i. aus der Geschichte, keine neue wertvolle und wirkliche Wahrheit in sich aufnehmen.

Unsere deutschen Vordäter waren jedenfalls von einer anderen Ueberzeugung durchdrungen. Aus heidnischer Zeit raunt und singt die Edda: Die Erde Ydrasil, die Zeit, die Gegenwart, kann aus ihren eigenen Wurzeln nicht genügende Lebenskraft ziehen. Denn feindliche Gewalten lagern beständig um diese Wurzeln, belasten sie, rauben nicht wenig von ihren Säften. Doch dann kommen unablässig gute Geister, die Nornen, und begießen den Baum mit Wasser aus dem Born der Urda, der Vorzeit; und so bleibt Ydrasil, die Zeit, die Gegenwart, immer grün, frisch und fruchtbar. — In dieser Vorstellung liegt bereits die Ahnung einer Weisheit, welche zu allen Zeiten neue Bestätigung findet. Der Lebensbaum des Einzelnen, des Volkes, der Menschheit, muß aus den Brunnen der Vergangenheit begossen werden. Nur dann bleibt er gesund und grün, im Wachsen und Fruchtbringen. — Uns Christen wird diese Erkenntnis um so tiefer durch die Tatsache eingepreßt, daß die heilige Schrift, Alten und Neuen Testaments, wesentlich auch Geschichte ist und zwar Heilsgeschichte. Ohne diese Verpflanzung des göttlichen Gnadenrats in irdische Vorgänge würde unser Christenglaube nur eine geistige und geistliche Bewegung sein, fern von der Welt der Wirklichkeiten (Psalm 44, 2). Nach ihrem Maß gebührt dann ebenfalls der Kirchengeschichte ernste und eindringende Beachtung.

In diesem Jahr des Reformationsjubiläums haben wir nun besonders dringenden Antrieß, in Dankbarkeit und in Folgsamkeit dessen zu gedenken, was Gottes Erbarmen unsern Vätern, unserm Volke in der lutherischen Reformation geschenkt hat. Obendrein ist am Tage, daß alle reformatorischen Bewegungen, die seit vier Jahrhunderten durch die Kirchengeschichte ziehen und die, ihrem Wesen nach, überhaupt niemals wieder aufhören können, ihren Urquell in der deutschen lutherischen Reformation haben. In ihr ist für die Menschheit von Neuem der große, leuchtende Stern aufgegangen. Alle anderen reformatorischen Bewegungen vollziehen, wie Trabanten, ihren Kreislauf um diesen Mittelpunkt, der sie anzieht, durch seinen Schwung sie antreibt und um so heller erleuchtet, je mehr Licht sie von ihm annehmen. — Die schweren Erschütterungen, welche unser Volk seelisch und äußerlich in diesem furchtbaren Weltkriege erleidet und durchlämpft, wecken dann auch ja manche besondere und brennende Bedürfnisse, die in uns schliefen, bis große Not sie fühlbar machte, Bedürfnisse, deren Befriedigung wir nicht zum geringsten Teile von einer lebendigen Vergegenwärtigung entscheidender Vorgänge im Reformationsjahrhundert erhoffen dürfen.

Wenn es sich selbstverständlich hier nur um Einzelnes handeln kann, das sich besonders hervordrängt und uns schwer belastet so leiden wir und Viele unter dem überwältigenden Eindruck, daß in der Gegenwart und in diesem Weltkriege das Massenhafte, wie es von den Sinnen wahrgenommen wird, die Menschheit beherrscht und in seinem Banne gefangen hält. Die überwiegende Mehrzahl der Erdbewohner sind am Kriege beteiligt. Heere, Flotten, Waffen, Munition übersteigen weit alles gewohnte Maß. Die Kriegsschauplätze haben eine unermeßliche Ausdehnung, die Schlachten dauern an durch Monate. Zahllos sind die Gefallenen, Verwundeten, Verkrüppelten, Gefangenen, die Trauernden, deren Lebensglück hier zerbrochen ist. Kein menschliches Vorstellungsvermögen kann sich ein zutreffendes Bild machen von den Zerstörungen, die der Krieg auf allen Lebensgebieten verursacht, oder davon, welche Werte die von Tag zu Tag wachsenden Milliarden Kriegskosten in Rauch aufgehen lassen. Ueberall Unermeßliches, Unabsehbares in Zahl und Zeit, in Räumen und physischen Kräften, in seelischen Erschütterungen! Dies mechanisch Massenhafte drängt sich, abgesehen vom Kriege, dann offenbar auch als herrschende Gewalt in das innerpolitische Leben der Völker und unseres Volkes hinein. Demokratie ohne erkennbare Grenzen, die Gewalt der kolossalen Menge, die Diktatur wird für viele Millionen im Auslande und dabei das unbedingt entscheidende politische Schlagwort. Obendrein soll nicht mehr das Nationale, das noch einigermaßen Uebersehbares und Meßbares, sondern das Internationale, also Etwas, das von keinem Menschen übersehen und

bemessen werden kann, eben das unsägbare Massenhafte, das Leben jedes einzelnen Volkes wesentlich bestimmen und beherrschen! — Welche Mächte darin von diesem Kriege und seinen Folgeerscheinungen ausgehen, mag daraus ersehen werden, daß in diesen Erschütterungen, von denen die Erde bebt, die früheren kulturellen und religiösen Besonderheiten ihren maßgebenden Einfluß für das öffentliche Leben einbüßen. Selbst die Rassenunterschiede haben nicht mehr mitzusprechen.

Muß dies sinnenfällig Gewalttätige, dies allumfassend Gewalttätige nicht den Geist und jedes etwa von Einzelnen ausgehende geistige Wirken ersticken? —

Ein Blick in das sechzehnte Jahrhundert belehrt uns eines Anderen und Besseren! Die römische Kirche und das Papsttum besaßen damals und übten eine äußere Macht aus, vor der Alles sich niederbeugte bis in den Staub. So konnte Papst Alexander VI. die neuentdeckten Erdteile durch einen Federstrich in zwei große Gebiete zerlegen und eins den Spaniern, das andere den Portugiesen zuweisen, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Papst Paul IV. pflegte den Gesandten am römischen Stuhle zu erklären, er bedürfe keiner Hilfe von irgend einem Fürsten, sondern sei erhaben über alle Machthaber auf Erden. Er gestatte keinem Monarchen, sich etwa ihm irgendwie gleichzustellen oder, als Freund und Genosse, sich in seinen vertrauten Verkehr einzudrängen. Dessenhalb trogte er darauf, daß er alle Fürsten unter seinem Fuße halte; und um dem Nachdruck zu geben, bemühte er sich, über achtzig Jahr alt, seinen zitternden Fuß auf den Boden zu stampfen. — Damals hatte dann ein armer, unbekannter Mönch, dem keinerlei äußere Macht zu Gebote stand, in Wittenberg das Wort genommen, und innerhalb weniger Jahre stürzte in halb Europa diese päpstliche Macht und Herrlichkeit zusammen. Im Jahre 1557 berichtet der venetianische Gesandte, bereits sieben Zehntel des deutschen Volkes seien dem Luthertum ergeben, zwei Zehntel gehörten Reformierten und Wiedertäufern an, und nur ein Zehntel könne noch zur römisch-katholischen Kirche gerechnet werden. Diese neue geistige und geistliche Gewalt ist eben in staunenswerter, blitzartiger Schnelligkeit wirksam und siegreich geworden. Andere große Uenderungen im Leben der Völker wurden langsam, stufenweise vorbereitet. Das Bestehende, Alte wurde allmählich, längere Zeit hindurch, untergraben und verlor in längeren Zwischenräumen bald hier, bald dort seine Stützen. Der Sieg der Reformation dagegen kommt plötzlich zu Stande. Unwillkürlich gedenken wir dabei der Weissagung des Propheten von der plötzlichen Zerstörung des großen und hohen, des obwohl glänzenden, doch schrecklich anzusehenden Bildes der Weltreiche (Daniel 2, 31–45). Und ebenso mag dies Plötzliche im Wirken der Reformation uns wohl eine vorläufige Darstellung davon sein, daß der Herr von seiner Erscheinung zum Gericht sagt: „Gleichwie der Blitz ausgehet vom Aufgang und scheint bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes“ (Matth. 24, 27).

Nicht die massenhafte, äußere Gewalt, sondern der Geist ist der Herrscher! — Doch kommt diese Majestät dem natürlichen oder dem vom Geiste Gottes erleuchteten und gestärkten Menschengesichte zu? — Mit Recht ist oft, besonders auch von bedeutenden römisch-katholischen Geschichtsschreibern, wie von Abt Döllinger in München, großes Gewicht auf die natürliche Begabung Luthers gelegt und betont worden, daß seine überwältigende Geistesgröße in ihrer wunderbaren Vielseitigkeit ihn zum mächtigsten Volksmann und zum populärsten Charakter gemacht habe, den Deutschland je bejaßen. Niemals habe es einen Deutschen gegeben, der sein Volk so ohne Weiteres durchschaut und verstanden hätte, wie er, und niemals Einen, der, gleich ihm, vom Volke ganz erfaßt und gewissermaßen eingefogen sein. Dazu seine Sprachmeisterhaft! Seine Gegner stammelten; er redete. Er prägte wie dem deutschen Geiste, so der deutschen Sprache das unvergängliche Siegel seines Geistes und Wortes auf. Selbst seine abgegriffensten Feinde in Deutschland werden von ihm dazu hingezwungen, mit seinen Worten zu sprechen, mit seinen Gedanken zu denken. Er ist der Heros, der Miese im Geistesleben des deutschen Volkes. — Das Alles ist wahr, aber nur ein geringer Teil der gesamten Wahrheit. Luthers Geistesgröße, die ihn zum Reformator befähigte, entspringt nicht seiner natürlichen Begabung, sondern der Kraft aus der Höhe. Durch sein ganzes Leben, als Reformator, zieht sich das Bekenntnis: „Mit unsrer Macht ist nichts getan; wir sind gar bald verloren. Es streit' für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat geboren.“ Seine ersten reformatorischen Schriften, seine Auslegung des Vaterunsers und des Lobgesangs der Jungfrau Maria (1521) bezeugen dies Jedem, der sehen will, auf's eindringlichste und unwiderleglich. Seine letzte Predigt, drei Tage vor seinem Heimgange, am 15. Februar 1546, in Eisleben gehalten, hatte als Text Matth. 11, 25–30, und hält ein scharfes Gericht über das Vertrauen auf den eigenen Geist in natürlicher Weisheit

und Klugheit, die dem Geiste und Worte Gottes widerstreben. Seine Gegner selbst fühlten sich zu der Erklärung gedrängt: „Wer in Luther den Geist Gottes nicht merkt, der merkt Nichts.“ Adam Reizner, Begleiter und Geheimschreiber Georgs v. Freundsberg, in dessen Gefolge er 1527 Rom miterstürmte, dichtete 1537 das herrliche Kernlied „In dich hab' ich gehoffet, Herr“, das von Luther 1545 in das Papstische Gesangbuch aufgenommen wurde. In den letzten Worten dieses Gesanges wird der evangelischen deutschen Reformation in überragender geistlicher Gewalt und unvergänglicher Schönheit das leuchtende Siegel aufgeprägt:

Die göttlich Kraft
Macht uns sieghaft

Durch Jesum Christum. Amen! —

Luther hatte dann ja das Massenhafte in der erdumspannenden, weltbeherrschenden römischen Kirche äußerlich und geistig immer vor sich. Menschengestalt, Menschenkraft vermochten dagegen Nichts. Dazu kam, daß wenn jemals Einer

darin, mit einem Kartenspiel vergleichen. Mehrere Jahrhunderte hindurch habe der Papst alle diese Gewaltigen bezwungen. Jetzt aber sei Gottes Hand gekommen und ein neues Spiel habe Er ausgegeben. Er teilte die Karten aus und behalte die niedrigste, Luther, für sich, schlage auch mit ihr, dem As Gottes, den Papst, diesen Sieger über die Könige der Welt. „Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen, sagt Maria.“

Am schwersten ist es Luther geworden, wenn er sich fagen mußte, daß durch die Reformation die wahre, geistliche Kirche Gottes in ihrer sinnenfälligen Darstellung, ihrer Erscheinung in der Welt sehr viel verlor. In diesem heißen Kampf hat er sich zum Siege durch die schriftgemäße Erkenntnis seiner durchgerungen: In seinem Gnadenrat gibt der Herr seiner Kirche auf ihrem Wege durch die Welt kein Gut, um es ihr wieder zu nehmen ohne Ersatz. Er nimmt Geringeres, um Größeres dafür zu geben. So nahm Er einst das Gut seiner leiblichen Gegenwart hinweg, obwohl es das größte



Guericke in seinem Arbeitszimmer.

arm war, der gegen Rom auftrat, so trifft dies bei Luther zu. Bezeichnend dafür ist: Als er im Jahre 1518 in Augsburg vor dem Kardinal Cajetanus erscheinen mußte, besaß er kein geeignetes Mönchsgewand, und um einigermaßen würdig dem Legaten des Papstes gegenüber zu stehen, hatte er sich eine Kutte geborgt! Luthers Kraft lag in seinem Glauben an den lebendigen, gnädigen Gott. Während jener Augsburger Zeit besuchte ihn der italienische Staatsmann Urban von Serra Longa und bemühte sich durch Veden und Drohen ihn zum Wiederrufen zu bewegen. Einmal fragt er Luther: „Wo bleibst du, wenn Alle dich verlassen?“ Darauf Luther: „Unter dem Himmel!“ — Es steht in der Tat so, wie er in einer kleinen Schrift in jenen Jahren gegen Silvester Brierias ausspricht: Er besitzt Nichts, was er verlieren könnte!

Dabei äußert sich in Luthers Gesinnung und Anschauung an zahllosen Stellen seiner Schriften das sonst seltene, hohe, für ihn charakteristische Vermögen, alles Massenhafte in den Weltvorgängen, die er durch die Sinne wahrnimmt, an dem Maß im Heiligtum zu messen und zu beurteilen (1. Kor. 2, 15). Das sinnenfällige Kolossale imponiert ihm, dem Bürger im Himmelreich, durchaus nicht. Er kann in geistlicher Freiheit und Freudigkeit seinen Scherz damit treiben und in den Tischreden die Welt, alles Auftreten der Machthaber, der Kaiser, Könige und Fürsten

geistliche Gut zu sein schien, um anstatt dessen das größere, ewige Gut seiner geistlichen Gegenwart in den Herzen zu schenken. — Die äußere Kirche, wie Luther sie vorfand, beherrschte die Welt und die Menschen, war aber selbst Welt geworden. Das Evangelium, die Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben, hatte in der offiziellen Kirche machen Alle, die daran glauben, hatte in der offiziellen Kirche zunichteweichen, nahezu verschwinden müssen vor den widerständlichen Bemühungen, die dem Papste die Herrschaft über die Erde und ihre Güter sichern sollten. Wenn in der Reformation sich von Neuem erfüllte, daß die Pforten der Hölle, die wahre, geistliche Kirche des Herrn nicht überwinden können, so mußte von denen, in deren Herzen dieser göttliche Sieg lebte, viel im Erscheinungsleben für Schaden geachtet werden, was ihnen früher Gewinn war; und sie hatten sich darin zu finden, daran sich genügen zu lassen, daß die Kirche, wie der Herr, auf Erden die Knechtsgestalt trägt. Das ihnen anvertraute geistliche, ewige Gut wurde ihnen zum überreichlichen Ersatz für Alles, was sie irdisch und zeitlich einbüßten. Zugleich bewährte sich in ihnen, und vornehmlich in Luther, daß in diesem Evangelium die Erfüllung aller berechtigten irdischen Hoffnungen begründet ist. Es gibt den Schlüssel zu allen Aufgaben des christlichen Berufs, ist der Vollendungspunkt aller wahren Weltweisheit und die göttliche Lösung aller Widersprüche im natürlichen und sittlichen Leben. Im evangelischen Leben der Refor-

matores und in ihrer Beurteilung der Dinge an der Hand des geistlichen Maßstabes tritt deutlich und leuchtend zu Tage: Dem gläubigen Christen ist mitten im Glend dieser Welt der Sünde und des Todes, mitten in furchtbaren Weltumwälzungen und Erschütterungen der sichtbaren Kirche eine Gotteskraft eingepflanzt, die ihn vollkommen tröstet, beruhigt, befreit, stillt und stärkt. Diese Gotteskraft ist der Friede Christi.

Das richtige Sehen und die Anwendung richtiger Maßstäbe, um ein zutreffendes Urteil über die Dinge zu gewinnen, ist eine der am schwersten zu lernenden Künste. Dabei hat doch Jeder, der nach Gottes Willen durch dies Leben hinzugehen sucht, sich dies Vermögen anzueignen.

Aus unserer eigenen Vernunft und Kraft sind wir eben nicht im Stande, wirklich richtig zu bemessen und zu bestimmen, was groß ist und was klein ist. — Schon ein Blick in die sichtbare Schöpfung kann uns jeden Tag dies Unvermögen fühlbar machen. Vor unserm Auge und Urteil ist das Insekt klein, das mikroskopische Tier unsäglich klein, dagegen überzeugt uns die Astronomie von der unermesslichen Größe der Himmelskörper. Nun aber baut die Schöpferhand das mikroskopische Tierchen ebenso kunstvoll, wie die Majestät der Gestirne. Dem Kleinsten ist dieselbe Sorgfalt zugewendet, wie dem Größten. Und wir haben uns überzeugen müssen, daß für Leben und Sterben aller Kreaturen, auch der Menschen, den kleinsten Wesen eine unermesslich große Bedeutung zukommt. Daher ist am Tage, daß Groß und Klein in unsrer gewöhnlichen Auffassung Vorstellungen und Begriffe sind, denen nur ein sehr beschränktes Gebiet eingeräumt werden darf. — Handelt es sich dann um das richtige Sehen und Urteilen in Sachen des Himmelsreichs und seiner Verwirklichung in der Erscheinungswelt, so versagt unsre natürliche Einsicht ganz und gar. Vor unsern Augen ist Gottes Reich auf Erden oft kaum zu erkennen. Wer fest die Welt ansieht, ist der Vermutung und Versuchung offen, Christus sei nie erschienen oder doch der gegenwärtigen Christenheit in weit überwiegendem Maße abhanden gekommen. Es wiederholt sich stets von Neuem: Gottes Volk erscheint, wie zwei kleine Herden Ziegen, während das Land voll ist von Gottes Feinden (1. Kön. 20, 27). Es bedarf erleuchteter Augen, um hier richtig zu sehen, zu messen, zu urteilen (2. Kön. 6, 15—17). Dieser Erleuchtung dient die ganze heilige Schrift. Vor Gottes Augen und Urteil gibt es nichts wirklich Großes, überhaupt nichts Wirkliches, d. i. Ewiges in der Welt, als seinen Tempel im Menschenherzen. Solch ein Herz kann vor Menschen Augen und natürlicher Beurteilung etwas sehr Geringes sein und im unscheinbarsten Winkel wohnen. Doch birgt es unendlich mehr in sich, als aller Welt Macht und Herrlichkeit zusammengenommen. Denn es ist die Wohnung Gottes. Unter den einleuchtendsten Belegen, wie Gottes Wort dazu steht, wird Tabas Geschichte zu nennen sein. Die Röcke und Kleider, welche sie für die Witwen genäht hat, werden zunächst in demselben Kapitel (Apostelg. 9) vor Augen gestellt, das am Anfang die Belehrung des Apostels Paulus, des auserwählten Rüstzeuges Christi, berichtet. Das denkbar Größte im Dienste Jesu schließt nicht aus, daß im selben Zusammenhang das denkbar Kleinste zu seinen Ehren kommt. Was sind dann ein paar dürftige Röcke und Kleider etwa für den, welcher die Welt, wie ein Staatsmann oder Nationalökonom ansieht, mit großen Generalbegriffen arbeitet und darnach fragt, wodurch die größte Hilfe der größten Menge beschafft werden könne? Andererseits ist dem astronomisch Gebildeten die Erde nur ein Sandkorn, und von diesem Gesichtspunkte aus mangelt es ihm an dem Vermögen, irgendwelchen Vorgängen auf Erden eine wirkliche Bedeutung und Größe beizulegen. Was kann für ihn Tabas Gesinnung und Lebenswerk sein? Der Historiker, Philosoph, Jurist, Mediziner, und, von diesen Bildungsgraden abgesehen, jede bloß natürlich begründete Anschauung findet sich Tabas gegenüber zu demselben Versagen verurteilt. Was sie ist und tut, muß eben als völlig inkommissurabel für alle unsre natürlichen Vorstellungen von Groß und Klein anerkannt werden. Gottes Offenbarung aber steigt. Sein Wort überzeugt den Christen in seinem Geist: Der überragende Wert des Reiches Gottes und der Bürgerschaft darin ist unzugänglich für jede, aus natürlicher Anschauung begründete Beurteilung! Vor Gott und dann auch vor den Menschen Gottes ist einzig und allein groß, daß Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist in den Herzen wohnt, die durch Glauben und Hoffen aus der Liebe Gottes und in ihr leben und wirken (1. Petr. 2, 5—9).

Unter schweren Welterschütterungen, in denen das Massenhafte vor den Augen eine ungehemmte Gewalt ausübt, wie jetzt; unter schweren kirchlichen Erschütterungen, die, darin mit verflochten, in der Gegenwart stattfinden oder hereindrohen, ruft Gottes Wort und Geist die Christen am eindringlichsten auf, aus dem Vermögen, das Er darreicht, zu sehen und zu urteilen. Sonst würde eine der gefährlichsten Mächte, die Versuchung zur Verdrossenheit, uns

mitfortreißen. Mit natürlichen Mitteln dagegen kämpfen, ist eitel. Jene Versuchung kann christlich nur überwunden werden, wenn wir im Besonderen die Notstände im Leben der sichtbaren, organisierten Kirche auch auf eine Gesamtverschuldung ihrer Glieder, ebenso auf unsre Mitverschuldung zurückführen und demnach in wahrer Buße uns vor Gott demütigen. Diese Buße nimmt in jedem Christen eine besondere Gestalt an, aber in ihrem innersten Wesen ist sie immer dieselbe, wie das Gesetz Gottes in den heiligen zehn Geboten uns dazu anleitet und hintreibt. In großer Wahrheit und Kraft verweist Luther darauf, daß alle menschliche Versündigung Uebertretung des ersten Gebotes ist; und er betont: „Das Evangelium ist eine Predigt von Gottes Ehre, die mit sich bringt die Predigt von unsrer Schande. Denn Gottes Ehre und unsre Ehre können nicht beisammen in einem Bette liegen.“ Daher beginnt die lutherische Reformation mit dem Schrei aus tiefer Not. — Und hierin baut und bahnt sie uns eben auch den einzig gangbaren Weg zum richtigen Sehen, Messen und Urteilen in Sachen dessen, was wirklich groß und wirklich klein ist. Unter den geistlich gewaltigsten Zeugen in der Geschichte der Kirche ist in hervorragendem Maße die lutherische Reformation uns eine gesegnete Lehrerin und Helferin, „daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine.“ —

Mostof.

Geheimrat Prof. Dr. Fr. Hachagen.

Zur Feier der Reformation.

Es hegt die Welt ein Königsbild,
Kein Maler hat's gemalt,
Das in die ärmste Seele mild
Mit goldnen Grüßen strahlt.

Das ist ein Haupt im Dornenkranz,
Zwei Augen göttlich tief;
Ein Mund in rosinfarbnem Glanz,
Der uns zum Himmel rief.

Die Hüter trieben böses Spiel:
Sie haben das Bild versteckt,
Sie haben es mit Schleiern viel
Verdüstert und verdeckt.

Bis einst ein frommer, deutscher Mann
Es suchte von Ort zu Ort,
Und fand das Bild und trat heran
Und zog die Schleier fort.

Nun strahlt, Herr Jesu Christ, Dein Bild
Der Welt in altem Glanz;
Nun leuchtet wieder lockend-mild
Dein Haupt im Dornenkranz.

Ach, strahle mir in's Herz hinein,
Du Haupt, so lieb und gut;
Und drück' mir selbst Dein Bildnis ein
Und halt's in heil'ger Hut!

Emil Quandt.

Luther = Worte.

Dies Leben ist nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden, nicht ein Gesundsein, sondern ein Gesundwerden, überhaupt nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht Ruhe, sondern eine Übung. Wir sind's noch nicht, wir werden's aber, es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber im Schwang; es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg.

Ein Ackermann könnte aus seinem Acker eine feine Bibel machen und von seinem Samen, so er sät, studieren und lernen den Artikel: Ich glaube eine Auferstehung der Toten, und sagen: Dies Korn, das ich jetzt säe, wird sein Wesen verlieren; es wird aber hernach ein schöner, grüner Halm daraus wachsen, der so lang sei, als ich bin, und dreißig, sechzig, hundert Ähren bringe; und aus dieser Bohne, so ich jetzt in die Erde stecke, wird ein Stengel wachsen, der junge frische Bohnen bringen wird. Das ist mein liebes Buch, daraus ich studiere und lerne, daß mein Leib, wenn er in die Erde gescharrt und begraben wird, ein schöner, lebendiger Leib werden wird.

Luthers Gruß an seine Deutschen.

Laßt nur die Feinde toben, teuren Brüder,
Laßt sie nur spotten unsrer Not!
Auch heute sing' und rühm ich wieder:
Ein feste Burg ist unser Gott!

Laßt sie nur pochen auf ihr Können,
Den Himmel keiner je gewann!
Auch heute will ich es bekennen:
Mit Menschenmacht ist nichts getan!

Laßt sie nur drohen, laßt sie zürnen,
Auf unsrer Seite steht der Herr!
Wir bieten ihnen kühn die Stirnen,
Auch wenn die Welt voll Teufel wär!

E. P.

Doktor Martin Luther.

Er fürchtete nicht Acht und Bann
Und ließ sich nicht betören.
Er war ein willensstarker Mann
Und wußte sich zu wehren.
Er schuf sich seinen Glaubenssatz
Und wußte, wo der rechte Schatz
Auf Erden schon zu finden.

Er buhlte nicht um Menschengunst,
Sein Streben ging nach oben.
All seine Wissenschaft und Kunst
War nur ein Gottgeloben.
Er suchte nach dem ew'gen Heil
Und wollte, daß daran auch teil
Die ganze Menschheit habe.

Er haßte jeden äußern Zwang,
Der konnte nicht befehlen.
Die inn're Freiheit war sein Drang
Und sollte keinem fehlen.
Nur Christi reine Lehr' allein
Sollt' stets und ständig Richtschnur sein
In allen Glaubenssachen.

Dafür hat er mit Meisterschaft
Und als ein Held gestritten,
Mit deutschem Wort und deutscher Kraft
Und schuf echt deutsche Sitten.
Und was vor Zeiten so erstand,
Das gilt noch heut im deutschen Land
Nach Doktor Martin Luther.

E. Wildt.

Zu Hindenburgs 70. Geburtstag.

Von Major B. von Strank.

Zu besonders warmer und herzlicher Weise wenden sich unsere Gedanken heute dem deutschen Hauptquartier zu, in welchem unser großer nationaler Held, der Feldmarschall von Hindenburg, seinen siebenzigsten Geburtstag feiert. Das ganze deutsche Volk bringt ihm die aufrichtigsten Glückwünsche und den Dank für alles, was er zur Niederrückung unserer Feinde geleistet, indem es in festem Vertrauen auf ihn blickt, wenn auch auf beiden Fronten, im Osten wie im Westen, die Feinde mit vereinter Kraft gegen die Schutzwälle unserer unvergleichlich tapfern Truppen anstürmen! Wir fühlen heut mehr denn je, daß Hindenburg fest und unerrückbar in unserem Herzen wurzelt. Dieser Krieg, der aus der Tiefe der deutschen Volksseele Stück um Stück kostbaren Gutes emporgetragen, hat eine überraschend große Zahl glänzend begabter Generale für die Gesamtheit an das Licht gebracht. Und viele, die von der Zeit überholt zu sein schienen, haben aufs neue zu neuen Karten und Plänen gegriffen und konnten die in ihnen schlummernden Ideen fast über Nacht lebendig werden lassen. Hindenburg ist der größte von ihnen, die vollkommenste Gestalt dieser Typs. Er steht nicht allein, er überragt nur die andern. Er reiht sich in das großartige System des deutschen Generalstabs als ein Glied ein, das uns ganz unentbehrlich erscheint. Und gerade dieses Zusammenfügen des gigan-

tischen Körpers unserer Heeresleitung, als ein organisches Ganze, hat uns auf die ragende Höhe gebracht, auf der wir uns jetzt befinden. Hindenburg — Ludendorff, ist eine unzertrennbare Einheit, das Gehirn, das die großen strategischen Gedanken der unvergleichlichen Feldzüge gegen Rußland ausstrahlte, das die Vernichtungsschlachten lenkte, und unvergänglichen Ruhm um sich gesammelt hat. Und diese Einheit steht fest verknüpft und durch diese Verknüpfung die großen Erfolge verteilend und sichernd. Das Zusammenwirken der Obersten Leitung der deutschen Streitkräfte mit den führenden Abteilungen unseres Generalstabes, war die wesentlichste Voraussetzung und die Grundlage unserer großen Siege. Wer erinnert sich an einem Tage, wie dem heutigen, nicht an die Ruhmestaten unserer Helden in Masuren, wie bei Tannenberg. An Tannenberg konnten wir bisher nur mit Behmut denken, namentlich im Jahre 1910, wo die erste Schlacht bei Tannenberg 500 Jahre her war, in welcher der deutsche Ort von den Polen auf das Haupt geschlagen war, so daß ganz Westpreußen polnisch wurde. Jetzt schlägt unser Herz höher bei diesem Namen, denn er bedeutet eine Erlösung von einem schweren Joch, die Befreiung Ostpreußens, einer der größten Siege der Kriegsgeschichte. In tagelangen Verfolgungskämpfen hatte die siegreiche Armee Hindenburgs die volle Ernte der Februarschlacht 1915 eingebracht. Unerhörte Zahlen gaben eine Vorstellung von dem Umfang der Katastrophe, die ein ganzes russisches Heer vernichtete. Ueber 100 000 Mann waren gefangen, mit ihnen 7 Generale.

Der ganze Feldzug gegen die Japaner kostete den Russen noch nicht die Hälfte der Gefangenen, die sie in Masuren, sowie in Russisch-Litauen einbüßten. Gewaltig war auch die Kriegsbeute in diesen Kämpfen. Gegenüber 150 Geschützen, welche dem Feinde am 22. Februar 1915 abgenommen wurden, blieb bei Tannenberg ein halbes Tausend russischer Feuerschlünde auf der Waghstatt liegen. Die Einbuße an Artillerie, die das Heer Rußlands im ersten Halbjahr des Krieges erlitt, war so groß, daß nur ein Teil durch die Lieferungen aus Japan und Amerika ersetzt werden konnte. Das sind Marksteine in der Geschichte dieses Krieges, welche das Haupt des Siegers mit ewigfrischen Lorbeerkränzen schmücken.

So rufen wir ihm denn an seinem heutigen Ehrentage aus vollem Herzen unsere Glückwünsche aus der Ferne zu und wissen uns darin einig mit unserm Volke, mit dem Höchsten, wie mit dem Geringsten, indem wir ihm bezeugen, daß unser Vertrauen zu ihm keine Grenzen hat, daß wir ihm danken und immer dankbar bleiben wollen!

Das schönste deutsche Lied.

„Das schönste deutsche Lied allein
Hat mich im Kampf getragen,
Als ich im Blut und Pulverdampf
Der Feinde wollt' verzagen“ — — —
So rief ein schwerverwundeter
Soldat mir heut entgegen,

Und reichte mir, anstatt ich ihm,
Den aller schönsten Segen.
Ich frug ihn: „War's die Nacht am Rhein',
Das deutscheste der Lieder?“
Er hauchte nur ein mattes „Nein!“
So frug ich zaghaft wieder:

„War's Deutschland über alles?“ . . . „Nein!
Als schönstes Lied von allen
Muß es die Ewigkeit hinein
„Ein feste Burg“ erschallen.“

A. E. Knodt.

Zum Opfertag für Deutschlands Spende.

Deutschland hat in reichlich 3 Kriegsjahren an zahlreichen Opfertagen für unsere Krieger und die übrigen gewaltige Summen zusammengebracht, um seinen Verteidigern unaussprechlichen Dank für ihre Heldentaten zu bezeugen. Jeder dieser Tage stand im direkten Zusammenhange mit dem Kriege. Jetzt aber gilt nicht den Waffentragenden Deutschlands, sondern seinen jüngsten und zartesten Stammesangehörigen, den Kindern bis zum vollendeten 6. Lebensjahre. Diesen den Kindern bis zum vollendeten 6. Lebensjahre droht gar zu oft und unter ihnen besonders den Säuglingen droht gar zu oft Lebensgefahr und es gilt, sie zu bannen. Der Krieg 70/71 kostete uns noch nicht 40 000 Kriegerleben, der jetzige hat unendlich viel größere Opfer gefordert, aber nur einen kleinen Teil der vermeidbaren Säuglingstodesfälle aus der

Zeit zwischen diesen beiden Kriegen. In dieser Zeitspanne sind nach sachverständiger Rechnung rund 3 Millionen Säuglinge ums Leben gekommen, die gesund geboren waren und bei richtiger Pflege und Ernährung zu vollwertigen Menschen hätten heranwachsen können. Nicht aber kennen wir die große Zahl derjenigen Säuglinge, die der Krankheit zwar nicht erlegen sind, aber von ihr einen dauernden Schaden erhalten haben, der sie durch das ganze Leben begleitet und zu körperlich und auch manchmal geistig minderwertigen Menschen macht.

Die Fehler unrichtiger Aufzucht hat die medizinische Wissenschaft aufgezeigt und auf Grund dieser Ergebnisse hat unsere Ärzteschaft im Verein mit Sozialpolitikern die Grundzüge für eine geordnete Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, mit der die Mutterfürsorge verbunden ist, geschaffen und nach Kräften ausgebaut. Die Wege, auf denen wir vorzugehen haben, wissen wir, die Probe aufs Exempel ist gemacht und an vielen Orten nachgewiesen, wie schnell eine gut geleitete Fürsorge die Kindersterblichkeit nachhaltig mindern kann. Aber auch zu dieser Kriegsführung gehört reichlich Geld. Die deutsche Säuglings- und Kleinkinderfürsorge muß musterbildig organisiert werden, sie muß Gemeingut des ganzen Landes werden. Auf dem Wege dazu sind wir, aber er ist noch sehr lang und kann nur verkürzt werden, wenn uns reiche Mittel dazu verhelfen.

Darum: Deutschlands Spende bittet auch jeden Mecklenburger, Herz und Hand zu öffnen! Unser Erbfeind England, dem wir uns noch in jeder Beziehung gewachsen gezeigt haben, hat kürzlich eine ganze Woche dem gleichen Ziele gewidmet. Wir wollen zeigen, daß wir an einem Tage genug Mittel bekommen, um unsere Kleinsten, die unsere Zukunft sind, zu kräftigen und gesunden Menschen heranwachsen zu helfen. Wie der Kampf für das Vaterland außerhalb jeder Partei stehen muß, so hat auch unsere Säuglings- und Kleinkinderfürsorge nichts an sich von irgend einer politischen oder sonstigen Parteilichkeit. Es soll allen deutschen Kindern geholfen werden, ohne Unterschied, woher sie stammen.

Deshalb: ein jeder kann und soll nach seinen Kräften zu Deutschlands Spende für Säuglings- und Kleinkinderschutz beisteuern und damit an Deutschlands Zukunft bauen.

Muttersprache.

Wer seine Muttersprach'
Setzt einer fremden nach,
Ueber den kommt die Rach'
Und alles Ungemach,
Daß er sein Gut
Ein fremden Land muß geben,
Daraus er sonst
Frei als ein Herr könnt' leben.

Moscherosch 1642.

Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

(9. Fortsetzung.)

„Wir sind uns später wieder in herzlicher Freundschaft näher gekommen, aber aus seinen Reden habe ich doch herausgemerkt, daß der Einfluß unseres Direktors, Bruder Niedberg, mit dem er bis zu dessen Ende in freundschaftlicher Verbindung stand, die innere Revolution in ihm allmählich hervorgerufen hatte, so daß er mit der Tradition brach.

„Und so muß es auch sein! Man hat sich über die Verwaltung des anvertrauten Pfundes vor Gott zu verantworten; und wenn einem Menschen oder menschliche Einrichtungen in der rechten Anwendung seiner Gaben hinderlich sind, dann muß man diesen Hindernissen und Hemmnissen aus dem Wege gehen, so schmerzlich das auch für alle Beteiligten ist.

„Ich weiß, daß unserer teurer Direktor nichts so haßte, wie geistige Vergewaltigung, wie die Herrschaft der Schablone, wie übertriebene Heilighaltung der Tradition.

„Das Pflänzlein, soll es gute Früchte tragen, bedarf eine seiner Eigenart entsprechende Pflege.

„Und nichts anderes wünschte ich als verständnisvolles Eingehen auf meine Eigenart.

„Es ist nichts verständnisvoller, als wenn ein Kind nicht verstanden wird; nur in der Jugend kann am erfolgreichsten der Boden bereitet werden, aus dem ein ganzer Mann erwachsen soll.

„Als wir den leeren Koffer auf den Boden gebracht hatten, ging Christian mit mir zu den Spielplätzen.

„Unterwegs erzählte er mir, daß die Zweiten — unsere Stube war die zweite Stube, die Bewohner der sechs Stuben hießen kurz die Ersten, Zweiten u. s. f. — einen naturwissenschaftlichen Spaziergang mit Bruder Bergstädter machten, und wir daher bei der Ersten mitspielen mußten.

„Es wurde Fußball gespielt.

„Der aufsichtführende Lehrer war Bruder Knorr, ein hochgewachsener, fehniger Mensch, ganz Leben, ganz Tatkraft, mit einer klingenden Kommandostimme begabt, wie ich sie kaum wiedergehört habe, er war auch der kommandierende General des Riesther Regiments; eine geborene Herrschernatur, trotzdem er armer Missionsleute Kind war, in einer englischen Kolonie Afrikas geboren, also der Rationalität nach ein Engländer, im Herzen aber ein glühender deutscher Patriot. Was hätte dieser Mann leisten können, sei es als leitender Schulmann, als Kirchenfürst, als Soldat — obwohl er nie Soldat gewesen, hatte er das Regiment geradezu glänzend im Zug, nur hätte er die Herrenhuthische Zwangsjacke ausziehen müssen. In einem kleinen Brüdergemeinort hat dieser seltene Mann seine reichen Geistesgaben verkümmern lassen. Aus treuer Verehrung und Dankbarkeit habe ich ihn später dort aufgesucht. Mir schwebte noch klar sein Bild aus meiner Riesther Schulzeit vor Augen, als ich sein Studierstübchen betrat; aber wie erschrak ich: ein Fremder kam mir entgegen, ein alter gebeugter Mann mit schlaffen Jügen und glanzlosen Augen. Das war mein geliebter, vergötterter Bruder Knorr, mein Vorbild! Und dennoch war er mit seinem Lobe vollkommen zufrieden. Ich glaube, er ist sich seiner glänzenden Gaben nie bewußt gewesen, er hat sich nie darum gekümmert, wie er das anvertraute Pfund erfolgreich anwenden sollte. Was die Oberbehörde beschloß, war ja des Herrn Wille; ihre Fürsorge kullte jedes Gewissensbedenken ein. Hierin erkennt man den starr katholischen Zug im Wesen der Herrnhuter.

Knorrs Adlersauge hatte uns entdeckt, und befehlend klang es zu uns herüber:

„Heda, Ihr beiden! Was drückt Ihr Euch hier herum?“

„Wir eilten flugs zu ihm; Christian gab die nötige Aufklärung und stellte mich vor.

„Knorr reichte mir freundlich die Hand und fragte mich:

„Kannst Du Fußball spielen?“

„Bisher hatte ich keine Ahnung von diesem Spiel gehabt, sagte aber, um mich nicht — wie ich fürchtete — zu blamieren, unverfroren: „Ja!“

„Doch der gewissenhafte Rambach pläzte heraus:

„Aber eben hast Du mir noch gesagt, daß Du das Spiel nicht kennst!“

„Ich wurde puterrot vor Aerger über den schwachhaften Kameraden.

„Knorr sah mich prüfend an, befahl aber nur kurz:

„Christian, Du gehst zur Gegenpartei, Konrad, Du bleibst bei mir!“

Und wieder begann das Spiel. Es war leicht zu begreifen. Natürlich brannte ich vor Eifer, meine Sache möglichst gut zu machen; ich paßte wie ein Hefelmacher auf und einmal gelang es mir, den Ball abzufangen, daß er nicht durch unser Mal lief und wir dadurch vor dem Verlieren bewahrt blieben. Die lobenden Zurufe meines Partegenossen und Knorrs: „Bravo!“ machten mich ganz trunken vor Freude. Ich war nun mit Leib und Seele dabei.

„Eifrig spähte ich eine Gelegenheit ab, mich an dem Christian für seine Geschwähigkeit zu rächen; und es gelang mir auch bald genug, ihn recht unanständig ins Gras zu stoßen, was mir eine große Befriedigung gewährte.

„Als wir heimkehrten, rief mich Knorr zu sich.

„Mir erschienen meine Leistungen riesengroß; ich, der ich bisher nie Fußball gespielt hatte, hatte mich trefflich gehalten, nun mußte mir auch ein besonderes Lob zuteil werden.

„Und richtig — Knorr begann:

„Du hast Dich sehr brav gehalten, Konrad, besonders im Blick darauf, daß Du noch nie Fußball gespielt hast.“

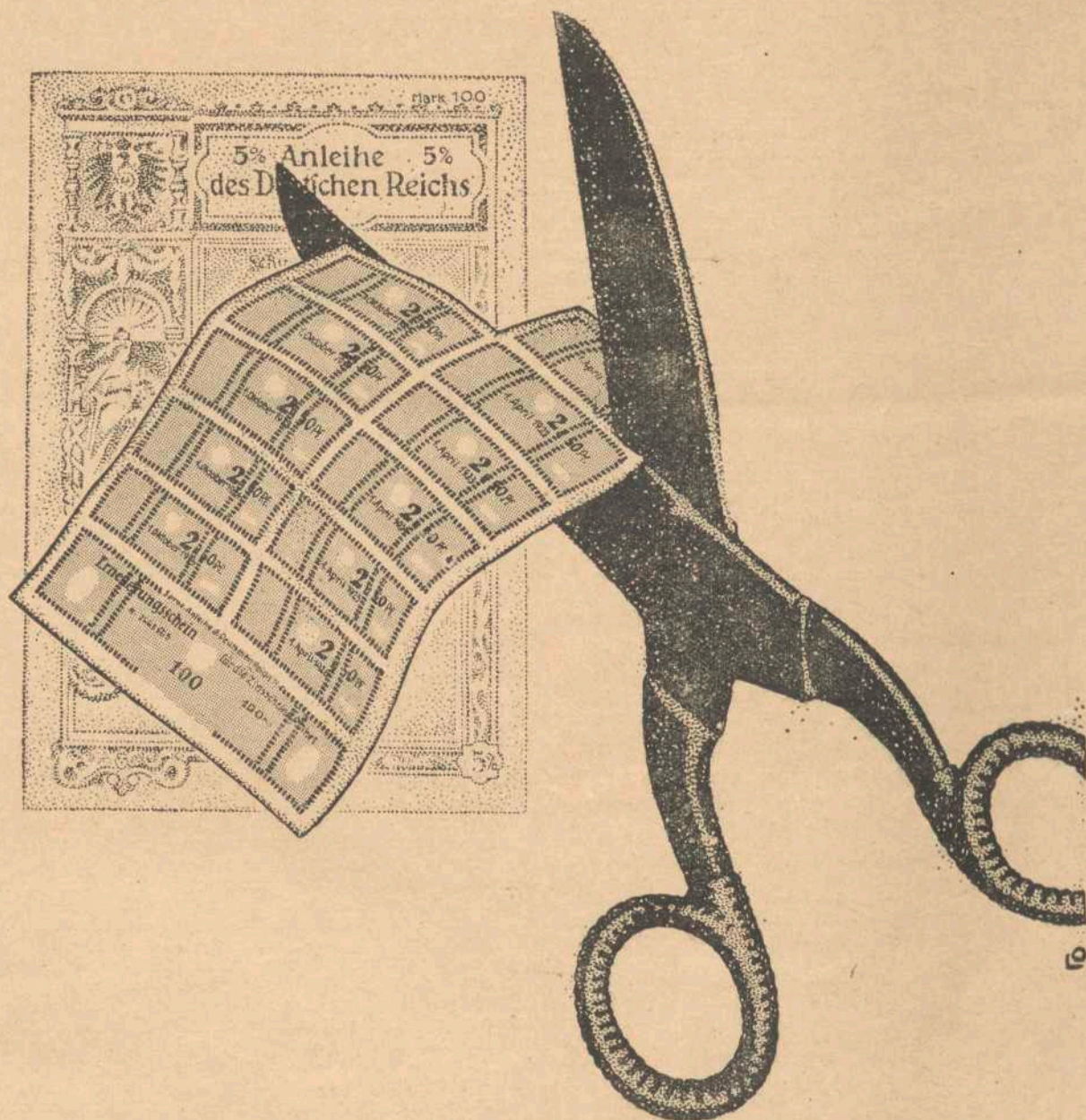
„Ich schwelgte; meine Freunde bekam aber gleich ihren Dämpfer, denn Knorr fuhr fort:

„Aber den Schwindel hättest Du unterlassen müssen, mein Junge! Immer wahr sein, das gehört sich so für einen deutschen Jungen, der mal ein braver Mann werden will; und dann die kleinliche Rache an Rambach — das war wirklich nicht schön und Deiner und Deines Geschlechtes unwürdig. Wie schön wäre es, wenn Deine Leistung nicht dadurch getrübt worden wäre. Na, ich hoffe, mein Junge, daß Du mich verstanden hast.“

„Ja, ich hatte ihn verstanden und schämte mich, und das nächste, was ich tat, war, daß ich zu Rambach ging und ihn um Verzeihung bat.

„Der gute Christian wurde ordentlich verlegen und setzte mir in seiner altklugen Art auseinander, daß er als Senior unbedingt auf Ordnung sehen mußte.

„Vor dem Anstalts-hause ging der Direktor, als erwartete er jemand, auf und ab. Als er mich sah, rief er mich heran.



Nützet Euch,
nützet dem Vaterland,
zeichnet Kriegsanleihe

„Erwartungsvoll sah ich zu ihm auf.

„Er streichelte mein erhitztes Gesicht, sagte aber zunächst nichts, sondern ließ erst die Jüngens das Haus betreten. Dann legte er mir väterlich den Arm um die Schultern und ging mit mir langsam seinem Häuschen zu.

„Jetzt fragte er mich:

„Hat Dir das Spiel gefallen?“

„Mächtig!“ sagte ich in voller Aufrichtigkeit und fing an, ihm lebhaft meine Eindrücke zu erzählen.

„Lächelnd hörte mir der teure Mann zu; es bereitete ihm eine tiefe, reine Freude, wenn sich die ihm anvertrauten Schüler so schnell an die neuen Verhältnisse gewöhnten.

„Das freut mich, das freut mich!“ sagte er immer wieder und leise setzte er hinzu: „Darüber wird sich auch Dein lieber Vater freuen, daß Du Dich so schnell eingewöhnst. Er war noch vorhin bei mir und läßt Dich vielmals grüßen.“

„Ich horchte auf: Vater läßt mich grüßen? Ich verstand das noch nicht recht. Ich wollte jetzt zu ihm in den Gasthof gehen.

„Darf ich den Vater besuchen?“ bat ich stotternd. Da blieb der Direktor stehen, nahm meinen Kopf in seine Hände und sah mich so mitfühlend an, indem er eingestand:

„Mein lieber Konrad, Dein Vater ist schon abgereist.“

„Abgereist?! Ohne mich „Adieu“ zu sagen?! In meinem Herzen stieg es böse auf und respektlos stieß ich hervor: „Na, das sieht dem Vater ähnlich!“

Der Direktor hatte einen Schmerzausbruch, hatte Tränen erwartet, aber nie und nimmer eine so ungehörige Kritik. Einen Augenblick war er fassungslos, dann aber rief er streng:

„Konrad, schäme Dich! Eine so ungezogene Bemerkung darfst Du nie wieder hören, wenn Du meine Freund werden willst.“

Ich war ziemlich verwundert über des Direktors Strenge, denn ich war es ja nicht anders gewohnt, sowohl vor der Schwester wie vor dem Erzieher und dem Dienstpersonal mich in wenig respektvoller Weise über den Vater zu äußern, ohne daß man mich ernsthaft zurechtgewiesen hätte.

„Ich kann meinen Vater nicht achten,“ entgegnete ich trotzig und erwartete eine neue Zurechtweisung; aber nur die betrübte klingende Frage: „Warum nicht?“ vernahm ich.

„In der Kehle begann es zu würgen, die Augen wurden heiß und naß, und ich klagte aus wehem Herzen:

„Er kümmert sich so wenig um mich, er hat mich nicht lieb.“

„Der Direktor nahm mich an der Hand und sagte einfach:

„Komm mit zu meiner Frau!“

„In einem gemütlichen Hinterstübchen des Direktorshauses war der Kaffeetisch gedeckt. Veddere musgefüllte Pfannkuchen gab's.

„Das Spiel hatte mich hungrig und durstig gemacht, und ein Kostverächter war ich nie gewesen, so griff ich wader zu, ohne mich lange nötigen zu lassen.

Mit liebevoller Teilnahme erkundigten sich die Direktorsleute nach meinem bisherigen Lebensgang; und ich erzählte frisch von der Leber weg von meinen kleinen Freuden und meinem großen Leid, und ich konnte es nicht hindern, daß mir die Tränen kamen. Zum ersten Male war mir von verständnisvollen Menschen Gelegenheit geboten worden, mein kleines, so schwertragendes Herz auszusüßten.

„Der Direktor drückte mich väterlich an sich und versicherte mir mit großer Wärme: „Wir wollen Dich liebhaben!“ und was er gelobt, bekräftigte sie ihrerseits durch einen langen, warmen Händedruck.

„Ein Strom von Licht und Freude drang in mein einsames, verbittertes Herz; mir war, als atmete ich frische, würzige Höhenluft, die das Herz frei und hoffnungsfroh macht.

„Ich danke es noch heute den beiden geliebten Menschen aus tiefstem Herzen, daß sie mir auf meinen leidenschaftlichen Gefühlsausbruch hin, keine tadelnden und harten Worte sagten. Das war eine feine Klugheit. Reumundneunzig von Hundert hätten es gewiß nicht getan. — Die trefflichen Menschenkenner fühlten heraus, was mir fehlte: Der Sonnenschein teilnehmender Liebe. Hätten sie mich mit strengen Worten zurechtgewiesen, sie hätten mich trotzig und verstockt gemacht. Die strengen Worte hätten nur wie Unkraut die verkümmerten, aber lebenskräftigen Pflänzlein überwuchert und erstickt; so aber fiel wie belebender Morgentau die Zusicherung: „Wir wollen Dich liebhaben,“ auf den dünnen Boden. — Dadurch war der Weg bereitet, mein Herz zu der rechten kindlichen Liebe zu den Eltern zu führen. —

„Der Direktor ging darauf mit mir wieder zur Anstalt zurück, wo ich auf meine wissenschaftlichen Kenntnisse hin geprüft werden sollte.

„Vor dem Direktorzimmer erwartete uns Br. Bergstädtter, er sah in seiner abgeschabten, verblichenen, grün-

lichen Zoppe und den großen staubbedeckten Wasserstiefeln — jedenfalls hatte er keine Zeit gefunden, sich nach seiner naturwissenschaftlichen Exkursion umzuziehen — einem der Viehtreiber in meiner Heimat ähnlicher als einem gelehrten Schulmeister.

„Ach, die Prüfung fiel kläglich genug aus, und Br. Bergstädtter machte ein bedenkliches Gesicht.

Fortf. folgt.

Luther und Hindenburg.

Ihr beide — Retter dem Vaterland!
Ein Gnadengeschenk aus Gottes Hand!

Du, Luther, machtest den Geist uns frei,
Zerschlugst die Ketten der Akerse,
Aufstrebend gegen der Menschen Fluch;
Und gabst uns das Deutsche Bibelbuch.

Du, Marshall, kamst wie der Sturm daher,
Bald gab's bei uns keinen Ruffen mehr;
Du schürmst die Grenzen mit eherner Hand
Dich liebt, Dich segnet Dein Vaterland.

Du Luthers Geist, Du Marshalls Hand,
Ihr führet zum Siege das Deutsche Land!

E. P.

„Diesmal wird es nichts!“

So kann man öfters hören, wenn man die Ansichten der nächsten Kriegsanleihe bespricht. Nun besinne ich mich auf die letzte Zeit der letzten Anleihe. Wenn einer die Aufgabe bekommen hätte, den ungünstigsten Zeitpunkt herauszufinden, dann hätte er sie damals glänzend gelöst. Eine flaue, matte Stimmung ging durchs Volk, „Draußen“ passierte nichts. Es drehte sich alles um einen Schützengraben hier oder dort mehr oder weniger. „Daheim“ kämpfte man mit Frieren und Hungern und wußte nicht recht, wie das weiter gehen soll. Und trotzdem gab das Volk, was es konnte. Man flüsterte ihm ein, daß ein günstiger Abschluß der Anleihe den Krieg verlängere. Man brachte ihm jedes Mißtrauen in die Sicherheit der Anleihe bei. Wer in der Werbearbeit drin war, konnte manchmal den Mut verlieren. Und trotzdem gab das Volk, was es konnte. Und wir haben gut abgeköpft. Daran wollen wir jetzt denken. Darum gebe ich gar nichts auf diese Vorhersagen heute. Die Fahnen wehen jenseits von Riga, da ist dem Deutschen Volk doch wieder sein Herz aufgegangen. Wo Ost und Plettenberg, wo Westfalen und Niederdeutsche einst ihre zweite Heimat aufschlugen, das ist heute wieder in deutschen Händen. Der Siegeszug rauschte im Osten dahin über Tarnopol und Czernowitz. Gott! Galtzen — wie viele hatten sich schon drein gefunden, daß das in russischen Händen bliebe. Nun ist es wieder zerronnen. Und der Engländer konnte in der Türkei nicht weiter und Sarraill nicht in Mazedonien und die Italiener nicht am Isonzo. In grausam gleichmäßigem Takt werden die Schiffe versenkt. Das Zurückdrängen unserer Front in Frankreich geht so rasch vor sich, daß die Feinde 25 Jahre brauchen, bis sie uns am Rhein haben. Die Verbündeten am Isonzo haben gestanden, fest und treu. Die Bulgaren hielten aus in der Hitze von 60 Grad und die Türken stehen heute noch so fest zum Bündnis wie vor drei Jahren. Das sollte keine Zeit sein für eine neue Kriegsanleihe!

Unsere Anleihen sind eigentlich nichts als öffentlicher Dank. In den Kriegen hielt man früher nicht nur Bußtage, sondern auch Dankfesten. Ein solch öffentliches Dankgebet ist — richtig verstanden — die Kriegsanleihe. Denn alles kann man den einzelnen Tapferen doch nicht sagen, was man ihnen schuldet. So trägt man zusammen und zeichnet. Das Geld hat auch seine Stimme und Gold klingt. Es kann krächzen wie Rabenschrei in der Hand des Geizigen und es kann singen wie eine Nachtigall in der Hand des Vaterlandsfreundes. Mit unsern Fennigen danken wir. Es wird uns so leicht gemacht dieses Danken. Darum glaube ich nicht an jene düstere Aussicht „Diesmal wird es nichts“. Wir danken Herrn Wilson, daß er uns so geschmäht hat. Man zähle die Schimpfworte in seiner Rede auf und beantworte sie je mit einer Milliarde. Das ist die beste Rache des deutschen Volkes. Solche Milliarden kommen aber nicht zustande ohne Dich. Fange Du an und sei dankbar und gib!



Das Blatt erscheint während des Krieges monatlich einmal, sonst zweimal. Viertel-jährlicher Bezugspreis 50 Pf.; von 3 Stück an freie Zusendung. Auf je 10 Stück 1 Freieigenplar.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 16 Vfg., bei Wiederholungen Ermäßigung. Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten. Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9205 erbeten.

Nr. 13.

November-Nummer.

1917.

Das Vaterland über alles!

Kürzlich wurde mir der Vorwurf gemacht — es ist dies, soweit ich mich erinnere, das zweite Mal, seit ich die Freude habe, die M. H. zu leiten —, daß ich in unserem Blatte einseitige Parteipolitik treibe. Die M. H. ist weder ein Fach- noch ein Parteiblatt, sie steht weder im Dienste einer Glaubensgemeinschaft, noch im Dienste einer Gesellschaftsklasse, sie hat also Ellbogenfreiheit nach rechts und nach links: für die Heimat wirkt sie, für das Vaterland wirbt sie. Das ist keine Parteipolitik. Ein jeder anständige Deutsche kämpft jetzt in der ihm möglichen Weise für sein Vaterland. In dieser gewaltig ernsten Zeit, wo es um Deutschlands Leben geht, wäre es Pflichtvergeßlichkeit, wollte man sich hinter den warmen Ofen setzen, sich mit „Läuschen und Milben“ die Zeit vertreiben, kleinliche Sonderinteressen fördern, die Krieger draußen das unersehbare Blut verspritzen und ohne Widerspruch die von allen guten Geistern verlassene Reichstagsmehrheit verhängnisvolle Beschlüsse fassen lassen. Jetzt handelt es sich nicht mehr um theoretische oder um Parteifragen; jetzt gibt es nur eine einzige große Lebensfrage, die Frage um Sein und Nichtsein des Vaterlandes. Alles steht auf dem Spiel; auch deine Ruhe und Bequemlichkeit, auch dein war-

mer Ofen, du Philister! Wehe darum jedem, der träge ist! Farbe bekennen war immer die Handlung eines anständigen Menschen. Unser Blatt wird doch nur von anständig Gesinnten gelesen, also ist es doch selbstverständlich, daß es bisher nie aus seiner Meinung ein Gehl gemacht hat. Und wenn es jetzt schwarz auf weiß bringt, daß draußen an den Fronten das Heer unerhört herrliche Siege erringt, daß aber in der Heimat, im Reichstag ein unerhört jämmerliches Geschlecht an Deutschlands innerem Zusammenbruch arbeitet, so ist das kein parteipolitisches Eingeständnis, sondern das Bekenntnis von Millionen Deutschen, die ihr Vaterland mehr lieben als sich selbst.

Jetzt kann man nicht mehr schweigen, das Herz ist zu voll.

Geradezu grausam spielt das Geschick mit uns. Der Sieg ist uns gewiß, die Berufenden — Hindenburg an der Spitze — versichern es uns immer wieder, aber blinde Blindenleiter versuchen uns um den heißerregten Siegespreis zu betrügen.

Kein Verständiger wird behaupten, daß Deutschland auf seinen Reichstag stolz sein kann. Die Mehrzahl der Abgeordneten wird weder der Größe der Zeit noch der Größe der errungenen Erfolge gerecht. Unsere Enkel für deren Freiheit und



Ich kenne keine Parteien mehr,
ich kenne nur Deutsche!

Wohl wir diese unerhört blutige, tränenreiche Kriegs- und Notzeit erdulden, werden sich noch einmal des kleinen, jämmerlichen Geschlechtes schämen, das, mit dem Siegeskranz geschmückt, vor den Türen der besiegten Feinde um Frieden bittet. Sie werden es nie begreifen, daß die Mehrzahl der Volksvertreter des sieghaften Deutschlands nicht die Entscheidung durch unser unüberwindliches Schwert abgewartet haben. Was der Erfolg unserer Friedensangebote bei den Feinden war, soll uns einmal jemand erzählen, der aus dem Ausland zu uns heimkehrte. Der „Berliner Lokalanzeiger“ berichtet in seiner Abendausgabe vom 3. September d. J.:

Soeben aus Stockholm zurückgekehrt, bringe ich in folgendem zu Papier, was ich dort von Feinden, Neutralen und Deutschen über Deutschland gehört habe.

Da war zunächst ein Advokat aus Petrograd, Mitglied der Bolschewiki-Partei, der es liebte, mit einem Neutralen sich über Politik zu unterhalten. Ich fragte ihn, welchen Eindruck das Friedensangebot vom 12. Dezember in Rußland im allgemeinen gemacht habe. Er sagte, man hätte darüber gelacht und es nicht ernst genommen. Dann aber sei die Meinung aufgetaucht und habe sich sehr schnell verallgemeinert, daß Deutschland um Frieden bitten müsse, da es trotz seiner militärischen Erfolge fertig sei. Er meinte, ein Land, dessen Soldaten auf allen Fronten in Feindesland stehen und trotzdem ein Friedensangebot macht, ist entweder am Rande seiner Kraft, oder es wird von Verrückten geleitet! Letzteres sei doch wohl ausgeschlossen, und somit bliebe eben nur die einzig logische Wahrscheinlichkeit, daß Deutschland fertig ist.

Darauf fragte ich ihn, wie man wohl nach Ausbruch der Revolution über die Möglichkeit eines Angriffs im Norden der Ostfront dachte, und weshalb Kerensti, der doch anfangs so zum Frieden trieb, jetzt scheinbar vollkommen umgefallen sei.

Antwort: Bei Ausbruch der Revolution glaubte jedermann an eine sofortige und damals für die Deutschen sehr leichte Eroberung des Restes der baltischen Provinzen, und Kerensti hatte sich mit diesem Gedanken so vertraut gemacht, daß er in öffentlichen Reden und Privatgesprächen schon auf dieses Ereignis hinwies mit der Bemerkung, daß die Provinzen nicht Rußland seien, und wenn die Deutschen sie nehmen würden, so könnten sie die ohnehin nur von Letten, Esten und Deutschen bevölkerten Strecken behalten und sich selbst mit Letten und Esten abfinden. Statt Eroberung der baltischen Provinzen kam aber eine allgemeine Stille auf deutscher Seite. Also: die Deutschen waren gar nicht stark genug, uns diese Provinzen zu entreißen, trotzdem sie fast kampfflos hätten genommen werden können, und da haben wir sehr schnell umgelernt, natürlich Kerensti zu allererst! Nun konnten wir mit Hilfe der französischen und englischen Offiziere — auch die Japaner haben uns geholfen — die Armee soweit reorganisieren, daß ein wirklicher Widerstand wieder möglich wurde.

Wie wurde der Reichskanzler bei Ihnen beurteilt?

Wir konnten uns keinen besseren als Bethmann-Hollweg wünschen und hoffen, daß Dr. Michaelis durch die Opposition im Reichstag gezwungen wird, in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten!

Ich verstehe nicht, warum denn Bethmann-Hollweg Ihnen so angenehm war?

Das verstehen Sie nicht? Nun, doch sehr einfach: er war der Geführte, aber kein Führer. Er hat es Gott sei Dank nie fertig gebracht wie unser Kerensti, das Volk aufzurichten und mit sich zu reißen.

Das russische Volk muß aber doch durch die dargebotene Hand Deutschlands und durch die Friedensresolution des Reichstages — wenn es diese überhaupt erfährt — auf den Gedanken kommen, daß ein für Rußland günstiger Friede mit Deutschland jetzt möglich ist!

Antwort: Das russische Volk kennt die Friedensresolution genau, und unsere französischen Freunde auch. Und das war noch wichtiger! Die Franzosen fingen an, der Regierung zu mißtrauen, und ich glaube nicht, daß der Poilu nochmals sich hätte in den Sturm treiben lassen, auch nicht zusammen mit den Engländern, wenn das Friedensangebot, oder nennen wir es wie Sie, Friedensbereitschaft des Reichstages nicht gekommen wäre. Wenn die Not am höchsten, ist die Hilfe von Feindes Seite am nächsten.

Ich sagte ihm darauf, daß doch diese ganze Kalkulation auf der irrigen Voraussetzung aufgebaut sei, daß Deutschland am Vorabend des Zusammenbruchs stehe. — Darauf erwiderte er, daß ein Land, welches im Begriffe steht, dem Feind ein befestigtes Gebiet zu entreißen von einigen 20 000 Quadratwerst und zu gleicher Zeit einen Ausgleichs- und Verzichtfrieden schließen will, ganz ohne Zweifel dicht vor

dem Zusammenbruch stehen muß, da die Annahme, daß Irrsinnige im Reichstage sitzen, doch nicht den Tatsachen entsprechen kann. „Jedenfalls hoffen wir und unsere Alliierten, daß in Deutschland wieder der Parteihader die Oberhand bekommt, und daß sich kein starker Mann finden wird, uns so zu behandeln, wie der Ruschik behandelt werden muß. Der versteht eben nur die Knute“ . . .

Leider scheint die Reichstagsmehrheit unbelehrbar zu sein: sie will anscheinend ihren alten Weg nicht verlassen. Wir wissen, daß dieser Weg zu Deutschlands Verhängnis führt.

Sehnächtig blicken wir zur Regierung: Wo ist der Mann, der ein energisches Halt befiehlt, unter dessen Führung der Weg zum Heil des Vaterlandes beschritten wird?

Dr. Michaelis war unsere Hoffnung, er war ein aufrechter, pflichtgetreuer Diener seines Königs, dessen Ruf er sofort folgte; er hatte die feste, edelste Absicht, das Vaterland aus der unheilvollen Lage zu befreien. Ein Scherbenfeld fand er vor, und aus diesen Scherben sollte er nun etwas Brauchbares zusammenflicken. Wenn ihm das nicht gelang, so war es gewiß nicht seine Schuld, aber er kannte die MACHenschaften, die Fußangeln, die Fallstricke nicht, mit denen die parlamentarischen Ränkeschmiede voller Neid, Bosheit, Eitelkeit arbeiten: seiner ehrenhaften, idealen Gesinnung, seiner Rechtchaffenheit waren die Schliche und Ränke des Parlamentarismus fremd. Er mußte fallen.

Ein neuer Mann kam, ein Greis, der ins fünfundsiebzigste Jahr geht, ein erfahrener Staatsmann, mit dem Treiben des Parlamentarismus wohl vertraut, aber wir sind dessen nicht froh, daß des Kaisers Majestät ihn zum Kanzler erwählte, er ist nicht der Mann von Stahl und Eisen, den wir brennend nötig haben. Unsere größte Sorge, daß die Regierung auf Drängen der Reichstagsmehrheit einen Verzichtfrieden schließen wird, ist uns nicht genommen. Michaelis hatte den starken Willen, das Vaterland über alles zu stellen, die Rechte des Vaterlandes unbedingt zu wahren, doch ihm fehlte zum starken Willen auch die starke, durchschlagende Kraft, er vermochte nicht die ungeberdigen, widerstrebenden Geister auf einen gemeinsamen Boden zu bringen. Seinem Nachfolger, dem Grafen Hertling, ist es gelungen, notdürftig die Parteien zu einen. Aber wodurch ist das erreicht? durch Zugeständnisse! Das mag klug sein, aber das schließt nicht aus, daß diese Klugheit bisweilen auch ein Zeichen von Schwäche ist. Die Presse der Reichstagsmehrheit läßt uns durch ihr Triumphgeschrei gar nicht im Zweifel darüber, daß Krone und Regierung dem Geßlerhut der Mehrheit ihre Reverenz erwiesen haben.

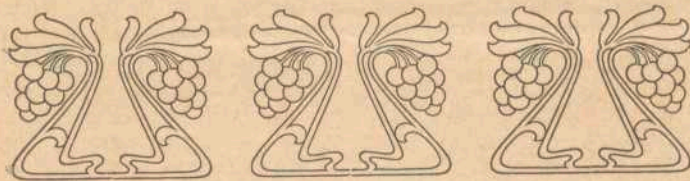
Im Januar d. J. hätte ein neuer Reichstag gewählt werden müssen; wegen des Krieges wurde die Wahl verschoben. Wir sind der Ansicht, daß der vor dem Kriege gewählte Reichstag tatsächlich nicht mehr die Vertretung des deutschen Volkswillens ist. Mit der Stellungnahme der Reichstagsmehrheit zu den wichtigsten Lebensfragen des Vaterlandes können wir nie und nimmer übereinstimmen. Gerade in der größten Schicksalsstunde unseres Volkes einmal einen Verzichtfrieden dem geschlagenen Feinde anzubieten und dann Parteiinteressen in den Vordergrund zu stellen, ist eine unverzeihliche Gefährdung des Vaterlandes. Es fehlt den Leuten von der Mehrheit das rechte Verantwortlichkeitsgefühl. Ungemeßenen Schaden fügen sie durch ihr unverantwortliches Treiben dem deutschen Volk und seiner Zukunft zu.

Krone und Regierung befinden sich dem wachsenden Uebermut der Reichstagsmehrheit gegenüber in einer Zwangslage und das zu einer Zeit, wo wir nach dem Zeugnis unseres Hindenburg günstiger dastehen denn je zuvor. Krone und Regierung brauchen einen starken Rückhalt im Volke, sonst können sie allein nicht Herr der Lage werden. Für eine kraftvolle Reichspolitik ist auch ein kraftvolles Werkzeug nötig. Ein solches Werkzeug ist eine große, auf weiteste vaterländische Kreise gestützte Volkspartei. Darum ist die deutsche Vaterlandspartei gegründet worden, um das deutsche Vaterland in der größten und ernstesten

Stunde deutscher Geschichte vor dem Erbübel der Uneinigkeit und Parteilung zu schützen. Alle vaterländischen Kräfte ohne Unterschied der politischen Parteilstellung sollen sich in dieser Partei vereinen; sie ist eine Einigungspartei; sie will nichts weiter, als zur Erzielung eines guten Friedens den Siegeswillen stärken, den inneren Streit bis nach dem Friedensschluß vertagen und den Burgfrieden wieder herstellen helfen; sie will nichts anderes, als was zu Beginn des Krieges der Kaiser ausgesprochen hat und was ihm die Parteilführer durch Handschlag bekräftigt haben.

Die Partei ist unsere Hoffnung; und wir sind der festen Ueberzeugung, daß diese Hoffnung nicht trügen wird. Vor allen Dingen muß der in unseren Feinden durch die Friedensangebote geweckte Glaube an Deutschlands baldigen inneren Zusammenbruch sterben; unsere Feinde müssen den Eindruck gewinnen, daß das Deutschland im Innern genau so stark und unzerstörbar ist wie das Deutschland an der Front.

Darum muß uns die Vaterlandspartei so sympathisch sein, daß sie das Vaterland über alles stellt.
Ernst Büchel.



Ist kein Bismarck da?

Es geht ein großend Tausen
Hin durch den Sachsenwald,
Das wie des Meeres Brausen
Dummpf donnernd widerhallt,
Das wie ein wildes Wetter
Erzittern läßt die Luft:
Wach auf! Wach auf, o Ketter,
In deiner stillen Gruft!

Wach auf aus deinen Träumen!
Fürst Bismarck, werde wach!
Das Rauschen in den Bäumen,
Es tönet Tag für Tag:
„Das Haus, das du gebauet,
Vom Feuer ist's umloht;
Das Reich, wie du's geschauet,
Von Feinden ist's bedroht.“

Noch steht dein Haus in Schöne,
Das Reich in stolzer Pracht;
Es halten Deutschlands Söhne
An Deutschlands Grenzen Wacht.
Und aller Feinde Scharen
Es bringen nicht zu Fall;
Sie mußtens stets erfahren:
Fest steht der deutsche Wall.

Und unsern blauen Jungen
Ist rings auf weitem Meer
Manch kühner Streich gelungen,
Und England seufzet schwer;
Ihm brachte Deutschlands Flotte
So manches Ach und Weh;
Das U-Boot macht zum Spotte
Die Weltherrschaft zur See.

Und hörtest du ein Rauschen
Nicht tönen aus der Luft,
Dem oft du mußttest lauschen
In deiner kühlen Gruft?
Das sind die Fliegerhelden
Mit Rot und Tod und Brand.
Von ihrem Tun zu melden
Weiß Englands ferner Strand.

Doch ach, daheim entzweien
Sie sich im eignen Haus;
Der Hader der Parteien,
Er bricht von neuem aus.
Das hemmt den Siegeswillen,
Das lähmt die deutsche Kraft,
Das ist es, was im Stillen
Uns bitt'res Leiden schafft.

Gib statt der vielen Männer
Uns, Schicksal, einen Mann,
Der uns're Zeit, den Kenner,
Den toll'n, zügel'n kann,
Der trifft der Hydra Köpfe,
Die uns bedräng'n mit Gift,
Und der daheim die Böpfe
Mit scharfem Streiche trifft.

Wach auf aus deinen Träumen!
Fürst Bismarck, werde wach!
Das Rauschen in den Bäumen,
Es tönet Tag für Tag:
„Auf, schwing dich in den Bügel
Und stürme durch das Land,
Erfass des Reiches Bügel
Mit deiner Eisenhand!“

Sie schmied'ten gern die Ketten,
Die keine Kraft zerreißt;
Mein Deutschland, dich erretten
Kann nur ein Bismarckgeist.
Der Geist muß ferner streiten:
Sonst heißt es einst mit Recht:
Wohl waren groß die Zeiten,
Doch klein war ihr Geschlecht.

Fr. Winkel.

Plattdeutsche Familiennamen.

Von Fr. Winkel.

Glücklicherweise hat sich plattdeutsche Sprache und Art in unserm Mecklenburg, wie überhaupt in Norddeutschland, erhalten, wenn auch gar vieles davon schon untergegangen oder in unüberwindlichem Unverstand leichtsinnig aufgegeben worden ist und Anfechtungen gar mancher Art von allen Seiten gekommen sind. Waren es doch nicht bloß Oberdeutsche, die vielfach die Absicht vertraten, das Niederdeutsche müsse ganz und gar, nicht nur als Literatursprache, sondern auch als Volkssprache, völlig verschwinden. Verlangte z. B. doch noch 1834 Ludwig Wienborg, ein geborner Altönaer, also, wie schon sein Name bezeugt, ein Mann von echt plattdeutscher Herkunft, die vollständige Ausrottung des Plattdeutschen, „das den weitaus größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland zu einer Unmündigkeit, Roheit und Ideenlosigkeit verurteilte, die von dem Zuflande der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise abstehe“.

Ganz anders urteilte dagegen Bürger, der Dichter der „Leonore“, über den Wert der plattdeutschen Sprache, der er wegen ihres Wohlklangs und ihrer Regelmäßigkeit den Vorzug vor der hochdeutschen einräumte; und J. H. Voß benutzte seine plattdeutsche Muttersprache sogar schon in seinen Gedichten, unter denen sich bekanntlich zwei Idyllen in plattdeutschen Hexametern befinden.

Es ist ja erklärlich und nur natürlich, daß unser Wesen und unsere Sprache allmählich durchseht worden ist von allerlei Fremdem; aber so manches hat sich doch in seiner Eigenart rein erhalten bis auf den heutigen Tag.

So erinnern an die alte Zeit, da Plattdeutsch den ganzen Norden unseres deutschen Vaterlandes beherrschte, da es nicht nur die allgemeine Umgangssprache, sondern auch die Sprache der Behörden, der Kirche und der Schule war, auch noch die plattdeutschen Familiennamen, die sich, wenn auch viele wohl im Laufe der Zeit, da allmählich das Hochdeutsche die Herrschaft gewann, eine hochdeutsche Form angenommen haben mögen, heute noch in stattlicher Anzahl bei uns vorfinden. Man durchblättere nur die Personenregister in den Staatshandbüchern der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, und man wird sich leicht von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen.

Wie überhaupt bei den Familiennamen, so lassen sich auch bei den plattdeutschen verschiedene Gruppen unterscheiden. Da kommen zunächst Vornamen als Familiennamen vor, sodann Vornamen in Verbindung

mit andern Wörtern, namentlich Eigenschaftswörtern; ferner trifft man Namen, denen ursprünglich körperliche Eigentümlichkeiten des Benannten zu Grunde lagen; wieder andere sind Benennungen der Beschäftigung; noch andere sind genommen aus der Tier- und Pflanzenwelt und der umgebenden Natur oder von Körperteilen und allerlei Gerätschaften oder von verwandtschaftlichen Verhältnissen, während manche Familien nach ihrem Wohnort benannt oder endlich gar mit Spottnamen (Ekelnamen) belegt wurden.

Plattdeutsche Vornamen, die auch als Familiennamen vorkommen — von hochdeutschen Formen ist hier meistens ganz abgesehen, wenngleich sich beide Formen ja oft decken —, sind z. B. Barteld, Barthel, Diedrichs, Franz, Otto, Hinrichs, Hinz, Hinzpeter, Heine (Roseform von Heinrich), Pagel, Peter, Peters, Peterfen, Curth (?), Fernand, Kunz und Kunze und Runge (von Konrad), Martens, Maz, Matthis und Matthes (von Matthias), Wilhelm, Wilhelms, Wilcke, Dreves, Henning, Wolther, Eggers, Jürgens, Lüders, Martins, Martinfen, Michels.

Vornamen in Verbindung mit andern Wörtern, namentlich Eigenschaftswörtern, sind Grotjohann, Lüttjohann, Könnpagel und andere.

Auf körperliche Eigentümlichkeiten und Eigenschaften, Gestalt, Größe, Farbe, Besitz und dergl. deuten folgende Namen hin: Blankschän, Bruhn, Bruhns, Brunfort, Cordt und Kort und Korth, Dröge, Frahm, Gehl, Gode, Godekopp, Godemann und Gothmann, Godenrath, Gothknecht, Grell, Gries und Griesse, Grotefend, Groth, Grothkopp, Grotlaß, Havemann, Hinkfoth, Klähn, Klänfoth, Klooß, Klock, Kluth, Kloth, Kortüm, Krückmann, Krufe, Langmann, Langpaap, Lefknecht und Lemknecht, Lüdemann (Lüttmann), Lüth, Lüde, Niemann, Ollmann, Ollrock und Ollrogg, Quade, Nasch, Nisch, Niek, Niekhoff, Niekmann, Rohde, Ruge, Ruhlif, Schlapmann, Schwindt, Stolt und Stolte, Stolderfoth, Suhr, Töppel, Witt, Witte, Wittkopp, Wittfoth, Wittmütz, Wöhler.

Am, Beschäftigung oder Handwerk spiegelt sich wider in den Namen Ballschmieter, Boekmann, Börger, Bötter, Böttcher, Bröler, Brüggemann und Brüggmann, Budmann, Buhr, Bumann, Burmeister und Burmeister, Diedmann, Dräger, Dreher, Döcher, Kölenmeister, Kopmann, Köster, Kröger, Kuhlmann, Küter, Voepel, Möller, Niebuhr, Paap, Pieper und Pieper, Pieschmann, Pohlmann, Keeschläger, Roeper, Röwer, Säbeler, Schippmann, Schlüter, Schmidt, Schmieter, Schoknecht, Schomann, Schomacher, Schriewer und Schriever, Schröder (vgl. schrotea, plattdeutsch schroden), Schütt, Schütte, Schult, Soltmann, Timmermann, Uplegger, Utnemer, Vagt.

Aus der Tier- und Pflanzenwelt und der umgebenden Natur sind folgende Namen genommen worden: Appel, Barkholz, von Behr, Behrbom, Blohm, Bohm, Bohn, Bull, Dannappel, Dau, Dieckhoff, Döfel, Dreßahl, Drenthman, Düffert, Duve, Fadlamm, Fahl, Fehlhaber, Gößel, Hohn, Hahn und von Hahn, Hamel, Haester, Hecht, Hingst, Hundt, Imm, Imming, von Katt, Ketelhohn, Kiemitt, Knebusch, von Knobloch, Knüppel, Knust, Rohardt (Hirt?), Kruth, Vohff, Kettelblatt, Kettelbeck, von Meibohm, Mieg, Muhs, Pogge, Preen (Pfriemen) und von Preen, von Puttfarcken, Stoppel, Sump, Uhl, Voß und von Voß, Wienbarg, Wulf.

Die Namen von Körperteilen und Gerätschaften finden sich wieder in Behn, Biebad, von Biel, Bruse, Diestel, Fuß, Hoth, Jäckstock, Knaack und Knaf, Raben, Regel, Ketel, von Ketelhot (Wappen: drei Kesselhüte, metallene, helmförmige Kopfbedeckungen ohne Visier), Knoop, Kopp, Kohlmeß, Korff, Lucht, Neese, Pegel, Peck, Pieler, Piesch, Nietpietich, Schacht, Schmoldt, Booth, Both und Foth.

Auf verwandtschaftliche und Familienverhältnisse weisen hin die Namen Brüdigam, Fründt, Altschwager, Wäsch.

Wie so manche Ortsnamen hochdeutsch auch als Familiennamen vorkommen, wie Schwerin, Penzlin, Malchow, Mirow, Dornitz, Granzow, Siggelkow, usw., so deuten auch wohl folgende Namen auf den Wohnort hin: Appelhagen, Babendererde, Beckmann, Böken-

hagen, Beher, Böhm, von Bork (Borgel-Burg), Buddenbrock (buten 't Brok?), Gordschagen, Dehn, Ellerhusen, Frese (Friesse), Godenschwager (einer aus Godenswege oder guter Schwager?), Goldenbohm, Holtshusen, Habschagen, Hollandt, Hasselbring und Hasselbrink, Hinborg, Husfeld, Kieffe, Kieffeier, Kiefeld, Kohnfeld, Kohnhagen, Kohnhof (und wohl auch Kohnhoff), Kreienbrink, Krog, Möhlenbrock, Niehus und Niehusen, Nieland, Nienkarl, Oldach und Oldag, Pohl, Preuß, Oldörp, Piepenbrink, Ruß, Saß, Westphal, Wienbarg, Wienhusen.

Doch auch ursprüngliche Ekelnamen, mit denen vielleicht ihre ersten Träger verspottet und gehänselt wurden, finden sich zum Teil heute noch als Familiennamen, wie z. B. Düvel und Düvell, Fleischreter, Fretwurft, Griephan, Kohnfreder, Kühlenbieter, Spetbeer, Suhrbier, Stoppsack, Tunn, Babendreier, Bradhering, Böseflesch, Krumbügel, Plograd.

Außer diesen Namen gibt es noch eine große Menge Familiennamen, die jetzt ganz oder zum Teil in hochdeutscher Form auftreten, denen man aber ihre plattdeutsche Herkunft leicht ansieht, z. B. Dahl, Dahlmann, Könnbeck, Könnfeld, Oldenburg, Hollnagel, Flaßhaar, Susemihl, Rahmmacher (einer, der den Namen macht, bei der Taufe den Namen gibt)*. Denn wie die Gelehrten oft ihren Namen eine lateinische Form gaben (Rudolf — Rudolphi, Ernst — Ernesti) oder sie gar ins Lateinische und Griechische übersetzten (Müller — Mylius, Schwarzerd — Melancthon), so schämten sich auch wohl manche Bürger ihres plattdeutschen Namens und gaben ihm ein hochdeutsches Gewand, oder es taten dies die Beamten, wenn es galt, derartige Namen niederzuschreiben.

Auch die nachstehenden Namen, die vielleicht im Laufe der Zeit manche Wandlung, namentlich in betreff der Schreibung, durchgemacht haben und dadurch nicht immer leicht verständlich sind, tragen unverkennbar ein plattdeutsches Gepräge: Lichtwardt, Frohriep, Fruhriep und Fruriep, Kasbohm, Koop, Ledderboge, Ollenschläger, Schickendanz, Sellschopp, Tiedt, Tonagel, Twesten, Wedderkop.

So weisen auch die plattdeutschen Familiennamen darauf hin, daß unsere plattdeutsche Muttersprache einst als ebenbürtige Schwester neben dem Hochdeutschen da stand und daß sie auch heute noch nicht verdient, als Afschenputtel angesehen zu werden, sondern als das Dornröschen, das nach langem Schlummer erwacht ist zu einem neuen und schönen Leben.

Hindenburg = Worte.

Man tut seine Pflicht, und dieser Gedanke der Pflichterfüllung überstrahlt alles.

*

Ueber dem Wohl des Einzelnen steht das Wohl der Gesamtheit, das Wohl des Vaterlandes. Der Deutsche opfert sich ihm frei und edel.

*

Einig im Innern sind wir unbesieglich.

*

Das unerschütterliche Zusammenhalten aller Stände hat uns die bisherigen großen Erfolge gebracht und sichert uns den Endsieg.

*

Wir kennen keine Uebermacht.

*

Nicht Worte sondern Taten führen uns zum Ziel. Bei dem festen Siegeswillen unseres Volkes muß unser Werk gelingen.

*

Schwer ist die Zeit, aber sicher ist der Sieg!

(Aus der Hindenburg-Nr. der Kriegszeitung der 4. Armee.)

*) Eine altmecklenburgische Pastorenfamilie dieses Namens in Mecklenburg-Strelitz deutet ihren Namen in dieser Weise.

Auch ein Wort zur Reformationsfeier.

„Am Ende wurde die protestantische Freiheit zur Freiheit vom Christentum. So mußte denn auch endlich bei den gläubigen Protestanten das Bewußtsein darüber erwachen, daß die durch die Tatsachen der Reformationsgeschichte bedingte negative Haltung gegenüber dem Katholizismus, welcher eben an der objektiven Seite des Christentums festhielt, nun wieder aufzuhören habe, um statt dessen die beiden Konfessionen gemeinsamen Grundlagen des christlichen Glaubens ins Auge zu fassen, und gegenüber den Angriffen des antichristlichen Zeitgeistes sich zur gemeinsamen Abwehr zu verbinden.“

Nun, ich meine, dies aus dem Jahre 1875 stammende Wort eines frommen und deutschen Mannes*) sollte uns auch heute im Jahre 1917, wo wir das 400jährige Reformationsjubiläum feiern, eine rechte Mahnung sein. Gewiß sollen

offenbarten Heilswillen Gottes über die Menschheit, und andererseits dürfen wir nicht verkennen, daß auch der Katholizismus mancherlei besondere Vorzüge hat, wie wir Protestanten vollauf anerkennen müssen. Der Katholizismus von Luther's Zeit, heute ist nicht mehr der Katholizismus von Luther's Zeit, wo er in Uberglauben, äußerliche Wertgerechtigkeit und Barbarei versunken war. Man braucht nur an Tegel's Widerwärtigen Ablasshandel zu denken, und dazu an die fittliche Verwilderung der katholischen Mönche und Priester, wie sie in den Briefen der Dunkelmänner genugsam geschildert ist. Auch der Katholizismus hat sich innerlich erneuert, und so ist es denn an der Zeit, daß beide Bekenntnisse die Streitart wider einander begraben, und in Erkenntnis der ihnen gemeinsamen Grundlage sich einigen zum Kampfe wider das ungöttliche, heidnische Wesen und die Gottes- und Kirchenfeindschaft, die sich auch jetzt noch mitten im Kriege unter uns breit macht. Stehen nicht Protestanten und Katholiken brüderlich nebeneinander im Schützengraben, rufen sie nicht in der Not beide den einen Gott und Vater



Winterlandschaft.

und wollen wir uns der herrlichen Luther-Tat, oder besser der Gottes-Tat durch Luther freuen, die wir die Reformation, die Erneuerung des deutschen Christentums, nennen, aber wir wollen uns durch diese unsere Freude nicht zur Ueberhebung über unsere katholischen Mitchristen verleiten lassen oder gar zu gehässigen Angriffen wider sie. Der „Burgfriede“, den der Kaiser im Anfang des Krieges verkündet hat, gilt auch im Verhältnis der christlichen Bekenntnisse untereinander und zwar hier nicht nur für die Kriegszeit, sondern auch demnächst für die Friedenszeit. Allzulange schon hat der konfessionelle Hader unser Volk zerissen und innerlich und äußerlich geschwächt. Auch unsere katholischen Mitchristen suchen — so es ihnen nur ernst ist mit ihrem Christentum — Gott von ganzem Herzen, wie auch wir Protestanten es tun, und wir und sie beten Gott in gleicher Weise im Geist und in der Wahrheit an. Gewiß glauben wir Protestanten, in manchen Stücken eine reinere Erkenntnis Gottes zu haben, als unsere katholischen Mitchristen, aber in der Hauptsache sind wir doch mit ihnen einig, nämlich in dem Glauben an den in Christo Jesu ge-

unseres Herrn Jesu Christi an! Und zu Verwundeten und Sterbenden kommt in gleicher Weise ein katholischer und ein evangelischer Geistlicher stützend und tröstend und die Gnade Gottes verkündend, und zwar ohne Unterschied, ob es evangelische oder katholische sind. — Und ferner: wie manch ein evangelischer Soldat hat sich am katholischen Feldgottesdienst erquickt, und wie manch ein katholischer am evangelischen. Und singen unsere Feldgrauen da draußen nicht gemeinsam das eine deutsche Schutz- und Trutlied Luthers: „Ein feste Burg ist unser Gott“, mögen sie evangelische (Lutheraner oder Reformierte) oder katholische (katholische oder Reformierte) oder Reformierte. In anderen aber Freiheit, in allen Dingen aber die Liebe. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ heißt es, und weiter heißt es: „Gott siehet das Herz an“. Er fragt nicht nach den Formen, in denen das Herz anbetet, sondern ob das Herz überhaupt anbetet, ob in dem Herzen ein Verlangen nach Gott brennt, und eine heiße Sehnsucht, frei zu werden von aller Sünde, Schwachheit und Unvollkommenheit. Unsere Widersacher sind nicht unsere frommen Mitchristen, sondern die Gottesverächter, die Gottesleugner, die Gottespöter, die Gott-Entfremdeten, die Gott-Löser. Darum sei uns denn das Reformationsfest ein Anlaß — nicht die Fehde mit den Katholiken zu erneuern — sondern die Gemeinschaft mit ihnen anzubahnen, und ihnen über alles Trennende hinweg in wahrem Geist christlicher Liebe die Hand zu reichen, wie wir denn versichert sein

*) Das Wort stammt von Konstantin Frantz (geb. am 12. September 1817), einem Manne, der zwar ein Gegner Bismarcks und der bismarckischen Politik war, der aber doch ein rechter getreuer Eckart des deutschen Volkes war, ein von höchstem sittlichem Ernste erfüllter Prophet, dessen zu gedenken wir jetzt im Weltkriege, wo wir vor allem um ein besseres Deutschland ringen, alle Veranlassung haben, wie denn seiner bei der Wiederkehr seines 100 jährigen Geburtstages in den Zeitungen vielfach gedacht ist.

können, daß auch unter den deutschen Katholiken sich ein redlicher Wille regt, die Gemeinschaft mit uns Evangelischen zu suchen. Wenn dann der äußere, lang ersehnte Friede kommt, dann soll auch Friede sein unter den christlichen Bekenntnissen im Innern Deutschlands, auf daß mehr und mehr die Gottesbotschaft in Erfüllung gehe: „Friede auf Erden.“ —
Raimund Eberhard.

Adventszeit.

Es herbstet, leiser Regen fällt.
Schon will der Tag sich frühe neigen,
Nings Nebel aus den Gründen steigen
Und hüllen grau die weite Welt.
Die weite Welt, so kahl und leer,
Die Winde rauh darüber wehen,
Mit braunem Laub die Wälder stehen,
Und trübe Wolken lasten schwer.
Ein Rabenschwarm krächzt über mir. —
Wart nur, es wird nicht lang mehr dauern,
Dann zieht mit Sturm und Hagelschauern
Der Winter ein in sein Revier!
Doch ob der Winter dräuet sehr,
Nicht will doch scheinen hier auf Erden,
Horch, Glockenklänge hoch und hehr!
Ein Kindlein soll geboren werden.
Schon glänzet hell von fern, von fern
Die Weihenacht mit ihrem Lichte.
Da wird des Winters Nacht zu nichts.
Sei mir gegrüßt, o Weihnachtsstern!

Raimund Eberhard.

Die strategische Bedeutung der Eroberung der Rigaer Bucht.

Von Major von Strauß.

Mit der Eroberung von Riga und der ihm vorgelagerten Bucht mit ihren Inseln hat Deutschland einen Flottenstützpunkt gewonnen, der ihm gestattet, die gesamte Ostsee unter seine Aufsicht zu nehmen und gleichzeitig den Eingang zum Finnischen Meerbusen zu verriegeln. War die Position dieser vorliegenden Inselgruppe in unserer Hand, dann war die äußerste Nordflanke unserer Nordfront gut gesichert, dann war ferner die Möglichkeit gegeben, von dem Küstenplatz Dünaburg aus mit dem dahinterliegenden Riga ein Seebrücke des Ostens zu machen. Die russische Flotte, die im Finnischen Busen auf der Reede von Kronstadt liegt, ist damit zur Untätigkeit verdammt und Petersburg vom Meere abgeschlossen. Die deutsche Flotte hält nun die Wacht auf dem äußersten Nordflügel im Osten, und den vereinzelt auftretenden englischen U-Booten wird damit die Lust zu Unternehmungen ohne jede Basis genommen.

Als unsere siegreiche 8. Armee mit ihrem linken Flügel an der Küste südlich Katharinenbad Halt machte, und dann dem auf den Höhenzügen nördlich der Livländischen La verschanzten Gegner bei dessen Erkundungsvorstößen nur mit Kavallerie entgegentrat, glaubten die Feinde nicht ohne Berechtigung vorläufig unsern Vormarsch gesperrt zu haben. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, daß ein weiterer Vorstoß besonderer Vorbereitungen auf unserer Seite bedurft hätte. Die Insel Desel blieb der rechte, weit hinausgeschobene Pfeiler der russischen Verteidigung und mußte aus mehreren Gründen zu Fall gebracht werden. Zunächst waren wir nicht die Beherrscher des Meerbusens, in welchem wir nicht einmal über die Fahrstraße nach Dünaburg verfügten, so lange die Insel Desel wie ein zweites Helgoland die Einfahrt sperrte und als Stützpunkt feindlicher Kriegsschiffe dienen konnte. Die englisch-russischen Befestigungen auf den Alandsinseln, die nur 200 Kilometer nördlich der Insel Desel und Dagö liegen, sind durch unsern Besitz der Rigaer Bucht in ihrer strategischen Bedeutung ausgeschaltet, und die rund 60 Kilometer breite Ausfahrt aus dem Finnischen Meerbusen der russischen Flotte, soweit diese überhaupt noch aktionsfähig, verschlossen

worden. Mit der Gesamtposition von Riga zu Wasser und zu Lande ist daher der wichtigste militärische Stützpunkt an der östlichen Ostsee in unsere Hände gefallen und sind dadurch alle englischen Ostseeläne vereitelt. Dieselbe stellt gerade diesem mächtigsten Lande gegenüber, das so gern beherrschend in der Ostsee festen Fuß fassen wollte, ein Faustpfand von größtem Wert dar. Der Wert der Rigaer Bucht wird daher, ganz abgesehen von ihrem strategischen Wert für die weitere Kriegsführung, auch bei den späteren Friedensverhandlungen entscheidend in die Waagschale fallen und alle englischen und französischen Geländegewinne an unserer Westfront verblissen lassen. Rußland hat zu Gunsten von Kronstadt und Petersburg versäumt, die Rigaer Bucht nach Gebühr auszubauen und besonders stark zu befestigen, obgleich für Rußland selbst ein starker Unterstützungspunkt in der Rigaer Bucht wichtiger gewesen wäre, als in dem, abseits von durchgehendem Seeverkehr liegenden Finnischen Meerbusen mit Kronstadt. Erinnert man sich aber daran, was die deutsche Marineverwaltung aus Ölands und Seebrügge, also Plätzen mit weniger günstigen Vorbedingungen, zu machen verstand, so kann man erst recht ermessen, nicht was der Verlust Rigas und seiner Bucht für Rußland, sondern was deren Besitz für uns bedeutet, besonders im Hinblick auf die englischen Ansiedlungspläne in der Ostsee.

Die Küstenbefestigungen Rußlands gehören sämtlich zu den Festungen zweiten und dritten Grades. Man schränkte in neuerer Zeit ihre Zahl erheblich ein und wollte sogar so wichtige Plätze wie die Flottenbasis von Sweaborg in Finsland, sowie den erst 1905 mit 356 Millionen Mark vollendeten Kriegshafen Libau nebst den befestigten Anlagen von Dünaburg ganz auflassen. Weitere Stützpunkte im Finnischen Meerbusen sind Wiborg und Baltischport. Der gute Hafen Reval besitzt nur ganz veraltete Befestigungen und ist den Winter über durch Eis verschlossen.

Wenn Kiel und Riga jetzt die Eckpfeiler der maritimen Stellung in der Ostsee genannt werden können, so haben sie auch offenbar eine unmittelbare offensive Kraft gewonnen. Diese könnte sich gegen die, entgegen dem internationalen Vertrag durch England und Rußland besetzten Alandsinseln richten und damit Schweden von einem jahrzehntelang gefühlten Alp befreien. Die jetzt verfügbar gewordenen Seestreitkräfte könnten sich aber auch andere Operationsziele wählen.

Aus alledem erhellt, daß die Einnahme Rigas nicht allein ein starker örtlicher Erfolg ist, sondern daß ihr auch England gegenüber eine wichtige politische Bedeutung zukommt und für uns in strategischer Beziehung zur See ein Vorgang bleibt, dessen Tragweite noch nicht abzuschätzen ist. Außerdem eröffnet der russische Rückzug im Rigaabschnitt die Möglichkeit, die russische Nordfront aufzurollen und das Hinterland zu bedrohen.

Herbstsonne.

Wieder fallen bunte Blätter,
Und die düstern Wolken ziehn:
Traurig-trübes Herbsteswetter. —
Zauberjonne, willst du fliehn?

Nein, du wirst uns nicht verlassen,
Gottes Sonne, Lebensquell!
Weichet, wilde Wolkenmassen!
Wärmespender, strahle hell!

Sende deine Feuerpfeile
Durch des Nebels dichten Wall,
Graue Schleier schnell zerteile,
Bringe Licht dem Erdenball!

Leuchte uns im Völkerstreite,
Herbstesonne, siegreich, kühn!
Bleibe unser Weggeleit,
Wenn auch Blümlein nicht mehr blühn!

Wenn die kahlen Bäume träumen,
Sende deinen Siegeschein
Ohne Bögen, ohne Säumen
Tief ins deutsche Herz hinein!

Friedrich Warde.

Schickt Bücher, Hefte, auch die Mecklenburgische Heimat ins Feld!

„Für Ihre letzte Sendung danke ich wieder von Herzen. Es sind wirklich immer sehr nette Hefchen, die Sie senden, und ist meine Abbonnentenzahl eine recht große. Sie tun hiermit viel mehr Gutes, als wenn Sie einige Mark für den Bücherfonds geben, denn ich merke es hier täglich, selten kommen die richtigen Bücher in die richtigen Hände, und manches dicke Buch ist mit recht leerem Inhalt vollgedruckt.“ (Aus dem Feldbriefe eines Mecklenburgers.)

Röniginnen.

Von Karl Wilhelm Friedrichs, Rostock.*

Nächtlicher Weile kam mir ein Gesicht:
Im Frühlingschein her von England schritt ein Weib,
In Gold und Purpur eingehüllt den Leib,
Umfunfelt von der Krone Strahlenlicht.

Hartlächelnd sah sie über Mord und Brand,
Die schwelend füllten weit der Erde Raum,
Hob sorgsam ihres Mantels roten Saum,
Und gellend klang es über Meer und Land:

„Fluch Deutschland! Auf dein Haupt der Weltentrieg!
Nur du hast dieser Hölle Blut entfacht,
Nichts anderes hast seit langem du gedacht —
Anechtung der ganzen Welt, das will dein Sieg!“

Dann griff sie tief in ihres Purpurs Grund
Und streute Gold in breiten Wogen hin,
Und rings die Völker haschten den Gewinn
Und lauschten gierig weiter ihrem Mund.

„Fluch Deutschland! Aller Völker Haß und Harm!
Entmenscht führst du den Krieg, aus roher Luft
Stemmt du den Fuß dem Schwachen auf die Brust. —
Helfst, Völker, helfst! Die Freiheit schützt mein Arm.“

„Fluch Deutschland? Nein — ich fluche Preußen nur!
Sein Geist nur ist es, der die Welt zerfleischt;
Der deutschen Stämme Zukunft selbst erheischt:
Zerstäuben muß von Preußen jede Spur!“

Und wieder flog das Gold von Land zu Land. —
Doch sieh! Da stand ein zweites Weib am Meer,
Schwarz das Gewand, Gestalt und Antlitz hehr,
Im Waffenschmuck, den Schild in starker Hand.

Gedämpft erst sprach sie, dann mit Donnerton:
„Von meiner Kinder Grab bin ich geeilt,
Das Herz in Leid und Arbeit schwer geteilt,
Weil du mich schmähst und meinen stärksten Sohn.“

„Britannia, wisse: Er und ich sind eins —
Zu neuem Leben weckte mich sein Ruf
Aus langer Todesnacht, und was er schuf,
Das troht auch dir und deiner Welt des Scheins.“

„Denn Trug nur ist, Britannia, deine Welt!
Die Völker täuscht dein Gold, dein Heuchelwort —
Wann wagst du je der Freiheit Fels und Hort?
Du bist es, die die Welt in Ketten hält.“

„Ein Drittel fast der Menschheit fronet dir,
Doch weiter geizest du nach Gold und Macht,
Wer widerstand; den senkest du in Nacht,
Selbstzucht nahm längst dir jeder Ehre Zier.“

„Auf Leichen ruht dein Thron — dein Purpurrot
Ist Blut — gedenke Irlands, denk der Frauen,
Der Wundenkinder, die in heim'schen Gauen
Gebettet ein dein Freund, der Hungertod.“

„Demselben Freund gabst du bei uns die Wacht;
Du wolltest, daß auch wir in langen Reih'n
Die zarten Kindlein sollten betten ein,
Nachdem auch sie der Hunger still gemacht.“

„Unholdin in beschmutztem Purpurkleid —
Du lägst, daß ich entflammt den Weltenbrand,
Dein Reid hat ihn gelegt von langer Hand —
Der ew'ge Richter gebe den Entscheid!“

Nach diesem Wort zog eine Fülle Lichts
Von Osten her wie heller Wahrheit Schein
Und wob Germania in Strahlen ein —
Das Purpurfrauenkleid zerging in Nichts.

* Ginevra, eine Tragödie des Herrn Verfassers wird nach Weihnachten ihre Erstaufführung im Rostocker Stadttheater erleben. Wir werden noch auf das Stück zurückkommen.

Oberst von Bork.

Erzählung von Ernst Büchel.

(10. Fortsetzung.)

„Ich wurde hinausgeschickt. Mir war zumute, als sollte mein Todesurteil gesprochen werden. Wie beklagte ich nun, daß ich bisher so wenig fleißig gewesen war, denn ich befürchtete, man würde mich nach dieser jämmerlichen Probe meines Wissens wieder nach Hause schicken, zurück in die unleidlichen, alten Verhältnisse, davor graute mir.“

„Wie atmete ich dankbar auf, als ich bald darauf wieder hereingerufen wurde, und der Direktor mir in mildmahnendem Ton eröffnete: „Deine Kenntnisse weisen große Lücken auf, und es bedarf Deiner vollen Anstrengung, um sie auszufüllen.“

„Ich konnte bleiben! — Ich war bereit, die heiligsten Eide zu schwören, daß ich in Zukunft der fleißigste Mensch der Erde sein wollte.“

„Br. Bergstädter nahm mich gleich mit auf die 2. Stube. Es war Arbeitszeit. Ein kleiner dürrer Mensch mit zurückgekämmtem langem, schwarzem Haar, tiefliegenden Augen, mit schwarzem Vollbart, blaß und hohlwangig, erhob sich hinter dem Lehrertisch, tuschelte kurz mit Bergstädter und verließ fast unhörbar die Stube.“

„Da ich noch keine Schularbeiten zu machen hatte, gab mir Br. Bergstädter ein Buch — natürlich ein naturwissenschaftliches.“

„Noch zweier Episoden an diesem für mich so bedeutungsvollen und überaus eindrücklichen Tag will ich erwähnen.“

„Wir Zweiten standen, mit Schlafrocken angetan, winzigen Mönchlein gleichend, auf dem Flur vor unserer Stube und warteten auf die Ersten, um mit ihnen auf den Schlafsaal zu gehen, denn Br. Bergstädter hatte anscheinend keine Zeit gehabt, uns hinauszubringen.“

„Der gewissenhafte Christian seiner Seniorenpflicht eingedenk, stand neben mir, um — wenn erforderlich — die nötigen Aufklärungen zu geben.“

„Endlich tauchten in dem dunklen Gang, rechts der Glode, die Ersten auf, langsam zwei und zwei gehend. Hinter ihnen schritt feierlich und gemessen, im schwarzen Lutherrock, das bartlose Gesicht in ernsthafter Falten gelegt, die Augen streng und wachsam auf die ihm anvertraute Knabenschar gerichtet, der Aufseher der ersten Stube und angehende Missionar, Br. Penigka.“

„Außer den theologisch gebildeten Stuben- und Klassenlehrern wurde jede Stube noch von einem Laienbruder, der aus irgend einem praktischen Beruf herkam und sich an der Riescher Missionsschule für den Missionsdienst oder das Amt eines Reisepredigers vorbereitete, beaufsichtigt.“

„Penigka winkte uns, zu folgen, und so schlossen wir uns ihm an, zwei und zwei gehend, langsam steigend.“

„Harmlos stieß ich Christian an und fragte ihn, auf Penigka zeigend:

„Wie heißt dieser Bruder?“

„Der gewissenhafte Christian wand sich in Aengsten und machte warnend: „Pst, pst!“ Aber schon drehte sich Penigka um, und im schönsten Theaterpathos mit rollendem R grollte es durch das schweigende Treppenhaus:

„Welcher Prolet wagt es, die ehrwürdigen Gejeze dieses Institutes zu durchbrechen?“

„Es ist der Neue, Konrad von Bork,“ stammelte Christian erbleichend. „Er weiß noch nicht Bescheid.“

„Mein Sohn,“ grollte es von neuem, während Penigkas Gesicht einem zerknitterten Vogen Papier gleich, und seine Augen drohend auf mich gerichtet waren, „merke es Dir ein für allemal, die Hausgesetze dürfen nicht überschritten werden.“

„Ich sah die steigenden Gesichter der Ersten und wollte mich nicht einschüchtern lassen, trotzig verteidigte ich mich: „Aber wenn ich sie doch nicht kenne!“

„Du mußt sie kennen!“ donnerte es mir entgegen, und als mir — gereizt durch seinen unnötig lauten Ton — ein freches: „So, ho!“ entfuhr, schmetterte es mir fortissimo entgegen:

„Hinunter, Du Sünder, Du wirst eine Strafarbeit machen!“

„Mir traten vor Empörung die Tränen in die Augen, in den Reihen der Ersten erhob sich ein Murren.“

„Würdevoll wandte sich Penigka um:

„Wollt Ihr auch eine Strafarbeit machen?“ fragte er unheilverkündend.

„Da wurde der wackere Christian mein Retter.“

„Bitte, Br. Penigka, wollen Sie nicht lieber Br. Niedberg entscheiden lassen? Ich glaube, er ist noch auf seinem Zimmer.“

„Nede, wenn Du gefragt wirst!“ knurrte der Gestrenge, aber schon klang seine Stimme wie liebliches Gesäusel; die Nennung des direktorialen Namens war ihm sichtlich unangenehm.

„Penizka hob seinen langen Zeigefinger und sah mich durchdringend an:

„Ich will noch einmal gnädig sein, Du Sünder,“ kispelte er fast; „Und nun, marsch, zu Bett!“

„Als ich mich zu meinem Bett zurechtgefunden, Schlafrock, Hose und Strümpfe abgelegt hatte, und eben unter die Decke schlüpfen wollte, kam Penizka auf Zehenspitzen zu mir, und flüsterte mir ins Ohr:

„Der Herr sieht es gern, wenn man knieend betet und um Vergebung seiner Sünden bittet. Du hast allen Grund dazu.“

„Recht verständnislos muß ich den Bruder angestarrt haben. Beten und Knieen? Das war bisher meine Sorge nicht gewesen. Zu Hause wurde zwar bei Tisch vor dem Essen gebetet. Das war Familiensitte, Sache des guten Tons, ebenso wie der Kirchenbesuch. Daß es Herzenssache gewesen wäre, vermag ich nicht zu behaupten. Und dann war mir vor Jahren einmal ein Sprüchlein gelehrt worden, das ich abends vor dem Einschlafen beten sollte. Ich hatte es schon längst vergessen; und wenn die Mutter, gelegentlich sich ihrer Pflicht erinnernd, eilig in mein Schlafzimmer sah und fragte: „Hast Du auch schon gebetet?“, dann sagte ich: „Ja.“

„Hier nun sollte ich nicht nur beten, sondern auch dazu niederknien. In meinem dummen Kinderverstand dachte ich: „Der liebe Heiland wird jetzt gewiß nicht meiner Acht haben“; aber, da ich ernsthaft glaubte, das gehöre zu den ehrwürdigen Hausgesetzen, und ich auch andere Knaben knien sah, so kniete auch ich seufzend nieder, ohne zu wissen, was ich beten sollte.

„Wie lange ich gekniet habe, weiß ich nicht; plötzlich wurde meine Schulter berührt und jemand fragte mich im Flüsterton:

„Du bist wohl inschlafen, mein Jung?“

„Die heimatischen Laute berührten mich angenehm, ich sah auf und sagte völlig ernst:

„Ich soll beten!“

„Und jetzt sollst Du schlafen! Marsch, in die Falle!“ Klang es befehlsmäßig zurück.

„Es war der Lehrer, der die Schlafsaalwache hatte, ein Norddeutscher von der Waterlant.

„Ich kroch gehorsam ins Bett, aber so müde ich mich fühlte, einschlafen konnte ich nicht, ganz im Gegensatz zum vorhergegangenen Abend.

„Ich überdachte die Erlebnisse des verflossenen Tages. Was hatte ich erlebt, wieviele interessante Menschen, mit denen ich nun jahrelang zusammenleben sollte, hatte ich kennen gelernt! Den Direktor und seine Gattin, die Schwester Trautvetter und den Bruder Knorr hatte ich lieb gewonnen; vor Bruder Vergstädt fehlte mir noch die Achtung und den Bruder Penizka konnte ich nicht leiden. Von den Knaben war mir bis jetzt nur Christian Rambach nähergetreten; ich wollte mit ihm treue Kameradschaft halten, wenn mich auch seine schulmeisterliche Art zurückstieß. Und fleißig wollte ich sein; diesen Voratz hatte ich früher nie gehabt, eine Lust sollte mir das Lernen sein, nicht eine Last wie früher; dem Direktor mußte ich doch Freude machen. Ob sich die Eltern auch freuen würden?

„Die Eltern — die Heimat!

„Gestern war noch der Vater bei mir, ein Stück Heimat, in der wir Menschen nun einmal mit allen Wurzeln haften, heute war ich allein, meilenweit von der Heimat, fern von meinen zwei- und vierbeinigen Kameraden, meinem grünen Wald, dem stillen See, der wunderschönen Stadt. Ganz allein lag ich hier im fremden Land zwischen hundert fremden Knaben. Ein nie gekanntes, wehes Gefühl griff an mein Herz und preßte es zusammen; ich mußte aufschluchzen, und die heißen Tränen liefen mir über die Waden.

„Da richtete sich in dem Bette rechts von dem meinigen, das in einer Ecke stand, eine hagere weiße Gestalt auf und sah regungslos zu mir herüber.

„Ich vergaß für den Augenblick den Heimwehschmerz und beobachtete in dem matten Licht der Nachtlampe, die über dem Mittelgang hing, an dem unsere Betten standen, neugierig den geheimnisvollen Menschen.

„Jetzt schlug er geräuschlos das Deckbett zurück und schob langsam die dünnen Beine heraus, immer den Blick auf mich gerichtet.

„Mir wurde ängstlich zumute: was wollte der Mensch von mir?

„Jetzt stand er an meinem Bett und beugte sich mit prüfenden Augen zu mir herab; noch sehe ich das lange bartlose, runzlige Gesicht vor mir.

„Jetzt sank er in die Knie und begann mit leiser, eintöniger Stimme zu beten. Aus den Nachbarketten reckten sich die Köpfe: „Pst! Ruhe!“ schwirrte es zu uns herüber; aber der geheimnisvolle Beter ließ sich in seiner Andacht nicht stören.

„Sein Gebet war kurz, es galt mir. Der Heiland wurde angefleht, mir den Heimwehschmerz zu nehmen und mich in der Fremde nicht allein zu lassen.

„Nach dem „Amen“ stand der Beter auf, beugte sich wieder zu mir herab und flüsterte mir in einem glücklichen, entschienenen Ton zu: als sei das Gebet ein Allheilmittel gewesen: „Nun wirst Du schlafen können!“

„Sprachs und kroch wieder geräuschlos in sein Bett.

„Das war doch die größte Ueberraschung dieses so ereignisreichen Tages für mich.

„Der geheimnisvolle Beter war Jonatan Lindenbein gewesen; das Mädchen für alles; der Mann, der eigentlich Nacht um Nacht für uns wachte, aber gerade dies eine Mal eine freie Nacht hatte.

„Als Kind erschien mir die Handlungsweise des wackeren Nachtwächters wunderbar genug, und ich muß mit Scham eingestehen, daß ich auch einmal wie ein rechter, ungezogener, dummer Junge darüber gekult habe. Als Mann lernte ich Lindenbeins gute Absicht schätzen und ich danke ihm noch heute dafür; er war fest davon überzeugt, seine Christenpflicht erfüllt, eine heilsame Tat vollbracht zu haben. War seine Handlungsweise auch pädagogisch nicht klug — wer wollte das dem ungelehrten, einfältigen Manne vorwerfen — Lindenbein gab mir von dem Besten, was er hatte, und das war mehr wert als die feinste pädagogische Methode.“

Bord schweig erschöpft; er nahm den Hut ab und strich sich mehremale über die heiße Stirn, über das weiße Haar. Er war völlig von der Erinnerung gefangen genommen.

Die Dämmerung hatte lautlos ihre Schleier über Meer und Wald ausgebreitet. Von unten tönte das gleichmäßige Plätschern der Wellen herauf. Durch die Baumtronen strich leise der Wind, und die Abenddämmerung kam.

Bord setzte den Hut wieder auf; es fröstelte ihn, als er in die Wirklichkeit zurücktrat.

„Lassen Sie uns gehen, meine Herrschaften!“ schlug er vor.

Schweigend gingen wir zu dem kleinen Bahnhof mitten im Walde, um das Büglein nach D. zu benutzen.

Am nächsten Tage suchte uns Bord auf, mit einem Paket unter dem Arm.

„Sie haben gestern so geduldig zugehört,“ sagte er, „daß ich wohl annehmen darf, daß Frau Gemahlin und Sie sich für den Fortgang meiner Erzählung interessieren werden. Sehen Sie hier“ — und er widelte das Paket aus — „habe ich schon vor Jahren meine Erlebnisse niedergeschrieben. Wenn es Ihnen recht ist, lasse ich das Manuskript zur gelegentlichen Lektüre hier.“

Seine Augen glänzten, und die verwitterten Waden röteten sich von der inneren Wärme, er lebte wieder ganz in der Vergangenheit. Wir selbst waren viel zu sehr interessiert, als daß wir nur aus Höflichkeit sein Angebot, aus dem doch viel Vertrauen sprach, angenommen hätten.

Stodend fügte er hinzu:

„Wenn ich mal nicht mehr bin, mein lieber P., vielleicht könnten Sie's veröffentlichen?! — Wie oft habe ich schon daran gedacht, meine Erlebnisse herauszugeben, denn sie berühren doch manche einschneidende Erziehungsfrage, aber ich habe es bisher nicht über das Herz gebracht; es erschien mir fast wie ein Verbrechen, das, was mich innerlich auf das tiefste bewegte, dem Urteil der Öffentlichkeit preiszugeben. Und doch schwieg der Wunsch nach Veröffentlichung nie, wenn ich sah, welche verkehrten Bahnen so viele Erziehungsmethoden einschlugen. — Also, mein lieber P., wenn ich mal nicht mehr bin“ — er zwinkerte mir mit den Augen zu — „und natürlich vorausgesetzt, daß es des Druckes wert ist —!“

Bärtlich strich er über das Manuskript, dann gab er es mir.

So manchen Abend haben meine Frau und ich zusammengeessen und uns von dem alten Oberst erzählen lassen. Seine etwas verschörkelte, steife, aber deutliche Schrift machte uns die Lektüre angenehm.

Bord hat noch in alten Tagen den höchsten Wunsch seines ehrlichen Soldatenherzens erfüllt gesehen, er hat für Kaiser und Reich auf Frankreichs blutgetränkten Fluren den Heldentod gefunden. Ein schöneres Dementmal konnte ich dem edlen Helden nicht setzen, als durch die Veröffentlichung seiner Erlebnisse.

Ich fahre da fort, wo Bord mit seinem mündlichen Bericht stehen geblieben ist.

* * *

Und dann begann ein völlig neues Leben für mich. So sehr ich erst mit dem Vater gehadert hatte, daß er mich den gewohnten Kreisen entriß, so dankbar war ich ihm jetzt dafür.

Zwar, auf die Bequemlichkeiten daheim, auf das ausgezeichnete reichliche Essen, das angenehme Sichgehenlassen, das Junge = Herr = Benutzen mußte ich verzichten. Von Bequemlichkeiten war hier keine Rede mehr; eine Extrawurst wurde mir nicht gegeben, ob Prinz oder Handwerkerjohn — alle waren gleich. Der Schlafsaal blieb im Winter

ungeheizt, — eine blecherne Schüssel benutzte ich zum Waschen — wie oft war in den Krügen das Wasser gefroren, weiche Sessel und Teppiche gab es nicht; das Essen war spartanisch einfach; an das von den übriggebliebenen Resten zusammengekochte Mus, das den verdächtigen Namen „Wochendred“ hatte, und das es Sonnabends gab, habe ich mich nie gewöhnen können; nur am Sonntag erfreute uns ein guter Braten; Rücksicht auf den jungen Herrn Baron wurde nicht genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Heidgraw!

Up wiede Heid, dor steit ne Hangelbark:
Dei Harmstwind brust; dei Stamm freit fast un stark,
Doch ut dei Kron sackt Blatt up Blatt heraw. — —
Nicht an denn Stamm en einsam Helsengraw.
Dat Krüz ligt daal, dei Bläder deden 't dicht;
Un keiner weit, wer dor begrawen ligt.

J. Dahnke.

Dei Blindsliek.

Ja bün dei Blindsliek — Hartworm heiten
Mi dei, dei dat nich beter weiten,
Sei schugen mi as böse Snaken,
Verwesseln mi mit giftig Braten;
Sei laten gruglich Sprüch mi reden,
Dat in dei Itern Weig in Frieden
Ja nich dei Rinner laten mücht.
Un dorbi bün id doch nich slicht,
Ja leew blot von lütt Wörm un Sniden,
Denn Döst still id mit Wüttenliden,
Un Minschenfleisch un Minschenblaud
Tau nehmen, fehlt mi Lust un Maud.
Un doch, wenn mi dei Minschen seihn,
Denn is dat mihrst üm mi gescheihn,
Gliek nah en Schacht gript Lütt und Grot:
Denn bösen Hartworm slagen 's dod.
Dat kümmt, wil id so lies möt slieten,
Und kann nich grad tau'n Hewen kiesen,
Nicht hoch mi richten un nich zeefen,
As dat dei Adder het in 't Wesen:
Wenn dei dei Minschen ut nich trugen,
Sei lopen doch, wil sei ehr schugen. —
Ja bün dei Dütsche; Michel heit id,
Un dat mi keiner mag, dat weit id.
Dat weit id nu, doch harr id sacht
Wör vier Johr dor noch nich an dacht.
Ja hew besocht mit all un jeden,
Tau lewen ümmertau in Frieden;
Un nix gewünn id sünt dorbi,
As dat nu allens gegen mi!
Wo hew id minen Buckel bagen,
Min Zippelmütz vör jeden tagen,
Un möt doch keinen mi tau Fründ!
Nu, wo dat dor up anklümmt, sünd
Sei all mi gram, un jedwerein
Will nu dat Ledder mi beseihn!
Wat hew id blot för Leeges dahn,
Dat all sei fiendlich tau mi stahn?

O dütsche Michel, glöw mi dat,
Du heit di väl tau slietig hat,
Heit tau väl Rücksicht ümmer nahmen,
Büßt väi tau väl entgegengamen!
Harrst du di upricht, forsch un driesst,
Den bösen Fiend dei Zähnen wiest,
Nicht slufig as ne Blindsliek sieten,
Spröht keiner hüt von din Verbreken!
Doch noch is 't Lied! Du krigst ehr dal,
Nu nütz dien Kräft, un wies di mal
Ganz forsch, un lat ehr so antreden,
Dat du ehr updrückst dinen Frieden,
Dat keiner je denn Maud wat finnen,
Mit di noch einmal antaubinnen!

Fritz Kähler.

Berichtigung.

In dem Aufsatz „Die Reformation in Mecklenburg“ (Nr. 12) muß es heißen: S. 102, Z. 17 v. o. auch statt auf; S. 102, Z. 15 v. u. Marinus statt Mariens; S. 104, Spalte 2, Z. 20 v. u. Eisleben statt Wittenberg.

Selten günstiges Weihnachtsangebot
E. Brunne mann,

Der Meistertrunk.

Eine Rothenburger Geschichte.
Statt 2 Mark nur 1 Mark.
!Neue tadellose Exemplare!

Major von Strantz,

Die Funkentelegrafie == im jetzigen Kriege. ==

Preis 2 Mark.

Kaufungen-Verlag :: Rostock i. M.

Für den Weihnachtstisch!

Die neue Heimat.

Ein mecklenburgischer Heimatroman von Ernst Püschel.

Zeitfragen, Berlin: Der Roman zeigt uns, wie einer eigentlich nur in der Landschaft — nicht in der Großstadt — Heimat und durch sie Kraft zu neuem Leben gewinnt. (Folgt ein ausführliches Eingehen auf den Inhalt des Romans.) Nun hat er seine wahre Heimat gefunden. Keine neue Heimat, sondern die alte seiner tiefen und ahnenden Sehnsucht, die anfangs nur auf falschen Pfaden schritt. Aus dem schwärmerischen „Lichtbringer“, der doch nur geborgtes Licht hatte, ist ein Leuchtender geworden, und das ist mehr!.. Die Gestalten sind mit der Kraft eines Polenz herausgearbeitet, zugleich aber auch in eine Weihe der Stimmung getaucht (ich verweise nur auf das Pfarrgarten-Idyll), die an Storm erinnern mag. Kernig und durchaus gesund, morgendlich leuchtend, hier und da humorvoll bis zur Ausgelassenheit (dabei doch vornehm), echtes deutsches Leben: das ist der Gesamteindruck, den das Buch auf mich gemacht hat.

281 Seiten, in feinem biegsamen Leinenband.

Menschen von gestern.

Eine Familiengeschichte von A. Pilot. :: Geb. 4.50 Mark.

Das vorlezte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war Grenzland zwischen zwei Zeitaltern. Es hat nun einen eigenen Reiz, sich dorthin zurückzuversetzen. In Zeiten, die wir Menschen von heute als etwas längst Vergangenes fühlen. Mit großer Kunst, die so unaufdringlich ist, daß man sie als ganz selbstverständlich empfindet, ist die Lebensstimmung der achtziger Jahre in diesem Buche eingefangen. Wie ein feiner Duft aus der Vergangenheit umspielt es uns beim Lesen. Die Sprache ist sorgfältig angepaßt. Fremdwörter sind angewendet, wo sie damals durchaus gebräuchlich waren. Das Beste an dieser Familiengeschichte ist die schlichte Wahrhaftigkeit und Treue in der Darstellung. Wirkliche Menschen treten uns entgegen, Menschen, wie sie vor 25 und 30 Jahren, als sie noch jung und schon alt waren, lebten, liebten, litten und — starben. Und eine Fülle von ernstern und drolligen Erlebnissen zieht an uns vorüber, prachtvoller Humor entfaltet sich. So in der Schilderung des Rostocker Studentenballes und des Neuenburger Schützenfestes. Nicht zuletzt sei der Liebe gedacht. Es wehen starke und reine Leidenschaften gleich Feuerflammen durch diese Blätter, — kurzum, die Familiengeschichte hat Stil, und man möchte wünschen, daß sie sich ein gutes Plätzchen in der deutschen Familie erobert.

Kaufungen-Verlag, Ernst Püschel, Rostock i. Meckl.

Was hat Luther in dieser Kriegs- und Notzeit dem evangelisch-lutherischen Pfarrer in Deutschland zu sagen?

Von

Univ.-Professor D. Fr. Hahagen.
Preis für 1 Exemplar 2.— Mark.

Jeder Kirchlichgesinnte müßte diese Schrift lesen.

Das Panier des Kreuzes.

Ein Kaiserwort über des deutschen Volkes Weltstellung
und seine Mission an die Völker der Erde.

Von Geheimrat Prof. D. L. Schultze-Rostock.

15 s.

Im unterzeichneten Verlag erschienen

Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit!

br. 5 Mk. Von Friedrich Meyer. geb. 6.50 Mk.

In unseren Tagen, wo nicht nur die Friedensfrage auf aller Lippen liegt, sondern auch der Wunsch nach Frieden in aller Herzen glüht, dürfte kaum ein Buch von größerem Interesse sein als das vorliegende. Dem Herrn Verfasser war darum zu tun, durch seine Ausführungen in den großen sittlichen Fragen des menschlichen Daseins klärend zu wirken und für den echten Friedensgedanken als der Verkörperung der sittlichen Weltordnung begeisterte Mitarbeiter und Mitkämpfer zu finden.

Verlag E. W. Püschel (Kaufungen-Verlag) Rostock.

Schriften von Prof. D. Grönmacher-Erlangen (früher Rostock).

Unsere Gefallenen	15 s
Flammen Gottes	20 s
Unser Kaiser	30 s

Meine sämtlichen Büros befinden
sich in

Rostock, Langestraße Nr. 87.

Die Fernrufnummer 1775 bleibt
die gleiche.

E. W. Püschel.

Unterstützt

D. M. H.

Es könnte nicht genug bedauert werden, wenn das große schöne Mecklenburg, das einen Blücher, eine Königin Luise, zwei Moltke, einen Reuter, einen Brinckman und so viele andere hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht hat; in dem dem Geist eine so wertvolle Pflegestätte beschieden ist; in dem Handel und Gewerbe blühen — kein Heimatblatt, das zugleich auch ein echtes deutsches Familienblatt ist, haben soll. Was in den anderen deutschen Bundesstaaten, was in den preussischen Provinzen Gemeingut geworden ist, was neben Bibel, Gesangbuch und Kalender zum eifernen Bestand einer jeden Hausbibliothek gehört — ein Heimatblatt —, muß auch in Mecklenburg möglich sein, diesem so verkannten und doch so herrlichen Land.

Ein Heimatblatt soll ein getreuer Spiegel heimatischer Geschichte und Kultur sein, es soll die Liebe zur Heimat wecken und festigen — die Aufgaben sind so hohe und erstrebenswerte.

Der Verlag bittet die verehrten Leser, auch fernerhin den durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnissen Rechnung tragen zu wollen. Die Schriftleitung hat aus dem Leserkreis so manche herzerfreuende Zustimmung und Anerkennung gefunden, daß sie getrost und gestärkt in das neue Jahr gehen kann.

Schriftleitung u. Verlag der Mecklenburgischen Heimat.

Friedenswünsche

Von Geheimrat Prof. D. Walther-Rostock.

Jedes Heft 10 s

1. Was entscheidet über des Krieges Ausgang?
2. Ich der Herr!
3. Wofür die Opfer des Krieges?
4. Das neue Deutschland.

Die 2. Auflage von Professor Hahagen's
ausgezeichneter Schrift:

Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau.

Preis 1.— Mark.

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hindenburg.

Von Lic. Stammer-Rostock. 20 Pfg.

Im 3. Tausend erschien:

Hilfsprediger Bertram, der Dieb.

Erzählung von Ernst Püschel.
elegant kartoniert, Liebhaberformat.

Preis 70 Pfg.

Sehr geeignet für Feldsendungen.

Billige Bücher!

Wir hatten Gelegenheit, aus einer Privat-Bibliothek die folgenden Werke zu kaufen und bieten diese unseren Lesern zu den beigegebenen Preisen durch unser Antiquariat an. Sämtliche Bücher sind so gut wie neu, im Originaleinband, und eignen sich für Geschenkzwecke. Porto zu Lasten des Bestellers.

Antiquariat der Kaufungen-Buchhandlung.

- Algenstaedt, Skizzen aus dem Schwesternleben, statt 3,— Mk. 1,50 Mk.
 Auf Hindenburgs Spuren, W. Polit, statt 1,25 Mk. 0,70 Mk.
 Blau, Bergsegen, statt 4,— Mk. 2,— Mk.
 Dr. Bongart, Reise des Kronprinzen, statt 4,50 Mk. 2,25 Mk.
 Bernhard, Die Fackel, statt 4,50 Mk. 2,25 Mk.
 Brennefarn, Gotteswege und Menschenwege, statt 2,50 Mk. 1,25 Mk.
 Büttner, Ich und meine 5 Jungen, statt 4,— Mk. 2,— Mk.
 Bley, Horridoh, statt 2,— Mk. 1,— Mk.
 Bram, Der Ruf des Lebens, statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
 Bräufau, Vater ich rufe dich! statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 Bofinger, Stuhlverstopfung, statt 1,40 Mk. 0,70 Mk.
 Bräufau, Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 — Vorwärts mit Gott, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 Christiansen, Die Kinder der Sünderin, statt 3,— Mk. 1,50 Mk.
 Dose, Friedlieb, statt 4,80 Mk. 2,40 Mk.
 Donnert, Aus den Höhen und Tiefen der Natur, statt 4,— Mk. 2,— Mk.
 — Die Welt für sich und die Welt mit Gott, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 — Das Weltliche im Wandel der Zeit, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 — Naturgesetz, Zufall, Vorsehung, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 — Das Geheimnis des Lebens, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 — Christus und die Naturwissenschaft, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 Dryander, Das Vaterunser, statt 2,50 Mk. 1,25 Mk.
 — Mission und Vaterland, statt 0,20 Mk. 0,10 Mk.
 Dullmann, Mit der Garde im Osten, statt 3,— Mk. 1,50 Mk.
 Deutschlands Arbeit in Rumänien, statt 1,20 Mk. 0,60 Mk.
 Eitner, Der Lumpenhanne, statt 1,25 Mk. 0,60 Mk.
 Ebert, Am Sterbelager der evangelischen Kirche, statt 2,— Mk. 1,— Mk.
 Feldmann, Paris gestern und heute, statt 2,— Mk. 1,— Mk.
 Guttman, Männerkrankheiten, statt 2,50 Mk. 1,25 Mk.
 Glage, Der rechte Kriegermann, statt 2,— Mk. 1,— Mk.
 Grastorff, Die Garibalddrosche, statt 1,50 Mk. 0,75 Mk.
 Harnack, Auslese der Tüchtigen, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 Heiliges Brauen, Skizzen und Geschichten, statt 1,50 Mk. 0,75 Mk.
 Hindenburg, der Retter der Ostmarken, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 Haugwig, Gräfin, Kochbuch für Magenfranke, statt 2,50 Mk. 1,50 Mk.
 Hedin, Nach Osten, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 Herz, Eßbuch für Magenfranke, statt 1,80 Mk. 0,90 Mk.
 Henze, Bis hierher hat uns Gott gebracht, statt 1,20 Mk. 0,60 Mk.
 Hunzinger, Kriegspredigten, statt 1,— 0,50 Mk.
 — Das Christentum, statt 1,50 Mk. 0,70 Mk.
 Halbert, Die Sängerin hinter dem Vorhange, statt 3,— Mk. 1,50 Mk.
 Hirschfeld, Der japanische Garten, statt 6,— Mk. 3,— Mk.
 Hoffner, Gideon, der Arzt, statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
 Hippel, Der unbekannte Gott, statt 5,50 Mk. 2,75 Mk.
 Herzmann, Erickson, Dalbuhof, Roman, statt 3,— Mk. 1,50 Mk.
 Hilbert, Nießches Herrenmoral und die Moral des Christentums, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 — Kunst und Sittlichkeit, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 — Moderne Willensziele, statt 1,25 Mk. 0,60 Mk.
 — Christentum und Wissenschaft, statt 2,— Mk. 1,— Mk.
 — Ersatz für das Christentum, statt 1,50 Mk. 0,75 Mk.
 Heichen, Abenteuer der Luft, statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
 Imberger, statt 1,50 Mk. 0,50 Mk.
 Jünger, Revanche, statt 6,— Mk. 3,— Mk.
 — Die lieben Vetter, statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
 — Die Gröfste unter Ihnen, ein Frauenleben, statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
 Jordan, Die Wahrheit über die Ursache der Teuerung, statt 0,50 Mk. 0,25 Mk.
 Kapherr, Drei Jahre in Sibirien, statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
 Keller, Der Brief an die Koloffen, brosch., statt 1,40 Mk. 0,70 Mk., geb. statt 2,20 Mk. 1,10 Mk.
 — In der Kirche, statt 4,— Mk. 2,— Mk.
 — Ein Höhenweg, statt 4,— Mk. 2,— Mk.
 — Sein Eigen, statt 4,— Mk. 2,— Mk.
 — Naturwissenschaft und Bibel, statt 0,50 Mk. 0,25 Mk.
 — Die Auferstehung des Fleisches, statt 3,— Mk. 1,50 Mk.
 — Das geschlechtliche Problem in der Kinderstube, statt 0,75 Mk. 0,30 Mk.
 König, Dr. Martin Luther, statt 1,80 Mk. 0,90 Mk.
 Kutter, Ihr seid alle Brüder, statt 0,40 Mk. 0,20 Mk.
 Dr. Kronmeier, Haarpflege, statt 0,60 Mk. 0,30 Mk.
 Katscher, Der Steinwurf, statt 0,20 Mk. 0,10 Mk.
 Kuhn, Wie einer ein Missionar geworden ist, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 Maximilian Kern, Das Auge des Zoo, statt 8,— Mk. 4,— Mk.
 Krämer, Serpentino, der Schlangenmensch, statt 1,— Mk. 0,50 Mk.
 Krohn, Albertine, statt 3,— Mk. 1,75 Mk.
 Krämer, Sei ein Mann, statt 1,80 Mk. 0,90 Mk.
 Landsberg, Der Geist der Gesetzgebung, statt 0,90 Mk. 0,50 Mk.
 Lug ins Land, statt 2,50 Mk. 1,25 Mk.
 Limbach, Was hat uns der gegenwärtige Krieg zu sagen, 0,80 Mk.
 Lugwig, Das neue Kochbuch für Zuckerfranke, statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
 Kinzler, Die biblischen Altertümer, statt 2,75 Mk. 1,30 Mk.
 Landsberg, Der Geist der Gesetzgebung 1888—1913, statt 0,90 Mk. 0,40 Mk.
 Stredner, Was ist Energie?, statt 3,— Mk. 1,50 Mk.
 Schmidt, Mannhaftes Christentum, statt 0,80 Mk. 0,40 Mk.
 Sellshopp, Statt Erbsünderlehre und Pädagogik, statt 1,20 Mk. 0,60 Mk.
 Stein, Vom Markt des Lebens, statt 1,20 Mk. 0,60 Mk.
 Stille, Die Entstehung des Weltkrieges, statt 0,30 Mk. 0,15 Mk.
 Singer, Emil, Das Geschlechtsleben des Mannes, statt 3,50 Mk. 1,75 Mk.
 Stoeker, Die Kirche und die Frauenfrage, statt 0,50 Mk. 0,20 Mk.
 Stillfried, In Lust und Land, statt 3,— Mk. 1,50 Mk.
 Spielhagen, Problematische Naturen, 2 Bde., statt 10,— Mk. 5,— Mk.
 Schönaich, Carolath, Dichtungen, statt 1,85 Mk. 0,90 Mk.
 — Dichtungen aus Moll, statt 4,— Mk. 1,85 Mk.
 — Thaumwasser, statt 4,— Mk. 1,85 Mk.
 Scheffel, Der Trompeter von Säckingen, 0,30 Mk.
 Theile, Kleinleben in großer Zeit, 0,75 Mk.
 Dr. Schenk, Psychologie, 1,60 Mk.
 Tolzien, Der Weltkrieg und der lebendige Gott, statt 0,20 Mk. 0,10 Mk.
 Wandel, Der Wunderglaube, statt 0,90 Mk. 0,45 Mk.
 Boehlmann, Erfolge im Leben, statt 3,— Mk. 1,50 Mk.
 Roth, Für zwei in einem Topf, statt 4,— Mk. 2,— Mk.
 Reuter, Hanne Räte, statt 4,— Mk. 2,— Mk.
 Rade, Unsere Pflicht zur Politik, statt 0,85 Mk. 0,45 Mk.
 Dr. v. Roreg, Diderits Weltanschauung, statt 1,50 Mk. 0,75 Mk.
 Tramm, Im Lande der Jugend, statt 5,— Mk. 2,50 Mk.
 Walter, Das älteste und das neueste Christusbild, statt 1,20 Mk. 0,60 Mk.
 Wir treten zum Beten vor Gott dem Gerechten, Predigten und Ansprachen, statt 0,50 Mk. 0,25 Mk.
 Philipp, Adams Wiederkunft, 2,— Mk., geb. 3,— Mk.

Die deutsche Vaterlandspartei

ist der Bund aller deutschen Männer, Frauen und Jungfrauen **ohne Rücksicht auf Lebensanschauung, Stand und politische Parteirichtung**, die einen Frieden wünschen, der unseren Opfern an Gut und Blut, unseren Waffenerfolgen und unserer Verantwortung für die Lebensbedingungen unserer kommenden Geschlechter entspricht. Um unsere Fahne sollen sich alle ohne Unterschied in unserem geliebten, bis zum heutigen Tage herrlich großen Vaterlande scharen, die **auch nach diesem Kriege als freie Menschen für sich und ihre Familie und nicht als Sklaven unserer grausamen und raublustigen Feinde arbeiten und sorgen wollen.**

Die deutsche Vaterlandspartei

will unseren Segnern beweisen, daß deren einzige Hoffnung auf unsere innere Uneinigkeit und kleinmütige Schwäche niemals in Erfüllung gehen wird. Nur dann, wenn England und seinen Vasallen diese letzte Hoffnung geraubt wird, werden sie endlich von der Verblendung ablassen, uns einen Frieden aufzwingen zu können, der nach ihrem Willen unser Verderben sein soll. **Dann aber, auch nur dann, wenn unsere Feinde sehen, daß alles, was deutsch ist, nicht nur an der Front, sondern auch in der Heimat von unbeugsamem Siegeswillen durchdrungen ist, werden sie die Waffen, mit denen sie uns überfallen haben, strecken und mit uns als einem ebenbürtigen Gegner verhandeln.**

Darum wird uns die Vaterlandspartei nicht nur einen deutschen Sieg, sondern auch einen deutschen Frieden bringen. Darin erblicken wir die Krönung und das Ende unserer Arbeit für unseres Volkes Leben und Freiheit.

Jeder, der sich der deutschen Vaterlandspartei anschließt, hilft zum endlichen siegreichen Frieden. Je schneller wir in die Reihen der Mitglieder der **deutschen Vaterlandspartei** treten, desto eher werden wir den Frieden haben, den wir im Grunde unseres Herzens alle wünschen, den Frieden, der jedem Einzelnen und damit unserem ganzen Volke nicht nur die Lebensmöglichkeit, sondern auch die Lebensfreudigkeit sichert. In dem Geiste, der dem Ernste dieser Entscheidungstunde entspricht, rufen wir daher alle unsere Mitbürger in Stadt und Land zum Beitritt bei der **deutschen Vaterlandspartei** auf und bitten auch Sie herzlich, Ihre Anmeldung so schnell wie möglich auf der beiliegenden Postkarte zu vollziehen. Den Beitrag von 1 Mk. bitten wir an Herrn Kaufmann Friedrich Krefst, Schwerin, Schloßstraße, zu senden bzw. auf unser Konto bei der Landw. Zentraldarlehnskasse für Deutschland, Zweigstelle Schwerin i. M., zu überweisen.

Landes-Verein der deutschen Vaterlandspartei für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin.

Der Vorstand.

Generalleutnant v. Haeseler.

Lehrer Sakschenbrecker.

Gutsbesitzer Bod.

Oekonomierat Burmeister.

Kaufmann Krefst.



Das Blatt erscheint während des Krieges monatlich einmal, sonst zweimal. Viertel-
jährlicher Bezugspreis 50 Pfg.; von 3 Stk. an freie Zusendung.
Auf je 10 Stk. 1 Freieigentum.

Anzeigenpreis für die viergespalt. Kleinzeile 16 Pfg., bei Wiederholungen Ermäßigung.
Alle Zuschriften sind an den unterzeichneten Herausgeber zu richten.
Zahlungen auf Postcheckkonto Hamburg Nr. 9265 erbeiten.

Nr. 14.

Dezember-Nummer.

1917.

Weihnachten im vierten Jahre des Weltkrieges.

Von D. Fr. Hachagen, Rostock.

Der furchtbare Widerspruch zwischen Weihnachten und Weltkrieg bewegt uns tief in schweren Erschütterungen unsres Gemüts. — Dort in der heiligen Nacht erschallt der Lobgesang der himmlischen Heerscharen „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Hier in dieser unheiligen Nacht wird der Name Gottes mit Schreissen und Schmach ohne Maß und Zahl auf Erden entheiligt. — Anstatt des Friedens auf Erden, streiten die Völker in grim-migem Haß bis zum Tode wider einan-der. — In seinem ein-geborenen Sohne, der Mensch wurde, ruht des Vaters Wohlgefallen auf den Menschen; aber jezt schreit es überall in Gedanken und Gefühlen, in Worten und Taten, daß Gott sein An-ge-sicht in Mißfallen von der Menschen-welt abwendet. — Worin liegen die letzten Ursachen die-ses grauenvollen Unheils, an dem die Menschheit zu ver-derben droht? —

Wir sind berechtigt und gewohnt, die ersten Ursachen der Entzündung des Weltkrieges in dem Reide, der Rach-sucht, der Vändergier und ähnlichen Leidenschaften unserer Feinde zu sehen, dürfen aber bei diesen zu Tage liegenden, handgreiflichen Beweggründen nicht stehen bleiben. Der eigentliche Feuer-herd liegt tiefer und ist scheinbar aus ge-rechterem Material aufgebaut. Denn so viel jene Leiden-schaften mitgeholfen haben — eine genau-ere Untersuchung führt zu dem sicheren Ergebnis, daß un-ser Hauptfeind und seine Trabanten we-sentlich aus grund-sätzlichem Miß-trauen gegen Deutschland und aus Furcht vor Deutschland diesen Krieg gegen uns entflammten. —

Freilich hat das geeinigte* deutsche Reich seit seiner Auf-richtung fast ein hal-bes Jahrhundert hindurch, trotz vieler Anreizungen zu kriegerischem Vor-gehen, seine feste



Die Geburt Christi. Nach Schnorr von Carolsfeld.

Friedensliebe in Wort und Schrift, in Taten und Beiden bündig, unwiderleglich vor aller Welt erwiesen; aber unsere Feinde behaupten, Deutschland brenne darauf, sich die Weltherrschaft mit List zu erschleichen oder mit Gewalt zu erringen. Dies redete man dort sich so lange vor, bis man es selbst glaubte und ein grundsätzliches Mißtrauen gegen Deutschland sich daraus gebildet und in den Gemüthern verfestigt, auch die Herrschaft errungen hatte. Wenn nun der hohe Aufschwung des deutschen Reiches und Wesens auf allen geistigen und äußeren Gebieten sich überall geltend machte und wahrgenommen wurde und fest stand, daß er schrankenlosen Eroberungsplänen dienen solle und diene, so mußte dies doch jeden Nichtdeutschen mit Furcht vor Deutschland erfüllen! Daher bleibe anderen Völkern, wenn sie nicht erdrückt werden wollten, nur der Weg offen, so lange es noch an der Zeit sei, bei der ersten günstigen Gelegenheit mit möglichst vielen Bundesgenossen über Deutschland herzufallen und seine drohende Macht zu vernichten, ehe sie alles Andere vernichte. Offenbar ist es jenen Volksführern und Volksverführern unter unsern Feinden gelungen, diese, aus Mißtrauen angehegte Furcht ihren Volksmassen einzupflücken und sie dadurch zu Kriegswut gegen uns zu entflammen mit all den grausamen Begleiterscheinungen, die nirgends mehr überhand nehmen, als dort, wo Mißtrauen und Furcht regieren. Die Erinnerung wird sich dabei aufdrängen, daß in mehreren der uns feindlich gegenüber stehenden Völker von jeher die aus Mißtrauen entzündete feige Furcht, nach dem begründeten Urteil ihrer eigenen und auswärtiger Geschichtsschreiber, sich in grausamen, grauenvollen Untaten gegen ihre eigenen Volksgenossen Luft machte. Zug und Trug dienen dabei dem fanatischen Haß und der Mordlust so ungehemmt, daß diese vulkanischen Ausbrüche der Volkswut zugleich das Handzeichen des Lügners und Mörders von Anfang unterkennbar, grell und abschreckend enthüllen. — Allgemein bekannt ist, daß in der Geschichte des französischen Volkes unter manchen anderen ähnlichen Vorgängen die Bartholomäusnacht, die Septembermorde und die Schreckenszeit in der ersten, der Kommune-Brand in der dritten Republik den Beweis dafür bringen. In solchen Paroxysmen weiß das französische Volk vor grundsätzlichem Mißtrauen nicht mehr aus noch ein, sieht in elender, feiger Furcht Alles, was ihm vorkommt, auch das Unschuldige und Wohltätige, als Todfeind an und vernichtet es grausam unter Spott und Hohn, so daß eigene Volksgenossen über das große französische Volk das Urteil abgaben: Halb Affe, halb Tiger! — Italienische Geschichtsschreiber neuerer Zeit (z. B. Ferrari, in französischer Ausgabe „Histoire des révolutions d'Italie, Paris, 1857–1858“) haben sich die Mühe gegeben, zahlenmäßig festzustellen, wie viele Bürgerkriege, Blutbäder, Massenmorde in den italienischen Staaten und Städten stattgefunden haben. Als Ergebnis finden sie über siebentaufend örtliche Revolutionen, von denen mehr, als der zehnte Teil durch grauenvolle Massenmorde begleitet war. Sie lassen auch keinen Zweifel übrig, daß in diesen Erschütterungen Keiner dem Andern mehr traut und man den Andern umbringt aus feiger Furcht, sonst von ihm umgebracht zu werden. Gift und Dolch, Strick und Schwert dienen in Verrat und Vernichtung von Treu und Glauben zu Untaten, die in ihrem Wesen, wie schon in der Menge, die Teufeleien des französischen Terreur noch übertreffen (vergl. z. B. Jakob Burckhardt „Die Kultur der Renaissance in Italien“, 6. Aufl., Leipzig, 1898, besonders etwa I. Bd., S. 28–46; 55–61, und die Charakterisierungen des Lebens in Rom, S. 103–128). So wenig verkannt werden darf, daß in jenen Jahrhunderten das italienische Volk unter furchtbaren äußeren Verfolgungsmächten mit allen den heftigen Versuchungen litt, die damit verwachsen zu sein pflegen, ebensowenig ist zu übersehen, daß es, bei seiner sonstigen hohen geistigen Begabung, den bösesten Trieben in seinem Naturell leidenschaftlich alle Zügel schießen ließ und zu Untaten fortgerissen wurde, die selbst in der Zeit unter den ärgsten heidnischen römischen Kaisern kaum ihres Gleichen finden. — Bisher waren wir gewohnt und geneigt, das englische Volk für kaltblütiger, besonnener,

sittlich gesicherter zu halten. England hatte auch fast niemals uns als Feinde angesehen und behandelt. Das starke germanische Element im Angelsächsentum bot uns aufscheinend genigende Grundlagen, man werde dort uns mannhafte Vertrauen gewähren, wie wir unsererseits England vertrauten. Aber im englischen Charakter leben und wirken auch keltische und romanische Elemente, die, wenn sie aufwuchern, ähnliche Konvulsionen, wie in Frankreich und Italien, zur Folge haben. Die englische Geschichte bringt dafür viele Belege. Wenn sie von Blut trieft, so geht das allerdings dort nicht auf massenhafte Morde zurück, in denen sich die fanatisierten Volkshaufen gegenseitig massakrieren. Dazu ist der Durchschnittsengländer unfähig wegen seines Gebundenseins an die Beobachtung des Gesetzes. Die aus Mißtrauen angehegte Furcht und aus beiden aufflammend Volkswut forderte in England Befriedigung durch den Richter. Sie drängt mit Uebergewalt zu massenhaften Justizmorden. Zum Beweise dafür sei erinnert an die entsprechenden Bluturteile während der Regierung Heinrichs VIII., Marias, der Blütigen, Karls II., Jakobs II., Wilhelms III. Unter Anderem schiden die Gerichte und zwar auf Grund des „Schuldig“ von willigen Geschworenen in den Prozessen wegen des sogenannten popish plot unter Karl II. und in den „blutigen Gerichtssitzungen“ nach Monmouths Rebellion unter Jakob II. Scharen von Unschuldigen oder von Solchen, deren Todesschuld nicht erwiesen war, aufs Schaffot, oder die augenblicklich herrschenden Machthaber überlassen, wie im „Morde von Glencoe“ unter Wilhelm III. die Hinrichtung und Ausrottung von feindlich gesinnten Leuten, mögen es Männer, Weiber, Kinder sein, dem Schwerte von Mordhemmern, Offizieren und Soldaten, im königlichen Dienst. In Cromwells Mordtaten in Irland tauchte sogar ein ganzes „frommes“ Heer die Hände und Herzen in schrankenloses Blutvergießen. Dem entspricht, daß die englische bürgerliche Regierung vor kurzem zuließ, daß die militärische Gewalt Tausende von Buren-Frauen und -Kindern in Südafrika in den Konzentrationslagern zum Verkommen, Verderben und Sterben brachte. Dem entspricht viel in dem Verhalten Englands während dieses Krieges. Man heißt dort gerecht und gut, wenn wehrlose Deutsche erschossen, oder, obwohl man sie retten konnte, dem Untkommen in den Fluten erbarmungslos überlassen werden. Auf Befehl der englischen Regierung, unter stillschweigender, ja auch ausgesprochener Zustimmung von englischen „Missionsfreunden“ werden unsere unschuldigen Missionare aus den englischen Kolonien verjagt und samt ihren Frauen und Kindern peinliche Verfolgungen und Qualen auch von den Heiden ausgesetzt. Als höchstes, begehrenswertestes Ziel hat England von Anfang des Krieges an ins Auge gefaßt und alle diese Jahre hindurch festgehalten, daß 70 Millionen Deutsche ausgehungert werden müssen. Der frühere englische Minister Masterman weidet sich an dem grauenvollen Bilbe, das er sich vom Verrecken des deutschen Volkes entwirft und unbedenklich seinem Volke vor die Augen malt: „Langsam aber sicher, gleich einer unsichtbaren Hand, die einen Menschen im Dunkeln erwürgt, hat die englische Flotte ihre Hand an die Kehle Deutschlands gelegt, und sie wird erst loslassen, wenn ihr Widersacher tot ist. Das Opfer mag kämpfen, mit Händen und Füßen zappeln, sich in seinem Todeskampfe winden, aber die Umklammerung wird immer enger, der Druck immer stärker“ (Deutsche Revue, Juli, 1916, S. 7). Hat das große englische Volk, die ruhmgelüste, tapfere, englische Flotte keine Kraft mehr, keine Stimme gefunden, um vor aller Welt sich der Schande dieses zugemuteten heimtückischen Henkerdienstes zu wehren? In England lag man sich ein Herrbild des deutschen Wesens mit teuflischen Zügen, als eine Ausgeburt der Hölle, zurecht. In Folge dessen erwuchs dort ein grenzenloses Mißtrauen gegen Deutschland. Die Führer im Volke haben sich dies Mißtrauen eingeblutet oder angeheuchelt. Die Volksmasse wird in subjektiver Aufrichtigkeit darin leben. Was bleibt dann übrig, als elende, feige Furcht? Und aus dieser durch grenzenloses Mißtrauen angehegten unmännlichen Furcht ergibt sich mit Notwendigkeit die Niedertracht



und Grausamkeit, in welchen England diesen Krieg gegen uns führt und selbst Frankreich und Italien in Schatten stellt, die, wenn sie auch den Willen haben, so gegen uns zu handeln, doch der Macht ermangeln, dies Vorhaben durchzuführen. — Wenn nun diese Erinnerungen aus der Geschichte der genannten Völker sich uns jetzt aufdrängen, sollen wir Deutsche dadurch etwa zu dem Gebet des Pharisäers veranlaßt werden: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andre Leute?“ Das wäre der schwerste, unheilvollste Mißbrauch, den man sich hierbei vorstellen kann! Ohne Zweifel haben wir dankbar zu sein dafür, daß die Geschichte unsres, jetzt von den Feinden in widerwärtigen Lügen verlästerten Volkes, mögen sonst schwere Schatten genug darauf lasten, solche, durch Jahrhunderte hin regelmäßig wiederkehrende Ausbrüche allgemeiner, durch Mißtrauen und Furcht entflammter, grausamer Volkswut nicht kennt. Indessen manche deutsche Reichsstadt hat in ihrer Chronik nicht wenige, mit Blut geschriebene Seiten vor sich, und die darin geschilderten Vorgänge treten nicht nur einmal, sondern längere Zeit hindurch wiederholt auf, stets unter starker Mitwirkung von Mißtrauen und Furcht. In beschränkteren Perioden, z. B. in den Judenverfolgungen, während der Bauernkriege und der anabaptistischen Konvulsionen im 16. Jahrhundert, dann in den furchtbaren Nöten des dreißigjährigen Krieges begegnen uns mehrfach ähnlich angeheizte, schredliche Ausbrüche der Volkswut. Zu höchmütiger Selbstbespiegelung bietet unsre Geschichte weder auf diesem Gebiete, noch in vielen anderen Beziehungen uns jedenfalls keine Veranlassung. Weil aber jetzt die Ehre unsres Volkes vor der ganzen Welt verlästert wird, dürfen wir uns vor den Menschen auf eine weltbekannte Tatsache berufen, vor der diese Lästerungen zu Schanden werden, auf die von unserm größten Feinde, Napoleon I., in Bewunderung festgestellte Tatsache, daß bei dem Rückzuge aus Rußland die wehrlosen, vereinzeltten Flüge seiner Armee auf deutschem Boden keinen Angriffen der Volkswut ausgesetzt waren, sondern, vom deutschen Volke in Erbarmen aufgenommen, überall Ernährung, Erwärmung, Bekleidung fanden. Keine feindselige Züge kann hierin unserm Volke seinen guten Namen rauben! — Noch eine Frage will hier aufgeworfen und verneint sein, ob etwa jene Tatsachen hier ins Gedächtnis zurückgerufen werden, um uns zur Rache zu entflammen. Eine derartige Wirkung liegt bei dem Furchtbaren, das wir erlitten, unsrer Natur freilich nahe genug. Aber „die Rache ist mein; ich will vergelten“ spricht der Herr. Dem beugen wir uns! Und dies um so aufrichtiger und herzlicher, als wir uns sagen müssen: Jede Rache von Volk zu Volk würde viele Unschuldige treffen und vernichten. Ueberdies kommt uns zu Hilfe, daß Rache, wie unsre Geschichte oft belegt, der deutschen Volksnatur fern liegt. Selbstverständlich ist mit der Ablehnung der Rache nicht verbunden, daß wir etwa darauf verzichten müßten, von unsern Feinden Ersatz, soweit möglich, für die Schäden zu fordern, die sie uns zufügten. Auch haben wir die unabweisbare Pflicht, unsre Grenzen durch Wegnahme feindlicher Gebiete besser zu besetzen, damit in Zukunft unsern Feinden ein derartiges Ueberfallen, wie sie jetzt vertragen, erschwert und unmöglich gemacht werde.

Auch „Sturmwinde richten Gottes Wort aus“ (Ps. 148, 8). — Wenn jetzt die Welt äußerlich und innerlich erbebt unter dem furchtbaren Umwetter, das unsere

Feinde in Mißtrauen und Furcht ausbrüteten und herausgeschworen: wenn wir, zumal in der Weihnachtszeit, des Unheils gedenken, das aus diesen beiden vergifteten Quellen früher entströmte, — es geschieht nicht um Pharisäergefinnung zu stärken oder um zur Rache anzukeln. Im letzten Grunde stehen wir hier vielmehr unter einer Gerichtsheimsuchung Gottes, deren Stürme über die Menschheit hinbrausen, damit sie in allen Zerstörungen, die sie anrichten, zugleich in natürlicher und geistlicher Grobartigkeit und Gewalt sein Wort dahin ausrichten: Die aus grundsätzlichen Mißtrauen erwachsene knechtische Furcht, die ein Mensch vor dem andern, ein Volk vor dem andern hegt, ist die notwendige Folge, ist das Flucherbe aus dem Sündenfall, aus dem darin verflochtenen grundsätzlichen Mißtrauen gegen Gott, das immer zu knechtischer Furcht vor Gott hinzwingt! Wer das Vertrauen auf Gott unter satanischen Einflüsterungen in seinem Gemüte ersterben ließ, ist nicht mehr imstande, sich in kindlicher Furcht davor zu scheuen, daß Gott ihm ungnädig werde und von ihm weiche. Weil er sein höchstes Gut nicht mehr in Gott, sondern in der Welt, die im Urge liegt, erkennt, liebt und sucht; weil ihn nicht nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, sondern nach dem größtmöglichen Besitz der Erde und ihrer Güter hungert und dürstet, ist er gezwungen, in anderen Menschen, die eben denselben Zielen nachjagen werden, Nebenbuhler und Feinde zu sehen, gegen die er Mißtrauen hegen, vor denen er sich fürchten muß. Daraus entbrennt in ihm Haß, Verfolgung, Vernichtungswille, dem er Alles unterwirft, was ihm bei seiner Weltgier hindernd in den Weg kommt oder zu kommen scheint. — Die Sünde des Mißtrauens gegen Gott und der daraus erwachsenden knechtischen Furcht vor ihm wiegt regelmäßig nur federleicht in den Wagschalen des natürlichen Gewissens. Daß sie zentnerschwer, zehntausend Pfund wiegt in Gottes Wage, wird unserm harten Sinn erst faßbar und unter die Augen gestellt, wenn wir, wie jetzt im Weltkriege, es wahrnehmen müssen, welche menschenverderbenden Todesfrüchte sie zur Reife bringt, weil sie unvermeidlich grundsätzliches Mißtrauen und elende, feige Furcht innerhalb der menschlichen und der Völker-Gemeinschaft zur Folge hat. Wenn Gottes Hand jetzt an unser Haus schlägt und die Pfosten beben, die Stütze uns Allen auf den Kopf fallen (Amos 9, 1), — richten seine Sturmwinde nicht zu diesem Zwecke sein Wort aus?

In der heiligen Nacht, in der Wundergabe der Menschwerdung des Sohnes Gottes hat der Vater im Himmel seine Liebe zu der sündigen Menschheit überschwänglich kundgetan und ihr den Weg gebahnt, die Kraft angeboten, alles Mißtrauen gegen ihn, alle knechtische Furcht vor ihm zu überwinden. In Christo Jesu ist die Liebe Gottes vor aller Welt erschienen (1. Joh. 4, 9). Niemand, kein Mensch, kein Teufel, kann dies Licht wieder auslöschen. Aber zu allen Zeiten und in dem jetzigen Abfall vom Evangelium auch in unserm Volke wiederholt sich: Die Menschen lieben die Finsternis mehr, als das Licht (Joh. 3, 19). Weil in unserm Heilande die Liebe Gottes auf dieser Erde vollkommen offenbart ist, weil Er durch seine Versöhnung die, welche an ihn glauben, von allen Sünden, vom Tode und der Gewalt des Teufels erlöst und ihnen die, vor Gott in der unsichtbaren Welt geltende Gerechtigkeit geschenkt hat, bezeugt Er: Gott, der heilige Geist, „wird die Welt strafen um die Sünde, daß sie nicht glauben an mich, um die Gerechtigkeit, daß ich zum Vater gehe und ihr mich hinsort nicht sehet, um das Gericht, daß der Fürst dieser Welt gerichtet ist“ (Joh. 16, 9–11). Es gehört zu den wunderbaren Fügungen Gottes zur Stärkung unseres Glaubens, daß dies tiefe, geheimnisvolle Wort Jesu in den Stunden seines Kreuzes ihre weisagende, aber in ihrer Umfassungskraft überwältigende Erfüllung und damit ihre, Zeit und Ewigkeit durchleuchtende Erklärung gefunden hat. Mehr, denn je, gilt von jener Stunde: „Satan beut an den Streit Christo und der Christenheit“. Was aber inmitten dieser Finsternis in den Worten des bußfertigen Schächers durch Geisteswirkung verlaute, ist offenbar ein, unter den schwersten Umständen siegendes Vertrauen auf Gottes erbarmende,

vergebende Liebe, für ihn verkörpert in dem Unschuldigen, der neben ihm gekreuzigt ist und der für seine Feinde Vergebung erbitten hat; ist ebenso kindlich demütige Furcht Gottes, denn er bekennet Christus, als den Herrn in einem unsichtbaren Reiche, und kann nicht mehr erbitten, als: Gedenke an mich! Der Unglaube, die Sünde, ist in ihm überwunden; der Glaube nimmt seine Seele ein. Was der Herr ihm zuspricht, ist Eingang in das Paradies „mit mir“; ist Rechtfertigung vor Gott in Jesu unsichtbarem Hingange und Eingange zum Vater, von der sinnenfälligen Wahrnehmung nicht zu erfassen und gewiß nur durch sein Wort für den Glauben! In dem ganzen Vorgange findet ein Gericht statt. Der Feind ist gekommen und hat an Christo nichts gefunden. Doch an dem Schächer, der nach seinem eigenen Bekenntnis in diesem schrecklichen Kreuzesleiden nicht mehr empfängt, als was seine Taten wert sind, meint Satan, sein Recht zur Verdammnis hindurchführen zu können. Christi Veröhnung macht des Feindes Recht zu Schanden. Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden. Der Fürst dieser Welt ist nicht der Richter, sondern gerichtet!

Die Wundergabe der ewigen, erbarmenden Liebe Gottes in der heiligen Nacht ist unter den Schrecknissen des Kreuzes in ihrem Wesen und ihren Früchten vor Gott und Menschen bewährt gefunden. — Der furchtbare Widerspruch, hier der menschengewordene Gottessohn und sein geistliches, unsichtbares, aber in Wahrheit und ewigem Leben verkürtes Reich, da Friede und Freude lacht; dort der Fürst der Finsternis und sein sichtbares, zeitliches Reich im Gut, in der Lust der Welt, in ihrer Lüge, ihrem Morde unter Pein und Qual, — dieser Widerspruch und Widerstreit besteht auf Erden immer. Nur die Oberflächlichkeit kann der Meinung sein, als ob im Besonderen das Wesen dieser Welt, durch unwiderstehliche äußere Gewalt gezwungen, jetzt im Kriege ein anderes geworden sei, als es vorher im Frieden war. In Wirklichkeit kommt jetzt nur an den Tag, was im Wesen der Welt immer vorhanden ist, wenngleich im Verborgenen; und diese Enthüllung, mag sie uns erschrecken, hat damit ihren Beruf, ihre Aufgabe noch nicht erfüllt. Sie stellt uns vielmehr die Gewissensfrage, ob wir, die wir Christen sind aus Gottes Beruf und Gnade und Christen werden wollen, uns nicht viel zu weit, viel zu tief in das Wesen dieser Welt haben verflochten lassen und weltförmig geworden sind. Der Weltkrieg soll uns nicht nur erschrecken, sondern aufschrecken. — Es handelt sich darin ja um die höchsten und edelsten Güter, die uns und unserm Volke auf Erden zusehen, dann auch um das Notwendige, dessen wir zum irdischen Leben bedürfen. Aber wenn der Frevler unsrer Feinde durch unsere Vernichtung nach dem Besitz der Erde zu selbstherrlichem Eigentum trachtet und daran scheitert, werden jedenfalls Deutsche und das deutsche Volk, sobald die Feinde niedergeschlagen sind, obwohl nicht von diesem wahnwütigen Begehren, doch von ähnlichen Bestrebungen berührt, versucht und zu schwerem Abirren angereizt werden. Schon während des Krieges machen wir niedererschlagende Erfahrungen davon. Während unser Heer und unsre Flotte in Heldenmut unter äußerster Selbstaufopferung wider den Feind streitet und in der Heimat überall leuchtende Beweise vorliegen, daß Männer, Frauen, Kinder, das Alter wie die Jugend, in allen Ständen um des Vaterlandes willen angespannt Arbeiten in Selbstverleugnung durchführen, Entbehrungen in Geduld ertragen, regt sich ebenso überall die leidenschaftliche Begier nach schrankenlosem Weltbesitz und Weltgenuß in harter, in härtester Selbstsucht. Schamloser Wucher, niederträchtige Verbrechen gegen Leben und Eigentum nehmen so überhand, daß die Gerichte an manchen Orten kaum noch imstande sind, die dadurch notwendigen Prozesse rechtzeitig zu erledigen. Davon indeffen auch abgesehen, richten sich auf geistlichem und sittlichem Gebiete unübersehbare Zerstörungsmächte, die von keiner menschlichen Strafgehalt zu erreichen sind, gegen alle Bindungen durch die bisher geltende gute Sitte und feste Ordnung. Ueberhaupt wird die Volksseele tief erschütteret. Wandelt sich während des Krieges so viel, — warum soll nicht alles, was bisher

als beengend, als drückend empfunden wurde, beseitigt werden? Die Volksmasse, durch unsägliches Opfer an Blut und Tränen aufgeschreckt, „reißt sich die Augen und fordert zum Morgenimbis ungehemmte Bewegungsfreiheit“. Was immer im Leben des Einzelnen, in der Ehe und Familie, in Beruf und Arbeit, in Eigentum, dann in der Schule, in Kirche und Staat, in politischen und sozialen Angelegenheiten bisher in unserm Volke bestand und in Ehren gehalten wurde, — Alles wird, soweit es der allgemeinen Freiheit und Gleichheit widerspricht, mit grundsätzlichem Mißtrauen in Frage gestellt, untergraben; um baldmöglichst beseitigt zu werden. Hinzukommt der Agitator! Er ist nach seiner eigenen und der Meinung der ihm Gleichgesinnten zur Erledigung aller sittlichen, dann auch besonders aller politischen und sozialen Aufgaben in einem, ans Wunderbare grenzenden Maße befähigt und überragt darin weit Alle, die etwa in Amt und Beruf sich mit diesen Aufgaben beschäftigen. Auch ist er nicht, wie diese, durch irgendwelche amtliche Verantwortlichkeit eingeengt. Charakteristisch ist in ihm, daß er, während andere Menschen sagen, was sie glauben, eben als Agitator glaubt, was er sagt. Dadurch kann er bei seiner oft nicht geringen geistigen und rednerischen Begabung, wenn er zugleich vollständige Schlagwörter reich verwendet, bald seinen, wohl leidenschaftlich erregten, sonst aber urteilschwachen, oft urteilslosen Zuhörern denselben Glauben einflößen, daß die Durchführung seiner Pläne ihnen ein glückseliges Leben auf Erden sichern werde. Nur darf er nicht unterlassen, sie im Mißtrauen gegen alles Bestehende zu befestigen und Alles, was jetzt Macht hat und lebt, ihnen als Gegenstand ihrer wohlbegründeten Furcht vor Augen zu halten. Diese Bewegungen werden voraussichtlich sich mit neuer elementarer Gewalt nach dem Kriege in unserm Volke geltend machen. Wer als deutscher Volksfreund sich dies vergegenwärtigt, ist in Gefahr, dem Eindruck zu unterliegen, daß darin ein mächtiger Bergstrom über den Felsabhang herunterstürzt und es ein törichter, eifriger Versuch ist, wenn man noch unternehmen wollte, diesen Wirbel und Schaum zu beruhigen und diese niederbrechenden Fluten mit Menschenhand über den Felsabhang zurückzudämmen. — Ohne Zweifel ist besonders auf politischem und sozialem Gebiete in unserm Volke, von unseren Volksvertretungen und Regierungen bisher nicht wenig veräußt und mancher schreiende Mißstand zugelassen, auch muß mit allem Eifer und mit Selbstverleugnung dahin gestrebt werden, den berechtigten Anforderungen, die von jener Seite verlaute, zu entsprechen. Ebenso zweifellos aber steht fest: Die grundsätzlichen Voraussetzungen, von denen diese Bewegungen regiert werden, vernichten jedes wohlorganisierte Volksleben und zuletzt das Volksleben selbst! Wird der Kampf gegen die Durchführung dieser Grundsätze aufgegeben, so lassen wir, so viel auf uns antommt, unser Volk verderben.

Weihnachten! — Die Wundergabe in der Menschwerdung des Sohnes Gottes ist und bleibt immer dieselbe. Auch die Aufgabe, welche darin dem Menschen und Christen gestellt ist, unterliegt in ihrem Wesen keinem Wechsel. Aber diese Heilstat Gottes erweist, wie seine anderen Heilstaten, ihre überragende, göttliche Größe auch darin, daß sie in ihrer Anpassungsfähigkeit an alle verschiedenen Umstände und Verhältnisse, welche der Wechsel der Zeiten und Dinge auf Erden mit sich bringt, stets neues Licht ausstrahlt und neue, eben zeitgemäße Kräfte mitteilt. Wir feiern stets dasselbe Weihnachten und doch niemals ganz dasselbe Weihnachten. Jenes „Heute“ in der Botenschaft des Weihnachtsengels bezeichnete damals einen bestimmten Tag, darnach aber und jetzt jeden Tag bis ans Ende der Tage. — In welchem Lichte erscheint uns die Geburt des Heilandes in diesem Weltkriege? Welche besondere Gaben bieten sie uns in dieser Finsternis? Und welche besonderen Aufgaben legt sie uns aufs Herz, das tief gebeugt ist unter der Last gegenwärtiger und dem Drohen zukünftiger Uebel und Schrecknisse? — Als Christen haben wir zuerst Gott zu danken; daß Er uns aus lauter Gnaden, trotz dem Allen bei seinem Wort und Glauben bis hierher erhalten hat, auch in diesem Glauben uns die feste, freundliche Zu-

versicht gibt, Er wird uns in seiner Gnade hindurchhelfen bis ans Ende, zum geduldrigen und siegreichen Ueberwinden. — In seiner menschlichen Niedrigkeit und göttlichen Erhabenheit wiederholt sich das Weihnachts-evangelium in jedem Christengemüte. In Windeln gewickelt, in einer Krippe das Kindlein, Gottes eingeborener Sohn, der Heiland für alle Menschen! Nun

weg! uns Christen die Tatsache, daß, trotzdem der Reiz unserer Prüfungen und Trübsale nach unserer Schätzung zuweilen überstößt, der Herr im Ueberflusse seiner vergebenden und heiligenden, seiner tröstenden und festigenden Gnade durch seine Gnadenmittel unablässig sich als unser Heiland erwies. Hierin erlebt jeder Christ, mag er darum wissen, oder nicht, für ihn das



Weihnachtssehnsucht!

Klingt ihr zum Friedensfeste,
Ihr Weihnachtsglocken traut?
Die Welt mit tausend Wunden
Reizt nach dem einen Laut
Wie nach der frischen Quelle
Im dürrn Wüstenland.
Wann reichen sich die Menschen
Die heil'ge Friedenshand?

Wir lauschten schon drei Jahre
Auf diesen sel'gen Laut;
Wir haben nach dem Frieden
Vergebens ausgeschaut.
Noch schreitet unbarmherzig
Der Kriegsgott durch die Welt;
Die Liebe ist gefesselt,
Ihr Friedenswerk zerfällt.

Der Glaube muß uns leiten,
Der niemals unterliegt!
Die Hoffnung muß uns bleiben,
Daß doch die Wahrheit siegt;
Daß doch ein ew'ger Helfer
Mit seiner starken Hand
Auslöschen wird auf Erden
Des Krieges Riesenbrand.

Du bringst uns sel'ge Kunde,
O, heil'ge Weihenacht,
Daß einst in deinem Schoße
Das Heil der Welt erwacht:
Ein König und ein Ketter,
Der Herr und Friedensfürst!
O, heil'ger Christ, wir harren,
Daß du uns helfen wirst!

Mach' wahr, was du verheißest!
Laß ruhn das blut'ge Schwert,
Daß man in allen Landen
Die Friedensglocken hört!
O, kröne uns den Glauben;
Erfüll' der Hoffnung Flehn
Und laß die Liebe wieder
Viel schöner auferstehn.

Ernst Püschel.

sind die Menschen unendlich verschieden in ihrer persönlichen Ausstattung und Lebensführung. Christi Barmherzigkeit und Vorbild erreicht und überragt den am höchsten Ausgestatteten und Stehenden ebenso, wie Er darin sich neigt zu dem, der in seinem Wesen und Stande zu den Geringsten gezählt werden muß. Aber am tiefsten ergreift, am stärksten und heilsamsten be-

Wunder aller Wunder! Hierdurch wird er in Gotteskraft ausgerüstet und fähig, alles böse Mißtrauen gegen Gott und alle knechtische Furcht vor ihm zu überwinden, denn durch Christum und in ihm hat und gewinnt er vollkommenes Vertrauen zum Vater im Himmel und lernt in kindlicher Furcht und Demut ihn von ganzem Herzen und über Alles zu lieben, wie

die Erklärung des ersten Gebots in unserm Katechismus vor uns und in uns aufleuchten läßt. — Wenn dann, von Anderem abgesehen, die tief erschütterte, schwer bedrohte Gegenwart hohe Anforderungen an uns, als deutsche Christen, stellt, so drängt sich Jedem eine so große Zahl von verschiedenen Wünschen auf, die aus unserer Gemeinschaft am Leben unseres Volkes erwachsen, daß man in Gefahr kommt, dadurch innerlich verwirrt zu werden. Ist es unter solchen Eindrücken nicht der gewiesene Weg, daß ein Christ sich vom Volksleben zurückhalte und wenn die Bewegungen daraus auf ihn einströmen, sie, wie ein Fels die Wogen, ohne davon tiefer berührt zu werden, von sich abgleiten lasse? Aber solch ein Verhalten, wenngleich es sich in schöne, geistliche Schleier einzuhüllen sucht, ist doch in Wahrheit und im letzten Grunde wesentlich eine Aeußerung grundsätzlichen Mißtrauens und feiger, knechtischer Furcht. Ohne Zweifel soll ein Christ Felsenart haben; aber der menschengewordene Gottessohn beruft und begabt seine Gläubigen, daß sie auch Salz der Erde und Licht der Welt sein können und sollen. Selbst wenn sie Felsen, Steine sind, heißen sie „lebendige Steine“ (1. Petr. 2. 5); und dieser Name zeigt deutlich, daß sie nicht nur hart und widerstandsfähig sind, sondern eben lebendig und lebenswirkend. Wenn jemals, so erfordert diese Zeit entschlossene, hingebende, vertrauensvolle, mannhafteste Teilnahme am öfentlichen Leben von jedem Christen nach Maßgabe seines Berufs und Standes. Allerdings kann nicht Einer Alles! Und wer sich an das öfentliche Leben hinzugeben sucht, ohne die Grenzen zu beachten, die ihm darin, überhaupt in seiner ganzen persönlichen Ausübung gesetzt sind, wird als Christ nicht nur, sondern auch als Mensch schwer geschädigt werden. In den Gemütern z. B. fanatisierter Politiker und Sozialisten, die außer den, ihnen in den entsprechenden Aufgaben vorschwebenden Zielen Nichts mehr sehen wollen, dem nachzueifern wäre, herrschen chaotische Zustände. Ihre Worte und Schriften offenbaren oft genug, daß in ihren Köpfen Unwissenheiten, Unklarheiten, Widersprüche usw., „wie erhitzte Heuschrecken“ herumspringen und einen heftigen Kampf wider einander führen, dem kein Sieg beschieden ist. In solchem Wesen und Wirken kann ein Christ nicht teilnehmen. Doch haben wir uns zu hüten, mit dieser Abwehr zu rasch und zu unbedingt vorzugehen. Der Krieg hat neben dem Abstoßenden, das vielfach in der Heimat ans Licht kam, uns überzeugt, zu unsrer Beschämung überzeugt, daß bei Vielen, bei Hunderttausenden, die im Frieden vaterländischer Gesinnung bar zu sein schienen, in der großen Not patriotisches Pflichtbewußtsein so aufflammte, daß sie in vollem Vertrauen und mannhafter Gesinnung willig fürs Vaterland in den Kampf zogen, in furchtbar langen und schweren Jahren treu bis zum Tode! Leben wir, als Weihnachtskinder, in vollem Vertrauen zu dem Vater im Himmel unter Ueberwindung aller knechtischen Furcht, so haben wir bis zum Aeußersten danach zu ringen, daß wir unsern Volksbrüdern gegenüber grundsätzliches Mißtrauen und jene unmännliche Furcht nicht aufkommen lassen, die ja regelmäßig aus der Sorge erwächst, man werde uns etwas von unserm Weltbesitz nehmen oder, wenn es sich um höhere Güter handelt, aus dieser Sorge doch eine besondere Kraft zu saugen pflegt. Wer mutiges, herzliches Vertrauen gewährt, findet entsprechenden Widerhall. Erfordert die Sache, um die es sich handelt, daß er in seinem Vertrauenschenken auch Opfer bringe und ist er bereit dazu in allen Dingen, die geopfert werden dürfen, versährt er selbstlos, in Liebe, so wird er die Freude haben, daß auch in den Gemütern, die bisher dafür erstorben waren oder erstorben zu sein schienen, ein neues Feuer angezündet und sein Vertrauen damit beantwortet wird, daß man ihm Vertrauen schenkt. Uns Christen gab die Gnade des Herrn herrliche, ewige Güter, die wir nach Gottes Willen niemals verlieren können und die kein Mensch uns wegzunehmen vermag. Mit dieser Tatsache ist Ernst zu machen und mit den Verpflichtungen, die sie uns auferlegt ebenso, wie mit der Kraft, wodurch sie uns rüstet. Es ist ja am Tage: Wenn die aus Mißtrauen und elender, feiger Furcht erwachsenen Herrlichkeiten in unserm Volke andauern und

weiter so, wie bisher, um sich freffen, so geht unser Volk und gehen wir mit ihm zu Grunde, auch werden alle irdischen Lebensgüter, die alltäglichen und die edelsten, in dies Verderben mit hinabgerissen! Um gegen dies furchtbar drohende Unheil zu kämpfen, darf uns Christen, wenn dieser Kampf, um erfolgreich zu sein, Opfer von uns erfordert, kein Opfer in irdischen Dingen zu schwer werden. Dabei ist fest im Herzen zu bewahren, daß wir das Heiligtum des geistlichen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott nicht den Hunden geben und die Perlen der seelischen Erquickung durch die Liebe Christi nicht vor die Säue werfen. Ebenso ist nach dem Worte des Herrn der ganze Wandel des Christen auch auf diesen Gebieten vorsichtig, klug, in Weisheit nicht minder zu führen, wie ohne Falsch und in Einsicht. Ueber Alles aber haben wir anzuziehen vertrauensvolle, furchtlose, hingebende, opferfreudige Liebe. Hat sie irdischen Erfolg, so feiern wir uns und preisen Gott. Ist dieser Erfolg ihr nicht beschieden, soweit wir sehen, so betrübt es uns; doch alle Wunden, die von solcher wahren Liebe erduldet werden, tragen ihren Balsam in sich selber, heilen immer und machen diese Liebe stärker, als sie vorher war, so daß wir auch hier innewerden: Wir haben für Alles Gott zu danken! —

Angeblicks des Christbaums und am Weihnachtsfest im vierten Jahre des Weltkrieges grüßt uns in ewigem, stets neuem Lichte: Unter einem Opfer, das alle menschliche Fassungskraft so hoch überragt, wie der Himmel über der Erde ist, wird Gottes eingeborener Sohn in vertrauensvoller, zuversichtlicher Liebe Mensch! Damit gewinnt Er uns das Herz ab und beruft, befähigt uns im Besonderen als deutsche Christen, unserm Volke vertrauensvolle, zuversichtliche Liebe zu beweisen und zwar, wenn es erforderlich ist, auch unter großen irdischen Opfern! —

Der Engel des Herrn spreche uns zu: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“ Nehmen wir es im Glauben und Gehorsam an, so wird der selige Lobgesang der himmlischen Heerschaaren auch für uns wahr in Gegenwart und Zukunft: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“



En'n Sündagmorgen in en Meckelsbörger Landkirch.

Von Fr. Winkel.

Dat was an en'n schönen Sündagmorgen. De Sünd de schiente so hell un fründlich von'n Heben dal, un still, fierlich still leg de ganze Welt. De lütten Bögel, de morgens tidig all vergnügt ehr Leed sungen haden, seten up 't Nest oder halten Foder för de Lütten. De Mürz*), de doch sünst of ehr Rücken het un oft mächtig bröllt un hult, leg dor as en Kind, dat schlöppt un denn un wenn mal ens in'n Drom lacht un pohl. Up den See fährt en Kahn, den man dat woll ansehn künn, dat he nich in Räbel oder Waren bugt worden wier. In den Kahn seeten vier Mann, de 'n up den iersten Blick anmarken künn, dat se wat Börnehms wieren un of nich in Bipperow upwussen wieren. Ne, se kemen ut Berlin un haden de Reis' döör de schönen Havelseen makt, um mal dat lewe Meckelsborg to besöken, dat Land, wo Fritz Reuter burn un tagen is un dat he in sin Böker, de se sühr got kenneten, so schön beschreiben het. Se unnerhöllen sich, vertellten sich lustige Geschichten, lachten un jökelten un wieren idel fidel. Mit einmal äwer würden se still.

*) Mürz.

Dever den See klüng so 'n egen Ton: de Kloeden lüdden un röpen to Kirch. Un as se upkelen, seggen se of up dat hoge Dever dat lütte Gotteshus stahn, von woher de Kloeden klüngen. Se treckten de Roder in un horchten still un andächtig, un in ehr'n Harten klüng un klüng dat of as Kloeden, un se dachten an de Rinnerjohren, an de Dellern, an de Fründ, an dat Jungsparadies. Un ahn dat en wat seggt had', stüerten se dat Fohrtüg los up dat Land, stegen ut, bündten ehren Kuhn fast un güngen rin in de lütte ensache Kirch in Dörp Rechlin.

As se säd up 'ne Bänk hensett' haden, stimmte grad de Kister an: „Ein feste Burg ist unser Gott“, dat olle ewigschöne Reformationslied, dat vördissen of up plattdütsch bi uns to Land sungen würd. 'n Künstler, 'n Sanger von Gottes Gnaden wier de Kister nich. He had' man 'ne oll knarrig, blechern Stimme, äwer de Gemein wier doran gewennt un künn dat of nich beter. Uns vier Fründ seten irst ganz still dor, kelen säd an,

sie sollen lassen stahn!“ un: „Das Reich muß uns doch bleiben!“

Still haden de vier, as se dat Leed to End sungen haden, säd up ehren Plaz sett', un still klüng de Paster up de Kanzel un höll sin Predigt, ensach un kort. Dever dat klüng hüt all so fierlich, un sin Wärd packten de Lüd hüt ganz anners as künst woll. Man künn em woll anmarcken, wat he säd', dat kem em ut deppsten Hartensgrund, un äm sin Gesicht leg so 'n egen Schin, as wenn he säd so recht glücklich un tofreden fühlte.

As de Predigt to End was un de Paster von den Altar ut den Segen spraken had', würd de Schlusgesang sungen. Dever dat hürt säd toierst man sühr kisterig un beängstiglich an, un de Kister stött längst nich so in 't Hurn, as dat künst sin Mod wier. Doch as sül Schulten un Dürten Boffen, en poor dägte Hofdierns, ehr Gesangböcker nah de frömden Herrn röwerlangten, wobi se säd äwerst bannig rot anstüeten,



Gang zur Christmette.

un de en flüstert den annern wat to. Un as de ierst Bers to End wier un de Kister grad so recht deep Luft halen ded, äm de nöddige Pust to hebben to „Mit uns'rer Macht ist nichts getan“, dunn stünden de vier up, un up einmal klüng dat vierstimmig dörch de Kirch, ach so schön, so wunderbor schön. So wat had de Rechliner Kister sin 'n Leben nich hürt, un as wenn he up 't Mul schlan wier, stünn he dor un kel mit grote Ogen de Frömden an, äwer dat Singen vergeet he ganz un gor. Un sin Gemein klüng dat just so; all de ollen Daglöhners un ehr Frugens, de Knechts un de Hofdierns wieren bomstill.

Doch haden se säd ierst verwunnert, so würd ehr bald so sonderbor to Mot, so warm äm 't Hart; de Dranen stünden ehr in de Ogen, un se wüßten nich, wieren se noch in de Kirch, oder wieren se in 'n Heben un härten de Engel singen, so wunderschön hürt säd dat an. Un of de Paster kel ganz verwunnert ut sinen Stohl, un em klüng dat ebenso as sinen Kister un sin Gemein: of em steg dat so warm up in de Pust; un sin lütt Dörpkirch verschwand em, un he drömt säd torügg in sin Studententid, as he in den Berliner Dom den Chur hürt had', un he kem ierst wedder to säd, as dat mit eenmal still würd. As so 'n Storm, weder wier dat dörch de Kirch gahn: „Un wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt uns gar verschlingen!“ Un as so 'n Siegesjubel had' dat klüngen: „Das Wort

dunn kem de Singsang wedder in 'n Tog; un ierst un fierlich klüng dat dörch de lütte Kirch: „Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermäßen!“

As de Lüd upstünden un nah Hus gahn wullen, dunn kem de Paster ut sinen Stohl rute, klüng up de Frömden to un säd: „Gestatten Sie mir, meine Herren, daß ich Ihnen in meinem und meiner Gemeinde Namen von ganzem Herzen danke für den erhebenden Genuß, den Sie uns in unserm schlichten Gotteshause bereitet haben. Wie sehr Ihr köstlicher Gesang uns alle erquickt hat und uns alle zu Herzen gegangen ist, das vermag ich Ihnen nicht zu sagen; aber Sie haben es gewiß in unsern Mienen und in unsern Augen gelesen. Und das möge Ihrer Kunst — denn gottbegnadete Künstler sind Sie sicher! — der wohlverdiente Lohn sein. Möge Gott Sie auch ferner geleiten und Sie gnädig führen! Und nun gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: ich bin der Pastor Lemde.“ Dormit gew he jeden von de vier de Hand, un de nennten of ehren Namen. Un wer wieren dat woll? — Dat wieren de vier besten Sanger, de dunn tomals an de Berliner Oper wirkten: Riemann, Bess, Friede un Krolopp.

Oft haden se woll in Berlin vel, vel Bisall funnen, wenn se dor mit ehr mächtigen Stimmen in de Oper sungen; äwer ob dat lude Händklatschen un Klöpen, ob de Kränz, de ehr schmeten würden, ehr sovel Hartens-

freud makt haben, as de glücklich-stillen Gesicht' von de einfachen Hoflied un de truhartigen Würd von den fründlichen Paster, dat freit doch dorhen.

Of up ehr Gesicht' stünn de Freud schreben, as se nu mit all de annern ut de Kirch gängen un denn an dat Water, wo ehr Kahn anbunden wier. So recht glücklich un stillvergnügt stötten se af un führten weg över de glatte Müüz; un haben up den Anbarg bi

de lütt Kirch dor stünnen de Dörplid un winkten em mit Müßen un Taschendöler nah.

Niever wenn de vier Säng' später so vorügg-dachten an de schöne Fohrt dörch de meckelbörgschen Seen mit ehr Flores Water, an de fründlichen Städer un Dörper doran, an de grönen Wischen un de gülden Kurnfelder, denn bleben ehr Gedanken doch am lewsten bi den Sünndagmorgen in de Meckliner Dörpfkirch.



Weihnachten 1917.

Raum Kerzen heut' für den Lichterbaum!
Still ob der Erde dunklem Raum
Die heil'ge Nacht.

Und rings der Tod ist aufgeblüht,
Und all der heiße Jammer glüht
Noch immerdar.

Wir aber denken, wie mild und lind
Vom Himmel einst das heil'ge Kind
Zur Erde kam,

Wir aber denken, wie einst erklang
So süß und hehr der Engel Sang:
Fried' sei auf Erd'!

Und betend heben wir die Hand:
O schütze das teure Vaterland,
Du Gottesjohn!

O segne sie, die draußen steh'n,
Wo rings im Feld die Fahnen weh'n,
Im blut'gen Feld.

Es war für uns, daß im heißen Weh
Der Mutter, der Gattin sie sagten ade,
Für uns — für uns!

Sie kämpfen für uns — o gib ihnen Fried'!
Sie bluten für uns — o gib ihnen Fried',
Der Weihnacht Fried'!

Und über die Toten rings umher
In fremder Erde, im tiefen Meer
Streck' deine Hand!

Sie hören nicht der Glocken Klang,
In der Heimatskirche den Festgesang
Am Weihnachtstag.

Es war für uns, daß die Kugel sie traf,
Auf's Aug' sich senkte der Todeschlag
Für uns — für uns!

Das nach Bethlehem ging, du heilig Kind,
Gib' gnädig denen, die traurig sind,
Den Oftertrost!

Nach all den Opfern — blutig, groß —
Willst du ja spenden ein herrlich Los
Des Lebens Kron'.

Du willst, wenn einst die Posaune ruft,
Verklärt erwecken aus dunkler Gruft,
Die Dich bekant.

Du gingst in's Grab einst für uns all,
Gingst aus dem Grab einst für uns all,
Du Lebensfürst!

W. Schulz-Weidendorf.

Helfst uns siegen! Ein Notruf der Front in die Heimat.

Bei der letzten Kriegsanleihe hat des Künstlers Hand uns ein Bild gezeichnet: Zwei Feldgrau' auf Posten, wufsbereit liegen vor ihnen die Handgranaten, scharf späht das Auge unterm Stahlhelm nach dem Feinde hin, und in die Heimat zurück lassen sie den Notruf schallen: Helfst uns siegen!

Das ist der Gruß, den ich euch heute bringe, der Heimat den Gruß der Front: Helfst uns siegen!

In Hamburg wurde vor kurzem ein Urlauber gefragt: Wie steht es mit Euch da draußen? Werdet Ihr durchhalten? Die Antwort: Wir? — Keine Frage. — Über

ob die Heimat durchhalten wird, das scheint mir denn doch sehr fraglich zu sein.

Diese kleine Geschichte kennzeichnet die Lage, in der wir uns heute befinden.

Eng, tausendfach sind die Fäden, die Front und Heimat verbinden. Nicht nur hier sieht man nach dem Briefboten aus: Wird er Nachricht aus dem Felde bringen? Auch an der Front ist jedes Ohr gespannt, wenn Post ausgefellt wird. Essen und Trinken hat Zeit — erst muß die Nachricht aus der Heimat gelesen werden.

Gute und schlechte Post kommt von der Front in die Heimat, schlechte Post: Verwundet, vermisst, gefangen, gefallen. Und schlechte Post kommt auch von der Heimat an die Front: Wir fragen den Urlauber, der zurückkommt: Wie steht es daheim? Wie geht es den Frauen, den Kindern,

wie sieht es aus in der Stadt, auf dem Lande? Wie stehen die Saaten? Wie ist es mit der Ernte? Wie ist die ganze Stimmung in der Heimat?

Und da ist uns seit einem Vierteljahr manche Antwort geworden, die hat uns gar nicht gefallen, die hat uns die Herzen schwer gemacht, die hat den Kameraden den Schwerdarm geätzt.

Daß ich es gerade heraus sage: Schlechte Stimmung ist zu Hause, flauere Stimmung ist in der Heimat.

Und dann bin ich auf Urlaub gekommen und habe in Stadt und Land mit Gebildeten, mit Frauen und Männern aus dem Volk gesprochen. Überall ist es mir gesagt: Bringen Sie uns den Frieden? Wann kommt der Friede? So geht es nicht länger weiter? Zuviel Schwierigkeiten. Zuviel Entbehrungen. Wirklich, es geht nicht länger so weiter! Wir müssen uns verständigen, wir müssen Frieden schließen. Ja, wohl gar: Frieden um jeden Preis!

Meine Freunde, liegt es an uns, daß wir Krieg führen? Waren wir nicht mit unserm Kaiser und dem ganzen Volk vor dem Kriege bereit, uns mit den anderen Völkern Europas zu verständigen? Liegt es an uns, daß wir bis zu dieser Stunde hin Krieg führen müssen? Sind wir etwa nicht bereit, uns zu verständigen?

Ohne Kriegserklärung überfielen uns die Räuber von Ost und West. Unsere Haustür im Westen verrammelt. Wir mußten durch Belgien, durch des Nachbarn Haus hindurchbrechen, um dem Feinde den Weg zu verlegen, den er sonst nehmen würde, um ihm von der Seite ans Leder zu kommen. Zweimal haben wir Belgien die Hand zur Verständigung gereicht. — Umsonst! Der Feind wollte sich nicht verständigen.

Wir haben versucht, uns mit England zu verständigen. Wir wollten keinen französischen Besitz in Europa antasten. Aber zu fest hatte England sich mit unseren Feinden verstrickt. — Umsonst! Der Feind wollte sich nicht mit uns verständigen.

Italien, unser Bundesgenosse, drohte den Bund zu brechen. Unerlöste Gebiete, die sich gar nicht lösen wollten vom Hause Österreich, wurden ihm über das Maß hinaus angeboten. — Umsonst! Der Feind wollte sich nicht mit uns verständigen.

Am vor Jahresfrist suchten wir Verständigung mit dem uns befreundeten Rumänien. — Umsonst! Der Feind meinte, die Mittelmächte lägen am Boden. Es sei ein Leichtes, ihnen menschlins den Todesstoß zu versetzen. Der Feind wollte sich nicht mit uns verständigen.

Nach eins: Am 12. Dezember 1916 hat unser edler Kaiser in hochherzigster Bestimmung den Feinden seine Hand gereicht, er, der Sieger, den Besiegten: Genug der Opfer und Übergenuß: Genug des Bluts und Übergenuß! Wir wollen Frieden schließen, wollen uns verständigen.

Beispiellos dieser Schritt in der Geschichte der Völker, und beispiellos die Antwort der Feinde.

Und die Antwort? Spott und Hohn, Frechheit und Anmaßung. Unberührt wurden der Welt die Kriegsziele der Feinde gezeigt.

Die Kriegsziele der Feinde. — Kennen wir sie? Oft genug ist zu uns davon geredet. Jeden Tag bringen die Zeitungen uns in neuen Ausprägungen die alten Ziele. Kennen wir sie? Nein, hier verjagt das deutsche Hirn, hier erlahmt das deutsche Gedächtnis. Wir vergessen, was wir gestern gehört haben, wir wissen morgen nicht mehr, was wir heute lesen. Die Kriegsziele der Feinde — wir kennen sie nicht, kennen nicht die Gefahr, die uns droht. Laßt mich Euch darum ein kurzes Wort sagen von den Kriegszielen der Feinde.

Ich habe eine Karte von Europa gesehen, in Paris gedruckt, in 30 000 Exemplaren verbreitet, überschrieben: Das Europa der Zukunft. Da haben die Feinde Deutschlands Grenzen beschnitten. Elsaß-Lothringen und die Rheinprovinz westlich des Rheins kommt an Frankreich. Umsonst die Schlachten von Wörth und Spichern, umsonst die Kämpfe bei Mars la Tour und Bionville und Gravelotte, umsonst haben unsere Väter an der Voire und bei Orleans gekämpft, geblutet, umsonst sind ihrer viele gefallen.

Und Frankreich will auch seine Hand auf Baden und die östliche Rheinprovinz legen; all die reichen Gruben an Kohle und Erz will es in seine Hand bringen.

Schleswig-Holstein „meerumschlungen“ mit dem Kaiser-Wilhelm-Kanal soll an Dänemark fallen.

Ost- und Westpreußen und Teile von Posen sollen zum Königreich Polen geschlagen werden.

Nur sechs Reiche sollen in Deutschland bleiben: Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg, Westfalen, Hannover, und zu Hannover sollen die Lande Mecklenburg geschlagen werden.

Und nun möchte jemand leichtfertig, gedankenlos, sagen oder denken: Was geht das uns an? Ob wir mecklenburgisch bleiben oder hannoversch werden? Was trägt das aus? Wir bleiben ja sicher und ungeschädigt in unseren Häusern, in unserm Besitz und können in Frieden unserer Arbeit

nachgehen. Was gehen uns die fernen Landstriche an, die die Feinde von Deutschland abtrennen wollen? Es könnte sein, daß jemand so denkt, wenn ich das auch nicht glaube.

Aber — da draußen redet keiner so, denkt keiner so. Neben dem Mecklenburger steht der Rheinländer, neben dem Schleswig-Holsteiner der Ostpreuße. Beide stehen neben einander, beide kämpfen einer für den andern: Der eine steht auf Posten, der andere ruht in Reserve. Dieser kann ruhig schlafen, er weiß, der auf Posten wacht für ihn. Und der Posten weiß, auf das Alarmsignal eilen die Schläfer, die Reserve ihm zu Hilfe. Einer kann sich fest, unbedingt auf den andern verlassen.

Was die Feinde wollen? Offen haben sie es uns gesagt. Unser Land, unsere Kriegsschiffe, unsere Handelsflotte, unsere Eisenbahnen, unser Geld wollen sie haben. Wir sollen eine Kriegsentschädigung zahlen. Wieviel? 100 Milliarden! Nein mehr! 400, — 600 Milliarden werden gefordert. Auch wenn Deutschland diese Summe in 100 Jahren nicht bezahlen kann. Man will alles Eigentum und Ländereien zu Geld machen und die Einwohner auf orientalischen Sklavenmärkten als Sklaven verkaufen. Man will sich schadlos halten an der Arbeit des deutschen Volkes. Deutschlands Männer und Söhne sollen die zerstörten Dörfer und Städte Frankreichs wieder aufbauen, Stein um Stein, Mauer an Mauer. Sie sollen die zerstörten Gärten, die durchwühlten Felder, die vernichteten Wälder wieder herstellen, und bis alles das geschehen, soll Deutschland Obst, Korn, Holz an Frankreich liefern. Jahr um Jahr, alles umsonst.

Du sagst, das ist Wahnsinn, heller Wahnsinn. Ja, das ist Wahnsinn, heller Wahnsinn, aber ein ganz gemeingefährlicher Wahnsinn. Aber die so reden, die entschlossen sind, danach zu handeln, kann man die frei umhergehen lassen, muß man sie nicht wie gemeingefährliche Wahnsinnige hinter dicken Mauern und eisernen Gittern einsperren, um die Allgemeinheit vor ihnen zu schützen!

Was die Feinde wollen? Sie sagen: Erst dann wird die Welt genesen, wenn der Deutsche ein seltenes Tier geworden ist, wie die Schlange in Irland, wie der Tiger in England. Mit den Deutschen wird man keinen Frieden schließen, sondern ein streng unerbittliches Gericht halten. Kein Mitleid, kein Mitleid mit den jungen Kindern, die an diesem Kriege unschuldig sind. Man muß sie totschiessen, wie die wilden Tiere.

Und nun weiß ich wohl, was das gutgläubige, gutmeinende deutsche Herz einmendet: das sind einzelne, das sind Ausnahmen, die so denken und reden. Ich sage: Nein, das sind nicht einzelne; hinter all diesen Worten der Feinde stehen die ganzen Völker. Da steht meine Behauptung gegen deine, sagst du. Wer Recht hat, ist nicht zu beweisen. Gemach, mein Freund. Du gibst zu, du kannst deine Behauptung nicht beweisen. Oder kannst du es? Nein. Du kannst es nicht.

Aber ich bin, Gott sei dank, in der angenehmen Lage, meine Behauptung beweisen zu können.

Wir haben es nicht mit Worten einzelner zu tun, sondern mit Taten, mit Taten feindlicher Völker. Ich werde das beweisen.

Vor Zeiten war Indien ein gesegnetes, reiches Land, vielleicht das reichste der Erde. Heute ist es ausgezogen, ausgebreitet — von England. Einst ging die Mehrzahl der Kinder zur Schule, heute sind es 5–10 Prozent. Um Hungerlöhne müssen die Parias Frondienste tun, müssen hungern für Englands Geldbarren. — Und Irland? Jene reiche, grüne Insel Englands? Die Iren sind Pächter auf dem Lande ihrer Väter. Für Irlands Söhne und Töchter ist kein Platz, keine Arbeit, kein Brot in der Väter Lande. Mit blutendem Herzen müssen sie sich von der geliebten, irdischen Heimat losreißen. Zehntausende haben auswandern müssen nach Amerika. — Indien, Irland und noch ein Beweis: die Buren. Im Burenkrieg hatte England der Buren Frauen und Kinder in den Konzentrationslagern darben, entbehren, hungern, verhungern lassen. 20 000 Frauen und Kinder und mehr hat England kalt, berlos verhungern lassen, um die tapferen Männer schimpflich zu schmähllichem Frieden zu zwingen.

Weißt du nun, was England will, welchen Preis es mit dem Hungerkrieg verfolgt, den es uns aufzwingen hat?

Zu den Taten der Vergangenheit stimmen die Taten der Gegenwart. Ich nahm da draußen mal einen Landsturmann mit auf meinem Wagen. Woher stammen Sie? Aus Ostpreußen? Hat Ihre Heimat auch gelitten? Mein Haus, meine Stallungen verbrannt, mein Garten, meine Felder zerstört. Traurige Bilder! Denke, es wäre dein Haus, dein Garten, verbrannt, zerstört! Ich wollte ihn ablenken: wie geht es Ihrer Familie? Meine Kinder nach Rußland geschleppt und acht Tage darauf meine Frau nach Sibirien. Denke, es wäre deine Frau, es wären deine Kinder. Ach wie ist Menschenwort arm und schwach. Was sollte ich sagen? Ich habe dem Mann die Hand gedrückt und mein

Wintersanfang in Mazedonien.

Ja, stürme nur zu, du frischer Gesell,
Und blase aus vollen Backen.
Versuch's und rüttle mich von der Stell',
Versuch's nur, mich anzupacken.

Du bist mir ein lieber, ein freundlicher Gruß,
Streiffst du auch hart meine Wangen,
Dein Druck ist wie ein stürmischer Kuß,
Der Lieben, die um mich bangen.

So stürmst du auch über die Felder dahin,
Die sich in der Heimat erstrecken,
So zaust du die Wälder zu Herbstbeginn,
Und pfeiffst um die Häusereden.

So prüfe auch mich dieses Landes Kind,
Und wech durch dein Pfeifen das Schöne,
Und sprich von den Dingen, die fern von mir sind
Und die ich so innig ersehne.

Hermann Renner.

Händedruck hat ihm gezeigt, wie ich mit ihm fühlte, mit ihm litt. Was hat Ostpreußen leiden müssen! Männer erschlagen, Frauen vergewaltigt, Mädchen geschändet, Kinder gemordet. Und wieviele schmachten noch heute in russischer Gefangenschaft.

Was haben unsere Brüder leiden müssen, als Frankreichs Gefangene. Frage die, die ausgetauscht sind. Das Herz schaudert, wenn wir von ihren Leiden hören. Fast ist es, als wollte man mit aller Gewalt, auf alle Weise das deutsche Volk vernichten.

Soll ich dir noch mehr sagen? Soll ich dir die Namen: L 17, King Stefan, Baralong ins Gedächtnis rufen? Hast du Englands Taten vergessen? Hohnlachend, herzlos ließ England deutsche Schiffbrüchige untergehen, Feigheit und Schamlosigkeit nutzte sie als lebende Zielscheiben. Wie hat England sich vergessen! Aller Menschenwürde ist es verlustig gegangen.

Weißt du nun, was die Feinde tun, was sie wollen? Kennst du nun die große, große Gefahr, die noch immer nicht gebannt ist? Weißt du nun, um was es geht, was uns droht?

Gefagt habe ich es dir, offen und klar, nicht verschwiegen, nichts hinzugefügt. Weißt du es nun noch nicht, es ist nicht meine Schuld, aber es ist deine Schuld, deine Schuld ganz allein. Du fällst unter das Wort der Schrift: Mit den Ohren werdet ihr hören und werdet es nicht verstehen, und mit sehenden Augen werdet ihr sehen und es nicht verstehen. Dieses Wort ist ein Gerichtswort. Wenn du dir nicht helfen lassen willst, ist dir nicht zu helfen. Geh! deinen Weg nur weiter, aber das sollst du wissen: dein Weg geht abwärts, in die Tiefe, ins Verderben. Du hörst nicht auf den Notruf der Brüder von der Front: Helft uns siegen!

Können die Feinde ihre Kriegsziele erreichen? Das ist die Frage. Darum handelt es sich. Die Front antwortet: Nein. Es wird ihnen nicht gelingen. Sie werden es nicht zwingen.

Und die Heimat? Wie denkt die Heimat darüber? Die einen sagen: Nein. Andere schweigen, zuden die Mäseln, andere sagen: Wir wissen es nicht.

Wie sieht es: Können die Feinde ihre Ziele erreichen? Wir wollen klar sehen.

Mit Waffengewalt können sie ihre Ziele nicht erreichen. Millionen und Millionen sind gegen die deutsche Front gestürzt, umsonst, die Front stand und hielt, eine feindliche Offensive nach der andern ist zusammengebrochen. Unerschüttert, unerschütterlich stehen die Kameraden an der Front. Militärisch konnten und können sie uns nicht zwingen.

Sie haben es mit dem Wirtschaftskrieg, mit dem Hungerkrieg versucht. Aber England hat sein Ziel nicht erreicht. Deutschland erzeugt im eigenen Lande soviel, daß wir unser Auskommen haben. Freilich, Schmalhans ist Küchenmeister geworden in deutschen Landen und Schmalhans wird Küchenmeister bleiben. Aber aus Hungern können sie uns nicht.

Der Kampf geht weiter. Von der Front kommt der Notruf in die Heimat: Helft uns siegen!

Der Kampf da draußen ist kein Kinderspiel. In der Zeit deutsch-russischer Verbrüderung haben wir oftmals Briefe aus der Heimat bekommen: Bei euch ist ja Frieden im Krieg. Im Verhältnis zu den Kämpfen im Westen wird das stimmen, aber sonst stimmte nur ein Zehntel des Bildes, das die Heimat sich vom Osten machte, mit den tatsächlichen Verhältnissen. Auch als das Infanteriefener tagelang schwieg — die russische Artillerie hat nie aufgehört, uns zu be-

schießen, uns recht unangenehm und wirksam zu beschleßen. Das Feuer hat ständig zugenommen — in der letzten Juniwoche habe ich fünf Kameraden begraben müssen.

England führt einen Hungerkrieg. Auch wir da draußen merken das. Wenn ich morgens Kaffee getrunken habe, eine Stunde darauf habe ich so ein Gefühl im Magen, das man in der Heimat Hunger nennt, und mit diesem Hungergefühl muß man bis Mittag seine Arbeit tun. Und wenn es uns Pfarrern so geht, wieviel mehr den Kameraden, die körperlich mehr zu leisten haben. Früher kamen Kameraden zu uns, sich etwas Brot von uns zu erbitten. Wir haben immer gern gegeben, soviel wir konnten. Aber seitdem wir von Ostern an die verstärkte Brotration haben, ist keiner mehr zu uns gekommen; sie alle wissen es, nun kann der Pfarrer nichts mehr übrig haben. Kartoffeln kennen wir nur noch vom Hörensagen. Sich fetteissen ist für die meisten eine schwierige Sache. Ein Divisionspfarrer aus dem Westen hat mir vor wenigen Tagen gesagt: Wenn ich mich fetteissen wollte, bräuhete ich zu jeder Mahlzeit die doppelte Portion. Daß auch wir da draußen hungern, entbehren, davon weiß die Heimat nichts. Es wird vielen wie mir, so gehen, daß man uns, wenn wir auf Urlaub in die Heimat kommen, sagt: Sehen Sie aber wohl aus! Na, natürlich, ihr an der Front habt ja noch alles! Wir lächeln dazu und schweigen. Wir mögen nicht von uns reden.

Bismarck würde heute ebenso urteilen, wie er 70 an seine Frau schrieb: Unsere Soldaten sind zum Küssen. Ein Artilleriehauptmann sagte mir vor einem Jahr: Gut ab vor jedem Mann im Schützengraben. Ein Bataillonsführer, aus der Champagneschlacht mit einem Zehntel seines Bestandes unverfehrt herausgekommen: Was unsere Leute da vorne leisten: Wer es nicht gesehen hat, glaubt es nicht, weiß es nicht. Tagelang im schwersten Feuer. Wenn dann der Auf erschallt: Sie kommen, dann jeder auf seinen Platz und mit Handgranaten und Bajonett darauf los, als wollten sie den Teufel aus der Hölle jagen.

Wir stehen im Kampf für unsere Heimat. Und wenn es an uns kommt, wenn es von uns gefordert wird, wir sind bereit, das Leben zu lassen, gerne bereit, wenn es sein muß. Denn es ist ja für die Heimat.

Wir stehen im heißen, erbitterten Kampf. Wir können es allein nicht zwingen. Wir sind im Hungerkrieg. Mit uns leidet die Heimat, die Frauen, die Kinder. Mit uns müßt ihr alle kämpfen, müßt uns helfen zu siegen.

Und wenn die Heimat mitkämpft, mithilft zum Siege, die da draußen wollen ihr ganz gewiß nicht den Siegesfranz, den Ehrenfranz, weigern.

So gehi der Notruf von der Front in die Heimat. Helft uns siegen!

Was könnt ihr tun? Eins nicht tun! Was denn? Keine Klagebriefe an die Front! Wir draußen schreiben keine nach Hause. Ihr könnt uns doch nicht helfen. Wir machen euch unnötig das Herz schwer. So ist's auch umgekehrt. Wir können euch doch nicht helfen, so gerne wir es täten. Und was geschieht mit vielen Klagebriefen? Sie fallen mit Verwundeten in der Feinde Hand. Sie werden verbielsältigt, hinter unserer Front von feindlichen Fliegern abgeworfen. Deutsche Soldaten! So sieht es in der Heimat aus. Streckt die Waffen! Kommt zu uns! Laßt nicht Frauen und Kinder leiden und hungern!

Und sie werden in Uebersetzungen unter den feindlichen Böllern verbreitet. So sieht's in Deutschland aus. Nun durchhalten! Dann haben wir sie in Kürze bezwungen. Darum: Keine Klagebriefe an die Front!

Nicht vereinzelt der Fall, daß ein Landsturmmann, der einen Klagebrief erhalten hatte, herausstürzte aus seinem Unterstand, und verzweifelt nahm er sich das Leben.

Helft uns siegen! Was könnt ihr tun? Ich will nur eins nennen, das wichtigste. Ihr wißt alle, wieviel böse und schlechte Gerüchte umhergehen. Ich kann Haus bei Haus gehen, und ich wette, in jedem Hause mit ganz wenigen Ausnahmen wird man mir in den ersten zehn Minuten sagen: Weißt du schon? Hast du schon gehört? Ob es wahr ist? — Nein, es ist nicht wahr, was alles erzählt wird.

Gewiß, ein Teil ist wahr, leider wahr. Es ist manches vorgekommen, was nicht hätte vorkommen sollen. Es sind Fehler gemacht. Vielleicht hat einer und der andere durch Entbehren, Frieren, Hungern, Schaden an seiner Gesundheit genommen, ja ist gestorben. Das ist überaus beklagenswert. Ich will nichts vertuschen, nichts beschönigen. Aber das ist ein Kriegesopfer, wie es draußen auch gefordert wird. Wir sind draußen und daheim im Kriege. Wenn auch die Behörden den besten Willen haben, das zu verhindern — und den haben sie, ich zweifle nicht daran —, die Möglichkeit besteht, daß solche Opfer gefordert werden. Das wird sich nie ganz verhindern lassen. Kriegesopfer draußen, Kriegesopfer daheim.

Schlechte und böse Gerüchte, Mätsch und Tratsch umgeben uns, wie die Bremsen das Pferd. Daneben stehen die Friedensforderungen, das Friedensgerede.

Woher kommt das alles? Seit einem Vierteljahr ist es

da und nimmt reichend zu, eine große Gefahr für unser ganzes Volk, wie der Bach anschwellend bei schneller Schneeschmelze zu wildem Strom das ganze Tal gefährdet. Woher? Wo liegt die Ursache? Woher sprudelt diese Quelle?

Du weißt es nicht? Ich will es dir sagen. Das alles kommt von feindlichen Agenten und Spionen her. Beweisen kann ich das nicht. Aber den Wahrscheinlichkeitsbeweis kann ich führen. Wir da draußen haben Espione im erschlissenen Kriegskleide kurz hinter der Front gehabt. Auch hier in der Heimat ist mancher gefaßt. Wo ich meine Meinung geäußert habe, niemals bin ich auf Widerspruch gestoßen, jeder hat meinen Verdacht bestätigt: Das glaube ich auch. Man hat verdächtige Reisende auf der Bahn bemerkt, die anscheinend nichts weiter tun, als böse Gerüchte austreuen und Gift in deutsche arglose Herzen träufeln! Die Augen auf! Helft uns siegen!

Und noch mehr. Diese bösen, losen Worte machen nicht vor unserm Obersten Kriegsherrn Halt. Was ich gehört habe, ich würde den feldgrauen Kopf, den ich zu tragen die Ehre habe, beschmutzen, mein Zeugnis weigert sich, das zu wiederholen. Vergessen wir, was die Hohenzollern für Deutschland geleistet haben? Wo liegt das Geheimnis unserer Stärke? In unserer Einheit und Einigkeit. Und ist nicht deren Symbol, ich sage mehr, ist nicht deren Band, die deutsche Kaiserkrone, die Deutschland lange ersehnt, schwer und heiß durch Blut und Eisen erlöpft, am 18. Januar 1871 sich endlich gewonnen hat?

Was sollen wir tun, fragst du. Ich will dir kurz und bündig eine Antwort geben, eine Antwort, die aber nur ein Soldat geben kann, der allen bösen Gerüchten, allem Klatsch und Tratsch energisch entgegentritt und saugrob erklart: Bleibt mir mit dem ausgestunkenen Sägentram vom Leibe!

Es gilt: Gegen den Strom! Wahrlich, leicht ist es, sich vom Strom tragen zu lassen. Wer einmal in einem Wasser gegen den Strom geschwommen hat, der weiß, es ist mühsam, jeden Fußbreit gilt es sich zu erkämpfen. Soll uns das schrecken? Ich schwimme seit einiger Zeit gegen den Strom. Eine erfreuliche Erfahrung habe ich gemacht. Wenn ich sage: Militärisch können sie uns nicht zwingen. Jede Truppe sagt: Laßt sie nur kommen. Hier kommen sie nicht durch. Wirtschaftlich können sie uns auch nicht zwingen. Gottes Güte schenkt uns eine Durchschnitternte. Stetig schreitet die Arbeit der U-Boote vorwärts. Ich weiß wirklich nicht, warum wir den Kopf hängen lassen sollen. Wo ich so redete, da hellten sich die Mienen auf und erst zögernd, aber dann zuversichtlich kam die Antwort: Ja, eigentlich haben Sie auch recht. Macht euch das nicht Mut, gegen den Strom zu schwimmen?

Gegen das Friedensgerede! Ein englischer Offizier hat in einem neutralen Lande in vertraulichem Kreise gesagt: Vor einem Jahr war England bereit, Frieden zu schließen. Da kam das Friedensgerede in Deutschland. Da haben wir uns gesagt, nun noch eine Zeit durchhalten, dann haben wir gesiegt. Nichts törichter als ein uferloses Friedensgerede. Wir wollen vom Feinde lernen! Jedes Friedensgerede kostet uns neue Kämpfe, noch mehr kostbares Blut, schwere Opfer. Frits Reuter sagte einmal: De best Ort von Versäminung twischen Minsh und Sund sünd Släg. Das gilt von uns und unserem Feind. Ich bin überzeugt, daß die Front so denkt. Durch keine Reden und Resolutionen kommen wir dem Frieden auch nur ein Fußbreit näher, aber davon bin ich fest überzeugt, der tapfere Widerstand unserer Kameraden in Flandern, die herrliche Gegenoffensive im Osten, die U-Boot-Beute jeden Tages bringen uns dem Frieden ein gut Stück näher.

Helft uns siegen! Noch einmal. Wir draußen allein können es nicht schaffen. Ihr müßt uns helfen. Wir können nicht gegen das Friedensgerede, gegen die bösen Gerüchte kämpfen. Das ist eure Sache, eure Pflicht. Entzieht euch dem nicht! Helft uns siegen!

Helft uns siegen. So bitten euch, die da kämpfen, eure Väter und Söhne, eure Männer und Brüder.

Helft uns siegen: So bitten euch die Verwundeten, die unter schweren Schmerzen in den Lazaretten liegen, die Kriegsbeschädigten, die manche schöne Hoffnung haben begraben müssen.

Und eine dritte Reihe von Männern tritt neben die kämpfenden, Verwundeten, Kriegsbeschädigten. Unübersehbar ist ihre Zahl. Es sind die Gefallenen. Was uns da draußen festhält auf unserm Posten, daß wir nicht wanken, nicht weichen können, es sind die Gräber der gefallenen Kameraden. Ihnen gilt es Treue halten. Sie halten Zwiesprache mit der Heimat: Ihr habt Opfer gebracht. Wir auch. Schwere. Wir auch. — Ihr gabet viel, wir gaben alles, Leib und Leben. — Ihr habt manche Hoffnung begraben, wir alle Hoffnungen. Es ist, als ob in diesen Tagen aus den grünen Hügeln der Gräber gefallener Kameraden die Schwerthand herauswächst und ruft drohend und doch so heiß flehend der Heimat zu: Helft uns siegen!

Das gilt auch euch in der Heimat. Jeder an seinen

Platz, an seine Pflicht, wir brauchen jeden Mann, jede Frau, jeden Mund, jede Hand, jedes Herz. Aber wenn jeder seine Pflicht tut, dann laßt sie nur hier in der Heimat kommen, dann kommen sie hier auch nicht durch!

Es kommt der Tag des Sieges! Das ist die Zuversicht der U-Boote, der ganzen Marine. Es kommt der Tag des Sieges! Das ist es, was uns Hindenburg und Ludendorff sagen. Und die oberste Heeresleitung hat uns noch nie betrogen. Schwer sind die Zeiten, aber sicher der Sieg. — Es kommt der Tag des Sieges! Das ist die Siegeshoffnung der ganzen Front.

Ach, daß ich diesen Siegesglauben in jedes deutsche Herz hineinhämmern könnte!

Die Feldgrauen da draußen auf Posten. Wurbereit liegen vor ihnen die Handgranaten. Scharf späht ihr Auge unterm Stahlhelm nach dem Feinde hinüber, und in die Heimat hinein lassen sie den Notruf gehen, aus heißer Vaterlandsiebe, Heimatliebe geboren:

Helft uns siegen!

Helft uns siegen!

Helft uns siegen!

Behner, Feldprediger.

Sylvesterglocken.

Hörst du die Sylvesterglocken.

Wie sie rufen, wie sie locken?

Neues Leben schwellt die Brust.

Wie sie jauchzen, wie sie klingen!

Wie sie jubeln, wie sie singen:

Neues Jahr bringt neue Lust.

Hörst du die Sylvesterglocken,

Wie sie mahnen, wie sie locken?

Ach, die Jugend liegt so weit!

Und ich hab' in schweren Tagen

Herbes, bitt'res Weh getragen;

Neues Jahr bringt neues Leid!

Hörst du die Sylvesterglocken,

Wie sie rufen, mahnen, locken?

Klagend zittert's durch die Luft.

Klingen sie schon Trauerklänge?

Singen sie schon Grabgesänge?

Winkt mir schon die stille Gruft?

Hörst du die Sylvesterglocken,

Rufen, jubeln, klingen, locken?

Mahnend ihre Stimme spricht:

Mag im wirren Weltgetriebe

Alles schwinden, Gottes Liebe

Weicht und wankt ewig nicht!

Fr. Winkel.

Anruf, Glockengedichte betreffend.

Kein Opfer ist in dem unendlich opferheißenden gegenwärtigen Kriege unserem Volke zu bringen so schwer geworden, wie die Hingabe der Turmglocken, an denen alle mit ganzem Gemüte hängen. Daß unsere Dichter angeregt wurden, ihren Gedanken, Stimmungen, Gefühlen beim Abschied von den lieben Glocken Ausdruck zu verleihen, ist nur natürlich. Diese Gedichte zu sammeln, in einem leistungsfähigen Verlage herauszugeben und den durch den Verkauf zu erzielenden Reinertrag dem Roten Kreuz zuzuführen, hat sich der Unterzeichnete zur Aufgabe gestellt, und es ergeht an alle Verfasser solcher Gedichte in deutschen Landen die Bitte, ihre Glockengedichte zu dem angegebenen Zwecke unentgeltlich zur Verfügung zu stellen und deutliche Abschriften zu senden an: Professor Dr. Bernhard Rost, Chemnitz in Sa., Mittelstraße 4.

Berichtigung.

Zu dem Gedicht „Königinnen“ (Nr. 13) lies: Z. 39 warst statt magst, Z. 44 Selbstsucht statt Selbstzucht, Z. 48 einst statt ein, Z. 60 Purpurfrauenbild statt Purpurfrauenkleid.

Bekanntmachung.

1. Die Zwischenscheine für die 4 1/2 % **Schaganweisungen** der VI. Kriegsanleihe können vom

10. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „**Umtauschstelle für die Kriegsanleihen**“, Berlin W 8, **Behrenstraße 22**, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“ in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine für die 5 % **Schuldverschreibungen** der VI. Kriegsanleihe findet gemäß unserer Mitte v. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

26. November d. Js.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, **Behrenstraße 22**, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen für die I., III., IV. und V. Kriegsanleihe ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar 1917 und 1. Oktober d. Js. fällig gewordenen Zinscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, **Behrenstraße 22**, zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Dezember 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Die 2. Auflage von Professor **H a s h a g e n's** ausgezeichneten Schrift:

Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau

(Preis 1 M.) ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Das Panier des Kreuzes.

Ein Kaiserwort über des deutschen Volkes Weltstellung und seine Mission an die Völker der Erde.

Von Geheimrat
Prof. D. L. Schulze-Rostock.

15 J.

Friedenswünsche

Von Geheimrat Professor D. Walther-Rostock.

Jedes Heft 10 Pfg.

1. Was entscheidet über des Krieges Ausgang?
2. Ich der Herr!
3. Wofür die Opfer des Krieges?
4. Das neue Deutschland:

Im 3. Tausend erschien:

Hilfsprediger

Bertram, der Dieb.

Erzählung von Ernst Bäschel.

Elegant karton., Liebhaberformat.

Preis 70 Pfg.

Sehr geeignet für Feldsendungen.

Schriften

von Prof. Dr. Grünmacher-Erlangen
(früher Rostock).

Unsere Gefallenen	15 J.
Unser Kaiser	30 J.
Flammen Gottes	20 J.

Was hat Luther
in dieser Kriegs- und Notzeit dem
evangelisch-lutherischen Pfarrer
in Deutschland zu sagen?

Von Univ.-Professor D. Fr. Haschagen.
Preis für 1 Exemplar 2.— Mark.

Jeder Kirchlichgesinnte müßte
diese Schrift lesen.

Bekanntmachung.

1. Die Zwischenscheine für die 4 1/2 % **Schatzanweisungen** der VI. Kriegsanleihe können vom

10. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 15. Juli 1918 die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“ in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Scheine rechts oberhalb der Stücknummer mit ihrem Namen zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine für die 5 % **Schatzanweisungen** der VI. Kriegsanleihe findet gemäß unserer veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

26. November d. Js.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen für die 5 % **Schatzanweisungen** ist eine größere Anzahl in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. Oktober 1916, 2. Januar 1917 und 1. Oktober d. Js. in Zinscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden ersucht, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22, zum Umtausch einzureichen.

Dezember 1917.

Verwaltungsdirektorium.

Stein. v. Grimm.

Das Panier des Kreuzes.

Ein Kaiserwort über des deutschen Volkes Weltstellung und seine Mission an die Völker der Erde.

Von Geheimrat Prof. Dr. L. Schulze-Rostock.

15 J.

Wünsche

Professor Dr. Walther-Rostock. Heft 10 Ffg.

Scheidet über des Krieges Herr! für die Opfer des Krieges? Das neue Deutschland.

Im 3. Tausend erschien:

Hilfsprediger

Bertram, der Dieb.

Erzählung von Ernst Büchel.

Elegant karton., Liebhaberformat.

Preis 70 Ffg.

Sehr geeignet für Feldsendungen.

Schriften

von Prof. Dr. Grünmach-Erlangen (früher Rostock).

Unsere Gefallenen	15 J
Unser Kaiser	30 J
Flammen Gottes	20 J

Was hat Luther in dieser Kriegs- und Notzeit dem evangelisch-lutherischen Pfarrer in Deutschland zu sagen?

Von Univ.-Professor Dr. Fr. Haschagen. Preis für 1 Exemplar 2.— Mark.

Jeder Kirchlichgesinnte müßte diese Schrift lesen.

Die 2. Auflage von Professor Haschagen's ausgezeichnete Schrift:

Die Pflege des Gemütslebens durch die Frau

(Preis 1 Mk.) ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.